This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

F 29519

Sophie Watth
g: v: Graffenr
1828.

Neue

Erzählungen.

Von

Caroline Pichler,

geborenen

von

Greiner.

Dritter Theil.

Wien, 1820.

Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.

SPC
'89

I.

Der ſchwarze Fritz.

Es war ein trüber Herbſtabend des 1648ſten Jahres, als Graf Martinitz mit ſeiner Nichte Luitgarde nach langer Abweſenheit dem Schloſſe ſeiner Ahnen zufuhr. Lange, ſo lange als möglich, hatte er ſich einſt nicht entſchließen können, trotz der Schrecken des dreyßigjährigen Krieges den liebgewordenen Aufenthalt zu verlaſſen. Er hatte die Stürme der erſten wilden Auftritte, die Folgen der Prager Schlacht, und ſo manchen andern Unfall muthig ertragen, und glaubte ſich, da die Friedensunterhandlungen bereits angeknüpft waren, im Hafen der Ruhe, als ganz unvermuthet Banner's und Torſtenſon's wilde Haufen in ſein Vaterland eindrangen, Alles mit Feuer und Schwert verwüſteten, und die verheerende Fluth ſich auf ſeine Gegend zuwälzte. Nun blieb ihm nichts übrig, als mit Frau und Kind zu fliehen, und ſein Schloß den wüthenden Schaaren Preis zu geben.

In Prag, wohin er ſich mit den Seinigen nicht ohne Gefahr gerettet hatte, ſtarb ſeine ge-

liebte Gemahlinn an den Folgen des Schreckens, und ein jüngerer Knabe folgte ihr bald im Tode nach. Tiefgebeugt ging der Graf von Prag, das ihm nichts als traurige Erinnerungen both, nach Wien, wo ihm viele Freunde lebten. Im Kreiſe geliebter Anverwandten heilten allmählig ſeine Wunden, und nachdem der langerſehnte Friede das erſchöpfte Vaterland beruhigt hatte, zog ihn ſtille Sehnſucht nach dem verlaſſenen Ort ſeiner Geburt, nach den Gräbern ſeiner Ahnen, und er beſchloß, jetzt dahin zu gehen und dort das Hochzeitfeſt ſeines älteſten, nun einzigen Sohnes zu feyern.

Graf Friedrich war ein liebenswürdiger junger Mann. Mit einer angenehmen Geſtalt und gefälligen Sitten verband er mancherley Eigenſchaften, die ihn in Geſellſchaften beliebt und ſeinen Freunden werth machten. Er zeichnete und mahlte, war glücklich im Ergreifen der Ähnlichkeiten und beſaß einen großen Band kleiner Bildniſſe von Bekannten, die er ſelbſt auf ſeinen Reiſen verfertigt hatte. Er war in Paris, in Madrid, in Italien geweſen, und für jene Zeit und für ſeinen Stand ein kleines Wunder. Sein Vater ſah ſeiner Ankunft mit Stolz und Freude entgegen. Was den redlichen Greis aber

noch inniger vergnügte, war der Ruf reiner Sitten, den ſein Sohn ſich überall zu erhalten und unverſehrt in's Vaterland mitzubringen gewußt hatte.

Familienübereinkunft und kindliche Zuneigung hatten ſeit langen Jahren Graf Friedrich und Luitgarde für einander beſtimmt. Der alte Graf liebte in ſeiner Nichte nicht bloß das Ebenbild einer theuern Schweſter, er liebte auch in ihr das ſchuldloſe Gemüth, den ſtillen Sinn, den die Stürme jener Zeit früher, als die Jahre gereift hatten. So war ſie in ihrer Kindheit und frühern Jugend in Prag und Wien neben ihrem Vetter aufgewachſen. Später hatten ſeine Studien und Reiſen ihn lange von ihr getrennt, und ſie ſah jetzt mit inniger Freude einem Wiederſehen und einer Verbindung mit dem Jugendgeſpielen entgegen, die ſie, ſeit ihr Geiſt ſich zu entwickeln angefangen hatte, als die angenehmſte Beſtimmung ihres Lebens zu betrachten gewohnt war.

An ihrem Oheim hing ſie mit kindlicher Zärtlichkeit, und nahm daher ſeinen Vorſchlag gern an, ihn nach Böhmen zu begleiten und bis zur Ankunft ihres Bräutigams ihm auf der einſamen Bergveſte Geſellſchaft zu leiſten.

In fröhlichen Aussichten auf eine heitere Zukunft war sie durch die von einem gesegneten Herbst verschönerten Gefilde des reichen Österreichs gefahren. An der Böhmischen Gränze änderte sich die Scene. Die dreyßigjährigen Leiden eines Religions- und Bürgerkrieges hatten dem Lande unverlöschbare Spuren eingedrückt. Dörfer, in denen erst einige ärmliche Hütten neben zerfallenen Brandstätten emporzusteigen anfingen, bleiche Gestalten, aus deren Zügen Mangel und Kummer sprachen, weite Strecken unangebauten Landes, Nahrungslosigkeit und stockender Handel in den Städten, Klagen über Verwilderung des Volkes und Unsicherheit der Straßen beurkundeten überall die traurigen Folgen langwieriger Kriegsstürme. Luitgardens froher Muth sank allmählig; still und in sich gekehrt saß sie neben dem Oheim, in dessen Seele die gegenwärtigen Bilder des Jammers noch schmerzlichere Erinnerungen zu wecken schienen. Das heitere Herbstwetter hatte nebelgrauen Tagen Platz gemacht, der düstere Flor, der über Luitgardens und des alten Grafen Seelen lag, schien sich auch über die ganze Natur verbreitet zu haben. Leiser Regen säuselte unaufhörlich durch die vom Herbst entfärbten Wälder und ein

kaltes Lüftchen jagte die gelben Blätter in die Fluthen der Moldau, die eintönig und tief neben dem Wege hinrauſchte. Jetzt erſchien bey der nächſten Wendung der Straße das graue Gemäuer eines anſehnlichen Schloſſes. Der Graf erblickte es zuerſt, er deutete ſchweigend darauf hin und ein ſchwerer Seufzer entwand ſich ſeiner Bruſt. Luitgarde verſtand, was bey dem Anblick der wohlbekannten Mauern ihres Oheims Seele bewegte; auch ſie ſchwieg, ſeinen Schmerz durch dieß Schweigen ehrend, und ſo, ſtill, in düſtern Gedanken und wehmüthigen Gefühlen, betrat ſie zuerſt das Schloß, das ihr künftiger Wohnſitz ſeyn ſollte.

Aber ihr klarer Sinn ſcheuchte bald die dunkeln Bilder von ſich weg, und wenn auch in den weiten, halbleeren Sälen, in den hohen Gemächern, wo hier und da beſchädigte Geräthe an alte Verwüſtungen erinnerten, eine wehmüthige Stimmung ſie ergreifen wollte, widerſtand ſie ihr mit Kraft und Beſonnenheit, gab ſich Mühe, ſich zu beſchäftigen und mit hellen Ausſichten in die fröhlichere Zukunft zu erheitern, wenn ihr lieber Jugendgeſpiele und Bräutigam, den ſie nun ſeit ſo vielen Jahren nicht geſehen hatte, mit ſeiner Gegenwart dieſe tiefe Einſamkeit be-

leben und die seltsamen Wünsche und Ahnungen, die oft in ihrer Brust aufwallten, ganz lösen und befriedigen würde.

Aber Graf Friedrich kam noch immer nicht. Geschäfte hielten ihn in Wien zurück, wohin er bald nach seines Vaters Abreise gekommen war, und wo er seine bedeutenden Sammlungen, die Früchte seiner Reisen, unter der Anleitung gelehrter Männer zu ordnen gedachte, ehe er sich damit in seine ländliche Einsamkeit begab. Luitgarde schmähte ihn darüber in ihren Briefen aus, aber sie suchte sich die Zeit, so gut es ging, zu vertreiben. Sie übernahm die Führung des ganzen Hauswesens, sie leitete die Arbeiten, die zur Verbesserung des beschädigten Schlosses vorgenommen wurden, sie durchstrich an hellen Tagen die umliegende Gegend und arbeitete bey unfreundlichem Wetter fleißig mit ihren Frauen. Dann brachte sie die Abende mit ihrem Oheim und dem Pfarrer vor dem freundlichen Kaminfeuer zu, wo sie, was ihr in dem Laufe des still und thätig verlebten Tages begegnet war, dem Oheim mittheilte, seinen Rath, seine Meinung forderte, oder doch einen Gegenstand zum lebhaften Gespräche lieferte.

Gleich an einem der ersten Tage, als noch

Alles im Schloſſe ihre Neugierde reizte und kein Geräthe, kein Gemählde ihrer Aufmerkſamkeit entging, hatte ſie in einem Saale, durch welchen ſie jederzeit gehen mußte, um von ihren Zimmern in die des Oheims zu kommen, ein Bild von mittelmäßiger Größe entdeckt, das ihre Aufmerkſamkeit lebhaft auf ſich zog, und jemehr ſie es betrachtete, jemehr feſſelte. Es ſchien ein Kerkergewölbe, vielleicht ein Burgverließ aus alter Zeit vorzuſtellen. Hohe Bogengänge vertieften ſich im Hintergrunde in ferne, ſchauerliche Dunkelheit, im Vorgrunde rechts war ganz in der Höhe oben eine einzige runde Öffnung, durch welche der Schein des Mondes in das tiefe, dunkle Gewölbe und auf die Geſtalt eines gefangenen Ritters fiel, der, mit ſchweren Ketten belaſtet, auf ſeinem Strohlager ſaß. Man konnte ſein Geſicht nicht ſehen. Der Kopf, von reichen, dunkeln Locken umſchattet, war vom Zuſeher abgewendet, aber die gebeugte Stellung, das in eine Hand ſchwermüthig geſtützte Haupt, während der andern einige Kerbhölzer achtlos entglitten, auf denen mit einem verroſteten Nagel, der daneben am Boden lag, Striche, vermuthlich die Zahl ſeiner Leidenstage, gegraben waren, das Alles in der dämmernden Beleuchtung des

Mondſtrahles machte ein ſprechendes Ganzes aus und ergriff Luitgarden ſchaurig und geheimnißvoll. Sie konnte ſich lange nicht von dem Bilde losreißen, ſie konnte ſich es nicht verſagen, ſo oft ſie durch den Saal ging, davor ſtehen zu bleiben, es zu betrachten und ſich in die Leidensgeſchichte, in die Gefühle des armen Gefangenen recht lebhaft hinein zu denken, und endlich befragte ſie des Abends am Kamin den Oheim um das Bild und die Geſchichte des gefangenen Ritters. Graf Martinitz wußte ihr wenig Beſcheid zu geben. Wahrſcheinlich war das Ganze bloß eine Vorſtellung des Mahlers, den er nannte; wenn aber eine wahre Geſchichte zum Grunde lag, wie er in ſeiner Kindheit wohl manch Mahl von ſeiner Großtante hatte erzählen hören, die eine lebende Chronik ihres Hauſes war, ſo ſtellte dieß Bild einen ihrer Ahnherren vor, der in den Zeiten des Huſſitenkrieges gelebt und wegen Religionsmeinungen vom König Siegmund war gefangen gehalten worden.

Ach, das waren auch böſe Zeiten, wie die unſrigen! ſagte der Pfarrer, indem er ſeufzend zum Himmel blickte.

Ja wohl, erwiederte der Graf, und nun vertieften ſich die beyden Greiſe in ein Geſpräch,

das in der damahligen Zeit wohl der Hauptgegenstand aller Gespräche war, in Klagen über die Leiden ihres Vaterlandes, die unüberſehbaren Folgen derſelben auf Kinder und Kindeskinder. Vor Allem führte der Pfarrer die Verwilderung des Volkes an, wo die drückende Noth das Härteſte und Schlechteſte gebiethet und keine Gottesfurcht den böſen Begierden ein Gegengewicht gibt. Er erzählte von Räuberbanden, die ſich in den Wäldern zuſammengethan, und theils aus entlaufenen, oder entlaſſenen Soldaten, die der Friede unnütz gemacht, theils aus verarmten, hülfloſen Menſchen beſtanden. Er wußte eine Menge gräßlicher Geſchichten von ihnen, und der Graf, in deſſen wunden Herzen dieſe Klagen antwortende Klänge fanden, ſtieg nun auch in die Vergangenheit hinauf und führte an, was in früheren Jahren durch den unſeligen Bürgerkrieg Trauriges geſchehen war.

»So hat einer meiner Freunde ſeinen einzigen Sohn, den einzigen Erben eines großen Vermögens eingebüßt, und das edle Haus ſtirbt nun aus. Ihr habt ja, ehrwürdiger Herr, den Grafen Lansky gekannt?«

Lansky? rief Luitgarde, und wurde aufmerkſam.

Ja, fuhr der Oheim zu ihr fort: »Der Graf Lansky, mein Jugendfreund, der einst deine Mutter hatte heirathen sollen! Verhältnisse trennten diese Verbindung, Lansky ging auf seine Güter in Schlesien, ich habe ihn seitdem nur wenig mehr gesehn. Er verheirathete sich dem Wunsche seines Vaters gemäß und fand den einzigen Trost einer unzufriedenen Ehe in der Geburt eines schönen, vielversprechenden Knaben. Da wälzte sich die Woge des verheerenden Krieges auch über jene Gegenden. Der wilde Mannsfeld, von Wallenstein verfolgt, zog mit dem Rest seines Raubgesindels, durch Schlesien sich durchschlagend, bis nach Siebenbürgen zu Bethlen Gabor. Alle Schrecken und Verheerungen, die ein fliehendes, von Allem, was zu seinem Unterhalt nöthig ist, entblößtes Heer begleiten, trafen die Güter meines Freundes. Die Mannsfeldschen brachen mit Feuer und Schwert in die Dörfer, das Schloß ging in Flammen auf, die Plünderer drangen hinein. Was die Flamme nicht fraß, fiel in ihre Hände, oder unter ihren Klingen. So ging auch der Sohn meines Freundes verloren. In dem Zimmer, das er bewohnt hatte, fand man den Leichnam einer seiner Wärterinnen, der halb von den Flammen

verzehrt war. Was aus dem Kinde geworden war, wußte Niemand. Lange hatte der unglückliche Vater die Hoffnung genährt, das Kind, ein holder Knabe von vier Jahren, könnte wiedergefunden werden, weil seine Leiche nicht entdeckt worden war; aber mehr als zwanzig Jahre vergeblichen Wartens und fruchtloser Nachforschungen haben ihn endlich überzeugt, daß sein Sohn ein Raub der Flammen geworden ist, und Lansky steht nun kinderlos auf seinen Herrschaften, die sich seitdem noch nicht von den Verwüstungen erhohlen konnten.«

Der Pfarrer brach in neue Klagen und Verwünschungen des Krieges aus. Luitgarde hatte still dagesessen, ein tiefer Seufzer schwellte ihre Brust. Jetzt erhob sie das dunkle Auge mit wehmüthigen Ausdruck auf ihren Oheim und sagte: Hieß der verlorne Knabe nicht Victorin, lieber Oheim?

Ich glaube ja, erwiderte dieser.

Meine gute selige Mutter hat mir öfters erzählt, fuhr sie mit einem kleinen Erröthen fort, daß einmahl von einer Verbindung —

Ganz recht, fiel Graf Martinitz ihr in's Wort: Du warst zur Braut dieses Victorin bestimmt. Weil sein Vater deine Mutter nicht be-

ſitzen durfte, ſollte das ſehnlich gewünſchte Band ihre Kinder beglücken. Doch du warſt kaum geboren, als der Himmel, gleichſam um jede Möglichkeit einer Vereinigung zwiſchen unſern Häuſern zu zerſtören, dir den Bräutigam durch den Tod entriß.

Er hat mir den Verluſt reich erſetzt, erwiederte Luitgarde erröthend, indem ſie des Oheims Hand an die Lippen zog. Ja, ſagte der alte Graf: Mein Friedrich iſt ein edler Jüngling, ich hoffe mit Gottes Beyſtand, er wird dich ſo glücklich machen, als du, gutes Kind, es verdienſt.

Amen! rief der Pfarrer, und faltete andächtig die Hände.

Luitgarde ſeufzte, indem ſie des Oheims Hand an ihre Bruſt drückte: Ach! wenn er nur ſchon da wäre!

Unter ſolchen und ähnlichen Geſprächen vergingen die langen Herbſtabende nicht ohne Genuß; aber wenn auch Luitgarde Vieles, ja das Meiſte von dem erzählte, was ihr begegnete, ſo gab es doch Einiges, was ſie ihrem Oheim nicht mittheilte. So war ſie an einem der erſten ſchönen Tage, welche ſie auf dem Schloſſe verlebte, ihrer Gewohnheit nach in den Garten und aus demſelben in den nahen Wald ſpazieren gegan-

gen. Ein Hügel, auf dem eine Gruppe von prächtigen Buchen ſtand, war das gewöhnliche Ziel ihrer Wanderungen, von dem aus ſie die Gegend und den Fluß, der hier zwiſchen den Bergen hervorkam, überſah. An jenem Tage lockte die Neugierde ſie weiter. Sie ſtieg vom Gipfel herab und dachte leicht und ohne Hinderniß an den Fluß herab kommen zu können, der hinter dem Hügel herumfloß; aber als ſie ein Paar hundert Schritte zwiſchen Gebüſchen herabgeſtiegen war, fand ſie plötzlich einen jähen Abſturz, felſicht und ſchroff, unter welchem die Moldau laut toſend zwiſchen engen, ſteinigten Ufern hinbrauſ'te. Der wildſchöne Anblick reitzte ſie, ſie blieb ſtehen und ſchaute mit wunderbarer Sehnſucht hinab in das wechſelnde Geſtrudel der Wogen, die ſich bald kochend überſchäumten, bald über höhere Steine in glattem Spiegel hinabfloſſen. Ein kleiner Knabe ſpielte am Ufer mit flachen Steinchen und allerley Spielzeug, das er auf die Oberfläche des Waſſers warf und ſich daran ergetzte, wenn die leichten Gegenſtände bald auf der Spitze der Wellen erſchienen, bald in Tiefen verſchwanden. Da rauſchte es im Dickicht des Ufers. Eine hohe Mannsgeſtalt in dunkelfarbiger Kleidung trat heraus, doch ſo,

daß Luitgarde ſein Geſicht nicht ſehen konnte, das gegen den Fluß zugekehrt war. Der Mann blieb ſtehen und ſchaute ebenfalls in den Strom, dann hakte er langſam ſein Wehrgehenke los, zog ein breites Schwert raſſelnd aus der ſtählernen Scheide und bückte ſich zum Waſſer hinab, um Blutflecken, die Luitgarde deutlich erkannte, davon abzuwaſchen. Der Anzug des Fremden, der keinem beſtimmten Stande anzugehören ſchien, das Raſche, beynahe Wilde in ſeiner Bewegung, ſein finſteres Ausſehen, das Blut am Schwerte, Alles kam ihr unheimlich vor, und ſie gedachte aller der Erzählungen von Räubern und Mördern, mit welchen der Pfarrer ſich trug; dennoch konnte ſie nicht umhin, die hohe, ſtolze Geſtalt des Fremden, die ſich vortheilhaft in der phantaſtiſchen Kleidung ausnahm, ſelbſt das Edle in ſeinen Bewegungen zu bemerken, und noch ſtand ſie in zweifelhafter Regung zwiſchen Grauen und Wohlgefallen, als ein jammernder Schrey des Kindes ſie aufſchreckte, das unvorſichtig ſeinem Spielzeug in's Waſſer nachgeſtürzt war. Luitgarde ſtieß ebenfalls einen Laut der Angſt aus. Der Fremde fuhr empor, warf Hut, Schwert und Mantel ab, ſprang in den Fluß, zog den ſchreyenden Knaben heraus, ergriff haſtig die

weggeworfenen Kleidungsſtücke, ſah ſich noch einmahl wild um, und floh, ſo ſchnell er konnte, in's Dickicht hinein. Luitgarde ſtand betäubt, verwirrt durch Alles, was ſie geſehen. Auch das Kind ſah ſich verwundert nach ſeinem Retter um; aber er war verſchwunden, und jene erſte Vermuthung von etwas Unheimlichem drängte ſich ihr lebhafter auf. Doch der Unbekannte hatte ja ſo menſchlich ſchön an dem fremden Kinde gehandelt, er konnte nicht unedel, er konnte kein Mitglied eines Bundes von Verbrechern ſeyn. Wer es aber immer ſeyn mochte, er wollte nicht geſehen werden, er hatte ein Geheimniß und das beſchloß ſie dem edelmüthigen Retter des Kindes treu zu bewahren.

Sie erwähnte des Zufalls nie im Schloſſe, aber ſie liebte es, ſich in einſamen Stunden die Scene zurückzurufen, ſich, ſo viel als möglich war, auf die nur flüchtig erblickten Züge des Fremden zu beſinnen und aus Allem, was ſie geſehen und nicht geſehen hatte, ſich ein Ganzes zu bilden, das jene wunderliche Erſcheinung erklären ſollte.

Indeſſen mehrten ſich die Gerüchte von den Räuberbanden, die hier und da in Wäldern oder verwüſteten Schlöſſern ſich aufhielten und von

dort Schrecken und Unglück über ganze Gegenden verbreiteten. Die allerschrecklichsten, so wie die seltsamsten Erzählungen wurden von einer dieser Gesellschaften verbreitet, deren Hauptmann der schwarze Fritz genannt wurde, und allgemein als der kühnste und entschlossenste Räuber bekannt war. Einige hielten ihn für einen Mannsfeldschen Freybeuter, andere für einen dunkelfarbigen Italiener von des Cardinal Infanten Truppen, noch Andere machten ihn zu einem Köhlerssohn aus Sachsen, der sich durch Muth und Verstand bis zum Offizier unter den Schwedischen Truppen geschwungen habe, nach dem Kriege aus Mangel und Mißmuth in die Wälder gegangen und das Haupt von einer Schaar kühner Abenteurer geworden war, die, was das Schicksal nach ihrer Ansicht an ihnen gesündigt, nun an Beglükteren rächen wollten. Man trug sich mit einer Menge Anekdoten von diesem schwarzen Fritz und seiner Bande. Sie waren bald schauerlich, bald wunderbar, bald gräßlich, nie aber gemein, und Alle, besonders die, wo der Hauptmann selbst eine Rolle spielte, trugen das Gepräge einer wilden Größe, nicht ohne Reste von Menschlichkeit, ja manch Mahl Großmuth und kühner Verachtung jeder Gefahr.

Luitgarde konnte nie bey ſolchen Geſprächen gegenwärtig ſeyn, ohne daß ihr nicht der Fremdling vom Moldauſtrande einfiel. Das Blut am Schwert, die ſeltſame Kleidung, die dunkle Geſichtsfarbe, ſelbſt die Scheu, mit der er floh, Alles ſchien ihr auf ein Mitglied jenes furchtbaren Bundes, wo nicht gar auf den Hauptmann deſſelben, den berüchtigten ſchwarzen Fritz zu deuten, und ſie bedauerte nun noch mehr, daß ſie ſeine Züge ſo wenig hatte unterſcheiden können. Doch hörte ſie mit lebhaftem Intereſſe allen Geſprächen von ihm zu, und wenn auch ihr rechtlicher Sinn ſich mit Abſcheu von den erzählten Gräuelthaten abwandte, ſo konnte ſie doch einen lebhaften Antheil nicht unterdrücken, der aus der Betrachtung ſo vielen Muthes, ſolcher Willenskraft und Kühnheit entſprang, verbunden mit dem innigſten Bedauern über den Mißbrauch ſo ſchöner Kräfte und einer zarten Regung von Mitleid, was dieſes von der Natur ſo reich begabte Weſen in andern Verhältniſſen hätte werden können, und was nun ſein Loos in dieſer und jener Welt ſey!

Immer näher, immer häufiger fingen die Spuren von dem Daſeyn jener Bande an, ſich um Luitgardens Wohnſitz zu zeigen. Graf Mar-

tinitz dachte auf ernſtliche Gegenanſtalten, und mitten unter dieſen Bewegungen und Erörterungen traf ein Brief von Graf Friedrich ein, der ſeine Ankunft auf die nächſten Tage feſtſetzte. Auch er hatte von den Gerüchten gehört, die über die Unſicherheit jener Gegenden ſich ſchon bis Wien verbreitet hatten, auch ihm war der ſchwarze Fritz als ein gefürchtetes Ungethüm geſchildert worden, und er nahm daher ſeine Maßregeln ſehr vorſichtig, ſo, daß er, von mehreren Bedienten begleitet, nur in kurzen Tagereiſen, um nie in der Nacht zu fahren, ſeinen Weg einrichten und ſich vor den berüchtigſten Stellen Geleite von den nächſten Militärpoſten verſchaffen wollte. Der alte Graf war ſehr froh über dieſe kluge Vorſicht ſeines Sohnes, deſſen Reiſe ihn längſt mit Beſorgniß erfüllt hatte. Luitgarde freute ſich recht ſehr auf den lieben Jugendgeſpielen, auf den treuen Theilnehmer ihrer Einſamkeit und ſo beſchloß ſie, einen Beſuch bey einer ihrer Freundinnen in der Nachbarſchaft, den ſie ſich längſt vorgenommen hatte, lieber jetzt gleich zu machen, um dann ungeſtört der Nähe und des Umgangs ihres Geliebten zu genießen. Der Oheim willigte ein, die Freundinn war nur zwey Stunden entfernt, Luitgar-

de ſollte bewaffnete Bediente und ihre Kammerfrau mitnehmen, am Morgen des Einen Tages hin, am Morgen des dritten zurückfahren und, um aller Gefahr zu entgehen, die offene Straße über den Berg wählen.

Luitgarde ließ ſich Alles gefallen, obwohl in ihr Herz keine Furcht gekommen war, und die Reiſe ging glücklich vor ſich, bis auf den ſchlechten Weg, der durch lange Vernachläſſigung und das Herbſtwetter grundlos geworden war. Schon waren ſie auf dem Rückwege und hatten das Schloß der Freundinn lange verlaſſen, als mitten auf der Anhöhe, wo der Weg ſich am ſteilen Ufer eines Wildbaches hinzog und die Pferde kaum mehr im Stande waren, die Kutſche in den tiefen Geleiſen aufwärts zu ziehen, ein Rad brach und Alles zuſammenſtürzte. Das Jammergeſchrey der Kammerfrau, das Fluchen der Domeſtiken zogen einen Mann herbey, der in ſauberer bürgerlicher Kleidung vom Berge herab ſeines Weges kam. Er ſah den Unfall, eilte herbey, griff thätig zu und zog, indeß die Andern verwirrt durcheinander liefen, die erſchrockenen Frauen aus der umgeſtürzten Kutſche. Die Kammerfrau ſprang ihm zuerſt in die Arme, er ſetzte ſie an einer trockenen Stelle nieder und eilte zum

Wagen zurück. Luitgarde hatte ſich aufgerichtet, ſie reichte dem hülfreichen Fremden die Hand, ihr Auge begegnete dem ſeinigen, und — eine Purpurgluth ſchoß in ihre Wangen. Es war eines der ſchönſten, wenigſtens der bedeutendſten Männergeſichter, die ſie je geſehen. Große, dunkelglühende Augen blitzten ſie unter ſchöngewölbten Brauen an, eine regelmäßige Naſe ſenkte ſich zu fein geſpaltenen Lippen nieder, und zwiſchen einem dunkeln Schnurrbart blickten blüthenweiße Zähne hervor, indem er mit Anſtand und reiner Sprache ihr ſeine Hülfe anboth. Auch er ſchien betroffen über den Anblick ſeiner Geretteten, und Luitgarde bemerkte leicht, daß er ſie mit mehr als gewöhnlicher Höflichkeit behandelte. Er both ihr ſeinen Arm, er leitete ſie ſorglich, und an einer ſehr ſumpfigen Stelle erbath er ſich die Erlaubniß, ſie auf ſeinen Armen hinüber zu tragen. Ihr blieb nichts übrig, als einzuwilligen, wenn ſie nicht bis an den Knöchel verſinken wollte. Ehrerbiethig umfaßte er ſie, kein unanſtändiges Nahen, kein kühner Blick mißbrauchte die verführeriſche Lage. Ohne die Augen zu ihr zu erheben, ohne einen Laut trug er ſie über den Sumpf, ſetzte ſie am trockenen Rande des Weges hin und wagte nur, ſie zu halten, bis ſie ſich

geſammelt hatte, damit ſie nicht vielleicht, vom Schwindel ergriffen, in die Tiefe ſtürzen möchte. Jetzt, als ihre ganze Beſinnung zurückgekehrt war, dankte ſie dem Fremden ſehr verbindlich, der nicht ohne Verlegenheit ihren Dank annahm, aber ſogleich zu dem Wagen eilte und hier durch Rath und Hülfe das Beſte that. Seine Augen hatten ſchnell Alles gefaßt, Alles bemerkt. Er befahl, er herrſchte den Leuten zu; keiner war, der ſich widerſetzte, dem es auch nur einfiel, ſich über den gebiethenden Ton des Fremden aufzuhalten. Der Wagen wurde zuſammengeknüpft, ſo gut es möglich war, und langſam den Berg hinab in das Haus geleitet, das der Fremde ihnen bezeichnete, und wo ſie Geräthe, Werkzeug und helfende Hände finden ſollten; er aber kehrte nun zu den Frauen zurück und fragte Luitgarden, ob ſie nicht ebenfalls mit hinunter in das Haus gehen wollte, wo ſie ſich erhohlen und mit mehr Bequemlichkeit warten könnte, bis der Wagen wieder zurecht gemacht ſeyn würde. Sie willigte ein, der Fremde ging neben ihr her, die Kutſche mit den Domeſtiken folgte langſam. So kam der Zug den Abhang hinunter. Der Fremde unterhielt ſie mit verſtändigen Geſprächen und zeigte eine Denkart und Sitten, die weit über

dem ſchienen, was ſein Anzug verkündete. Unter anderm befragte er ſie, warum ſie nicht lieber den bequemern Weg unten durch's Waldthal gefahren wäre, da die Straße über den Berg in dieſer Jahreszeit immer ſchlecht wäre? Luitgarde lächelte und ſagte nach einem kleinen Bedenken: Die Straße da unten durch den Wald ſoll unſicher ſeyn, mein Oheim hat für mich gefürchtet.

Und Ihr, edles Fräulein, fürchtet Euch nicht?

Nein, erwiederte Luitgarde: Man ſagt, der Räuberhauptmann, der ſchwarze Fritz, wie ſie ihn nennen, hat ſtets gute Kundſchaft von Allem, ſo wird er auch gewußt haben, daß ein Fräulein, welches mit ein Paar Domeſtiken eine Freundinn zu beſuchen fährt, keine Schätze bey ſich führt, die ihn reitzen könnten.

Ganz wohl, mein Fräulein; aber der ſchwarze Fritz ſoll nicht bloß raubſüchtig, er ſoll auch verwegen und grauſam ſeyn und oft zur Luſt —

Nein, erwiederte Luitgarde beſtimmt: Das glaub' ich nicht. Ohne Zweck, ohne Ausſicht auf reiche Beute, bloß um Übels zu thun, wird der Menſch kein Verbrechen begehen.

Habt Ihr denn eine beſſere Meinung von ihm, als die Welt? fragte der Fremde zweifelnd.

Die hab' ich, antwortete Luitgarde.

Wirklich? fuhr der Mann auf: Und warum? Woher?

Es mag Euch vielleicht seltsam scheinen, antwortete Luitgarde gelassen, als sie aus der Heftigkeit der Frage auf eine Mißbilligung ihrer Ansicht schloß. Es mag Euch seltsam scheinen; aber ich kann nun einmahl von diesem schwarzen Fritz nicht all' das Böse glauben, was man sich erzählt.

Der Fremde blieb einen Augenblick stehen und sah Luitgarden mit einem seltsamen Blick an: »Wirklich, edles Fräulein? Thut Ihr das?«

Ja, entgegnete Luitgarde, obgleich Ihr nicht meiner Meinung zu seyn und das Urtheil der Menge zu theilen scheint. Und nun erzählte sie ihm sehr gesprächig allerley Anekdoten, die sie vom schwarzen Fritz gehört hatte, und in welchen Allen sie bey wilden Thaten und verwerflichem Beginnen eine gewisse Größe der Seele und eine nicht gemeine Denkart zu finden glaubte. Der Fremde widersprach ihr öfters, er sah den Räuberhauptmann in viel ungünstigerem Lichte, er schien von seinem Beginnen ziemlich genau unterrichtet zu seyn, indem er ihr manches Unbekannte von ihm sagte und unter anderm

auch gewiß verſicherte, er ſey Schwediſcher Offizier geweſen, habe mit Auszeichnung gedient und nach dem Frieden aus Kränkung und Verzweiflung ſeine jetzige Lebensart ergriffen; aber er erklärte ſich beſtimmt gegen ihn.

Ich kann Euch nicht widerſprechen, da Ihr ſo wohl unterrichtet ſeyd, ſagte ſie endlich; aber ich verſichere Euch, daß ich mit ſchwerem Herzen meine beſſere Meinung von dieſem Menſchen aufgebe.

Der Fremde ſeufzte und ſah finſter vor ſich nieder: Wären mehr Menſchen ſo eines edlen Zutrauens fähig, als Ihr, mein Fräulein, vielleicht wäre dann der Unglückliche nicht ſo tief geſunken.

Glaubt Ihr? Nun ſeht, Ihr ſeyd im Grunde auch meiner Meinung, und ſo kann ich Euch ſagen, daß ich ſchon mehr als ein Mahl recht herzlich für ihn zu Gott gebethet habe, daß er ihn erleuchten und von ſeinem blutigen Wege zum Rechten und Guten zurückführen möchte.

Der Fremde ſchien in heftiger Bewegung, und Luitgarde, als ſie ſich beſann, was ſie geſagt, erſtaunte über ſich ſelbſt, wie ſie dahin kam, einem wildfremden Menſchen, den ſie zum erſten Mahle ſah, deſſen Nahmen und Stand

ihr gänzlich unbekannt war, ſo aus der Tiefe ihres Herzens zu antworten. Aber es war etwas in dem Betragen des Mannes, das ihre Seele wie mit Gewalt öffnete.

Nun waren ſie im Thale. Das Haus lag vor ihnen, der Fremde eilte voraus, bald erſchienen die Bewohner und beeiferten ſich, die Kutſche heranzubringen und Alles vorzukehren, was zu ihrer Herſtellung vonnöthen war. Es ſchien, als habe der Fremde hier zu befehlen und Luitgarde nahete ſich, da er nicht erſchien, einem von den herbeygekommenen Leuten. Jetzt ſah ſie ſie erſt genauer an. Es waren lauter wunderliche, abſchreckende Geſtalten, und nicht ohne Widerwillen redete ſie einen Mann an und fragte nach dem Herrn. Er war ein Kaufmann aus Budweis und der Hof und Hammer hier gehörte ſein. Luitgarde beruhigte ſich. Dieſe ſchwarzen, wilden Männer waren Eiſenarbeiter, auch machte es ihr Vergnügen, zu ſehen, wie geſchickt ſie die Arbeit angriffen, ſo, daß ſie hoffen konnte, ihre Reiſe bald fortſetzen zu können. Aber noch immer blieb der Fremde aus. Endlich erſchien er. Mit trübem Ausdruck in den Blicken bath er ſie um Verzeihung, daß er ſie habe warten laſſen, und erſuchte ſie ehrerbiethig, in's Haus einzu-

treten. Er öffnete ein artiges Zimmer im Erdgeſchoß, eine kleine Collation ſtand auf einem Tiſche bereit, eine alte Frau empfing ſie mit vielen Bücklingen. Die Art, wie der Fremde ihr einen Stuhl brachte, ihr von den Früchten und Confituren anboth, ſie unterhielt, zeugte von feiner Lebensart, und ein ſchwermüthiger Ausdruck in dieſen kräftigen Zügen, verbunden mit dem weichen Ton ſeiner Stimme, regte ihr Herz in den ſeltſamſten Gefühlen auf. Nun kamen ihre Leute und meldeten ihr, daß Alles bereit und der Wagen im Stande ſey, ſie weiter zu bringen. Der Fremde fuhr vom Stuhl empor, ein fürchterlicher Blick ſchoß auf den eintretenden Bedienten, der ſeiner Gebietherinn dieſe unwillkommene Bothſchaft brachte. Luitgarde ſchrack zuſammen. Der Fremde bemerkte es, und ſogleich wieder milde, bath er ſie um Vergebung ſeiner raſchen Bewegung, und both ihr den Arm, um ſie zum Wagen zu führen. Sie verneigte ſich freundlich und legte ihre Hand auf ſeinen Arm. Da blieb er plötzlich ſtehen, ſah ſie lange an und ſagte nach einigem Kampfe mit ſich ſelbſt: Erlaubt, edles Fräulein, daß ich Euch ein Paar Worte allein ſage.

Luitgarde winkte der Kammerfrau, voraus

zu gehen, und auch die Alte verließ das Zimmer.

Ihr habt mir von dem ſchwarzen Fritz geſagt. Ihr fürchtet ihn zwar nicht, aber ſeine Leute. Er hat Urſache, ſich vor mir zu ſcheuen. Wo ich bin, kommt er gewiß nicht hin. So erlaubt, daß ich Euch dieſen Ring gebe, und wenn Ihr einſt durch ein unglückliches Ungefähr in ſeine oder ſeiner Leute Hände gerathet, ſo weiſet dieſen Ring vor, und Ihr ſeyd gerettet.

Luitgarde ſtand beſtürzt. Ein Gedanke, der wie ein Blitz ihre Seele durchzuckte, machte ſie verſtummen. Der dunkle Fremdling am Moldauſtrom erſchien vor ihrem Geiſte, ſie glaubte einige Ähnlichkeit zwiſchen ihm und dem Hammerherrn zu finden, ein Schauer überlief ſie, und ohne reden zu können, ohne den Ring zu nehmen, den er ihr darhielt, ſah ſie ihn forſchend und grauſend an. Der Adel dieſer Züge, der milde Ausdruck ſeiner Augen ſtraften eine kindiſche Furcht Lügen; ſie faßte ſich und ergriff den Ring. Es war ein ſchöner Carniol in Gold reich gefaßt, und zu beyden Seiten mit drey kleinen Diamanten in Form eines Kleeblatts beſetzt.

Ich danke Euch recht ſehr, und erkenne den ganzen Umfang meiner Verpflichtung gegen Euch.

Dieſen Ring werde ich als ein theures Kleinod aufbewahren, und ihn, wenn ich ſeiner nicht mehr bedarf, mit dem lebhafteſten Dank ſeinem Eigenthümer zurückſtellen. Aber ſeyd nun auch ſo gütig, mir Euern Nahmen und Wohnort zu ſagen, damit ich —

Drückt Euch das arme Geſchenk des wilden Fremdlings? rief der Mann mit ausbrechendem Zorn: Der Ring iſt mir ſehr theuer. Ich gab ihn Euch, er ſollte Euch dienen, er ſollte Euch vielleicht retten, er ſollte dafür bey Euch bleiben dürfen, und Ihr —

Luitgarde erröthete bis unter die Locken, ihr Auge ſuchte den Boden, und ſchnell ließ ſie, ohne zu bedenken, was ſie that, den Ring in den Buſen fallen, weil Jemand in's Zimmer trat. Der Hammermeiſter both ihr auf's Neue den Arm, ſie ſchritten hinaus, er hob ſie in den Wagen, ein leichter Druck, den er auf ihre Hand wagte, wurde eben ſo flüchtig erwiedert, ihre Blicke begegneten ſich noch einmahl und die Pferde riſſen den Wagen fort.

In tiefen Gedanken und ſtreitenden Gefühlen fuhr ſie dahin. Sie konnte ſich's nicht läugnen, daß die Erſcheinung des Budweiſer Hammerherrn einen wunderbaren Eindruck auf ſie

gemacht hatte. So war ihr noch kein Mann vorgekommen, und das Unbegreiflichſte war ihr die Gewalt, mit der ſein Inneres auf das ihrige zu wirken, ſie zur Offenheit und Wohlwollen gegen ihn gleichſam zu zwingen ſchien, gegen ihn, den ſie nie geſehen, ja deſſen Äußerungen und Umgebungen ſo manches ſeltſame und nicht freundliche Räthſel zu enthalten ſchienen.

Angelangt auf dem Schloſſe ihres Oheims, kam ihr dieſer voll Freuden und mit der Nachricht entgegen, daß ihr Bräutigam noch dieſen Abend eintreffen werde. Luitgarde hatte das ungefähr gewußt, und doch berührte ſie dieſe Nachricht wie ein Donnerſchlag. Sie war nicht im Stande zu antworten; die Müdigkeit, die Erſchütterung der Reiſe — die Kammerfrau hatte ſogleich ihren Unfall weitläufig erzählt — dienten ihr zum Vorwand, ſich in ihr Zimmer zu begeben. Hier warf ſie ſich auf einen Stuhl. Ein Sturm erhob ſich in ihrer Bruſt, tauſend Gedanken, Bilder und Gefühle fuhren im chaotiſchen Streite durcheinander, Schmerz und Beſchämung, Sehnſucht und Bangigkeit, Schauer und Liebe, Widerwillen und Unmuth. Sie war unzufrieden mit ſich ſelbſt, mit Friedrichs plötzlicher Ankunft, mit des Fremden zudringlicher

Neigung, mit der ganzen Welt! Da wurde es laut im Schloſſe, Thüren gingen auf und zu, Menſchentritte ſchallten eilig über die Gänge, Friedrich war angekommen. Sie mußte ſich zuſammennehmen und ihm geziemend entgegen gehen.

Sie ſtand auf, ſie fühlte, daß ſie zitterte und ihre Knie wankten. O Gott, was iſt das? rief ſie: Was wird mit mir? In dieſer Bewegung, wie ſie die Hände jammernd erhob, fiel der Ring des Fremden aus den Falten ihres Buſentuches. Sie erſchrack, wie vor einem Geiſte, vor dem Blinken der Diamanten zu ihren Füſſen; aber man nahete ſich ihrem Zimmer, ſchnell hob ſie den Ring auf, drückte einen flüchtigen Kuß darauf und verbarg ihn an der vorigen Stelle.

Die Thür des Vorſaals ging auf, ſie hörte ihren Oheim und eine feine zweyte Männerſtimme, die ihr Herz umwandte. Entſchloſſen raffte ſie ſich auf und eilte ihnen entgegen. Ihr Oheim ſtand vor ihr und ein junger Mann, in deſſen ausgebildeten Zügen ſie die Umriſſe des jugendlichen Freundes erkannte, bückte ſich zierlich und tief. Das iſt mein Sohn, mein Friedrich, dein Friedrich, ſagte der Oheim freudig, und das iſt deine Braut.

Meine ſchöne Braut! lispelte Friedrich, und breitete die Arme aus, ſie zu umfangen. Aber in ihr hatte der innere Sturm ſeinen höchſten Gipfel erreicht, ein unbeſchreibliches Weh durchzuckte ihre Bruſt, ſie ſtieß einen undeutlichen Schrey aus, und ſank ohnmächtig auf Friedrichs Schulter.

Als ſie zu ſich kam, fand ſie ſich auf ihrem Bette, der Oheim hielt ſie in ſeinen Armen, Friedrich kniete vor ihr, und hielt ihre Hand, während eine Kammerfrau ſie mit Eſſenzen labte. Sie richtete ſich auf, ſah ſtarr umher, Alles kam ihr vor wie ein Traum, und jetzt brach ein Strom von Thränen aus ihren Augen, und machte dem gepreßten Herzen Luft.

Wie iſt Euch, liebe, ſchöne Couſine? fragte Friedrich. Ach Gott, Ihr weint! — Wenn ich gedacht hätte, daß es dich ſo ergreifen könnte, ich hätte dich vorbereitet, ſagte der alte Graf: Aber wer konnte glauben —

Luitgarde ſuchte ſich zu faſſen. Beunruhigt Euch nicht, lieber Oheim! Und du, Friedrich, vergib! Ich konnte wahrlich nicht dafür; aber jetzt iſt es vorbey, mir iſt wieder leichter. Sie ſtand auf, ſie ſtrebte, ihren Vetter recht freundlich anzuſehen und angelegentlich von ſeiner Rei-

se, von seinem Aufenthalt in Wien zu sprechen. Es kostete sie unsägliche Mühe, aber es gelang.

Friedrich fing an zu erzählen, der Vater hörte mit inniger Theilnahme zu, und Luitgardens aufgeregte Gefühle beruhigten sich nach und nach.

Von nun an war es ausgemacht im Schlosse, daß Luitgarde ihren Bräutigam ganz unbeschreiblich liebe, und Friedrich suchte sich auf alle Weise dieser schönen Neigung werth zu machen. Luitgarde fühlte dieß an tausend geflissentlichen Aufmerksamkeiten, an zierlichen Bestrebungen, ihre Wünsche zu errathen und ihr gefällig zu werden. Friedrich war ein kunstreicher Mensch; in den vielen Ballen und Kisten, die er mitbrachte, waren nicht bloß Kunstwerke und Sammlungen, es waren auch Geräthschaften und Werkzeuge aller Art. Sie durfte nur winken, nur wünschen, so war, was ihr an Arbeitszeug, an kleinem Geräthe fehlte, oder zerbrach, herbeygeschafft, oder zurecht gemacht, und sie mußte sich hüthen, derley Wünsche ja nicht oft laut werden zu lassen, wenn sie nicht von allen Seiten mit Leistungen und Verbindlichkeiten umsponnen seyn wollte, in denen ihr Bräutigam zugleich seine Kunstfertigkeiten und seine Liebe

zu ihr an den Tag zu legen ſtrebte. Dieſe Geſchicklichkeiten erſtreckten ſich auch noch weiter. Er fing an, die Einrichtung des ganzen Schloſſes zu übernehmen, er ſprach und unterhandelte mit den Arbeitern, er griff ſelbſt zu, er ſchmückte einige Zimmer mit Zeichnungen von ſeiner Hand aus, er mahlte andere ſelbſt, war pünctlich, anſtellig, ſanft, gefällig, voll Kenntniſſe, voll Talente. Luitgarde erkannte das Alles, ſie ſchätzte ſeinen Werth, ſie ehrte ſein gutes Herz, ſie war feſt entſchloſſen, ihm ihre Hand zu geben; aber ſie konnte in einſamen Stunden, oder wenn ein gar zu zierliches Weſen ihr den Vetter weibiſch und ſchwach darſtellte, ein rebelliſches Gefühl nicht ganz zum Schweigen bringen, das ihr ein ganz anderes Bild vorzauberte, und ſie zu Vergleichen hinzureißen ſchien, die ſie ſich nun einmahl nicht erlauben durfte.

Aber indeß Friedrich auf hunderterley Art ſich zu beſchäftigen wußte, und Luitgarde mit feſtem Sinn dahin ſtrebte, ſich in altgewohnten Banden ohne Widerwillen zu bewegen, und neuen, heiligeren mit Heiterkeit entgegen zu ſehen, da der alte Graf das Hochzeitfeſt ſeiner Kinder für den nächſten Frühling angeſetzt hatte, gingen auch die Dinge, die in den Verhältniſſen

der Zeit lagen, ihren Gang fort. Jeder ankommende Gaſt, jeder Einwohner des Schloſſes oder Dorfes, der vielleicht in einer nahen Stadt geweſen, brachte neue Raub- und Mordgeſchichten vom ſchwarzen Fritz mit. Mitunter waren es Neckereyen, Schalksſtreiche oder unbegreifliche Wagſtücke, wie nur Übermuth und Verachtung jeder Gefahr ſie eingeben konnten, Auftritte, bey denen der kühne Räuber nicht ſelten, um ein tolles Wort, das er gegeben, zu löſen, oder um ein Unrecht zu ſtrafen, ſein Leben, ja ſeine Freyheit, die ihm weit mehr als jenes gelten mußte, auf's Spiel geſetzt hatte.

Nicht ohne Herzklopfen hörte Luitgarde ſeit dem Vorfall mit dem Budweiſer Kaufmann dieſe Erzählungen. Obgleich der Ring, auf dem ein ſchönes, adeliches Wapen geſtochen war, eher für günſtigere Vorſtellungen ſprach, ſo klärte er doch eigentlich nichts auf, und trotz eines inneren Grauens führte eine geheime Macht ſie immer wieder auf den Gedanken zurück, den ſie mit Beben und doch mit unausſprechlichem Wohlgefallen dachte, daß ſie dem Furchtbaren vielleicht nahe geweſen, von ihm, vor dem Alles zitterte, Beweiſe der Theilnahme, von dem

Wilden und Geſetzloſen Merkzeichen der zarteſten Achtung erhalten habe. Aber ſelbſt dieſe Ungewißheit, das räthſelhafte Dunkel, worein ſich ihr Verhältniß zu dem Unbekannten hüllte, diente nur dazu, ſein Andenken öfters in ihrem Geiſt zu erwecken.

Es waren aber nicht dieſe zufälligen Erzählungen und Geſpräche allein, was unaufhörlich ihr jenes Bild vor die Seele führte. Sie fühlte ſeit einiger Zeit deutlich, daß ſie von einer unbekannten Macht umgeben und geheimen Einwirkungen bloßgeſtellt ſey, deren Urheber ſie nicht entdecken, aber aus deren Art und Natur ſie auf Geſinnungen der zarteſten Achtung, ja vielleicht noch einer ſanfteren Empfindung ſchließen konnte. Mancher kleine Wunſch, den ſie flüchtig geäußert, fand ſich erfüllt, manche Sorge, die ſie als Führerinn des Hausweſens beſchäftigte, ſchien wie durch einen Zufall von ihr genommen. Was ſie an Vorräthen, an Habſeligkeiten für ſich und das Haus beſtellte, langte mitten durch die unſicherſten Gegenden, und während Alles von Raubthaten voll war, unverſehrt im Schloſſe an. Auf drey bis vier Meilen um ihren Wohnſitz herrſchte die tiefſte Ruhe, und in den undurchdringlichſten Wäldern, die

ihn umgaben, konnte man des Nachts mit Händen voll Geld reisen. Es war, als schwebe eine schützende Gottheit über dieser Gegend, und mancher kleine Raub, der an einem Unterthan ihres Oheims früher war begangen worden, wurde nun auf geheimnißvolle Weise ersetzt. Jede solche Erfahrung drückte einen scharfen Stachel in Luitgardens Brust, und ein nur zu theures Bild noch tiefer in dieselbe.

Es war vor einigen Wochen, als sie einst über der Tafel im Gespräche den Wunsch geäußert, einen Papagey zu besitzen, wie sie einen bey einer Freundinn in Wien gesehen. Sie sprach mit Lust und lächelndem Vorwurf von der Unterhaltung, die ihr so ein Thierchen machen würde, von der Zerstreuung in einsamen Stunden, wenn Geschäfte oder Kränklichkeit den Oheim, und Kunstsammlungen und Mahlereyen den Vetter von ihr entfernten. Aber das Gespräch, der Papagey und die Freude daran waren längst vergessen, als plötzlich einmahl bey'm Aufstehen ein seltsamer Schrey ihr Ohr berührte und sie, zum Fenster tretend, woher er erschollen war, mit Schrecken und Staunen ein sehr schönes Papageyenhaus an dasselbe gebunden und darin einen prächtigen Vogel dieser Art erblickte. Wie

war der Käfig an ihr Fenſter gekommen, das im zweyten Stockwerk des auf Felſen gebauten Schloſſes nur dem kühnſten Waghals zugänglich war? Sie rieth auf Jemand im Hauſe, auf ihren Vetter, der denn aus den Fenſtern der anſtoßenden Zimmer mit geringer Mühe die Überraſchung hätte einleiten können. Sie ließ den Vogel hereinnehmen, ſie eilte zu ihrem Oheim hinüber, ſie dankte ihrem Vetter. Alles war erſtaunt, aber Niemand unterrichtet; ja, Friedrich bewies ihr durch allerley kleine Umſtände, daß er in dieſer Nacht nicht auf jenem Flügel des Schloſſes geweſen ſeyn konnte. Alle Leute im Hauſe wurden ausgeforſcht und nichts entdeckt.

Indeß behielt Luitgarde den Vogel und ergetzte ſich an ſeinem mannichfaltigen Geſchwätz, und konnte gewiſſe Gedanken, die ihn ihr werth machten und ihr Herz, wenn ſie an die Art, wie der Käfig an ihr Fenſter gekommen, dachte, mit Schauder erfüllten, nicht verſcheuchen, als plötzlich in einer einſamen Stunde der Vogel deutlich: »Victorin! Ach, Victorin!« ausrief. Dieſer Nahme und der Seufzer, der ihn begleitete, machten ſie ſtutzen. Sie ſprang auf, eilte zum Käfig und fragte den Vogel, wer ihn das Wort

gelehrt, gleich als könnte er ſie verſtehen. Aber der Vogel wiederhohlte ſein: »Ach, Victorin!« und Luitgarde, die ſogleich an den Sohn des Geliebten ihrer Mutter, an den ihr zuerſt beſtimmten Verlobten dachte, fühlte ein unausſprechliches Grauen; es war ihr, als umringten ſie die Geiſter der Verſtorbenen. Bald darauf aber kehrte ihre klare Beſinnung wieder zurück, ſie ſchämte ſich ihrer Furcht, ja, ſie neckte den Vogel nun abſichtlich mit dem Nahmen, und ließ ſich ihn, ſo oft es ging, vorſagen.

Der Vogel, und die Art, wie er in's Haus gekommen, beſchäftigten alle Bewohner desſelben auf's lebhafteſte. Die Meiſten fanden viel Spaß an dem kunſtreichen, ſchwatzhaften Thierchen; nur der alte Graf ſchüttelte bedenklich das Haupt, indem er noch andere geheime Beſtrebungen damit verglich, womit eine unſichtbare Macht Luitgarden zu umgeben ſchien, und die den Gliedern ihrer Familie nicht entgehen konnten. Graf Friedrich war am unruhigſten, er forſchte überall nach, er durchſuchte das ganze Schloß und ſeine Umgebungen, er lauerte, aber er entdeckte nichts.

So gingen einige Tage hin, als eine weitläufige Verwandte des Hauſes, Gräfinn Bell-

heim, die Familie zu beſuchen kam. Ihr Gut war ein Paar Tagereiſen entfernt, und nur ein nothwendiges Geſchäft, welches ſie mit dem alten Grafen abzuthun hatte, konnte ſie bewegen, im Winter und bey den furchtbaren Gerüchten von der Unſicherheit der Straßen den weiten Weg zu machen. Alles empfing ſie mit Freuden. Luitgarde hatte ſo lange eines Umgangs von ihrem Geſchlechte entbehrt, ſie führte alſo gleich am andern Morgen die Gräfinn in ihr Schlafzimmer, wo weibliche Arbeiten, Putz und tauſend ähnliche Gegenſtände Stoff zu lebhaftem Geſpräche gaben, als auf einmahl der Papagey ſeine Stimme erhob, und »Victorin! ach. Victorin!« rufend, der Gräfinn Blicke auf ſich lenkte.

Was iſt das? rief ſie beſtürzt: — Dieſer Papagey — hier — in Eurem Zimmer? — Kennt Ihr ihn? rief Luitgarde, und ein banges Gefühl ergriff ſie.

Es iſt mein Papagey, rief die Andere: Ich habe ihn viele Jahre gehabt, und er wurde mir auf ganz unbegreifliche Weiſe entwendet.

Luitgarde ſtand verlegen: — Bey Gott! Ich weiß nichts —

Das glaub' ich wohl; aber wie kam er in Euere Hände?

Luitgarde erzählte. Die Gräfinn wiegte staunend das Haupt. Das faſſe, wer kann, ſagte ſie: aber um uns zu überzeugen, ob ich Recht habe, oder eine ſeltene Ähnlichkeit mich irre führt, ſo ſeyd ſo gütig und öffnet den Käfig ein wenig.

Luitgarde that es. Coco! Coco! rief die Gräfinn koſend, und der Papagey drehte den Hals nach der Stimme, ſchüttelte die Flügel und flog aus dem Käfig gerade auf die Gräfinn zu, die ihm die Hand hin hielt. Er ſetzte ſich ſogleich darauf, er liebkoſ'te ihr und erkannte ſo mit allen Zeichen die ehemahlige Gebietherinn.

Der Vogel iſt Euer, ſagte Luitgarde finſter: Ich ſeh' es wohl. Nehmt ihn hin! Sie wandte ſich mit ſehr bitterm Gefühle ab.

Die Gräfinn verbath es, ſie wollte Luitgarden ihre Freude nicht nehmen, ſie erſuchte ſie, das Thierchen, das vorher doch ein geſtohlenes Gut geweſen, jetzt rechtmäßig aus der Hand einer Freundinn zu empfangen.

Geſtohlen Gut? wiederhohlte Luitgarde, und ihr Innerſtes war empört. Ja, ja, Ihr habt Recht, Gräfinn! ſagte ſie nach einer Pauſe, und

ich danke Euch für Euer gütiges Anerbiethen; aber ich kann's nicht annehmen. Der Vogel iſt mir verhaßt, ſeit ich weiß, wie ich dazu gekommen.

Die Gräfinn wollte ihr freundlich zureden, ſie ſtellte ihr vor, daß vielleicht der, der ihn ihr mit Gefahr ſeines Lebens gebracht, ganz unſchuldig —

Nein, nein! rief Luitgarde heftig: Das kann nicht ſeyn!

So wiſſet Ihr? —

Ich weiß nichts, gar nichts, erwiederte Luitgarde haſtig, als daß ich den Vogel nicht mehr ſehen kann, daß ich Euch bitte, Euch beſchwöre, ihn ſogleich mit Euch fortzunehmen, denn ich — ich laſſe ihn bey'm Fenſter hinausfliegen. Was liegt mir daran? O Gott! Er iſt ja geſtohlen!

Die Heftigkeit, die hervorbrechenden Thränen, mit welchen Luitgarde dieſe letzten Worte ſprach, machten die Gräfinn ſtutzen. Sie drang alſo nicht weiter in ſie, und es blieb dabey, daß ſie ihren Vogel mit ſich nehmen würde.

Unter verſchiedenen Geſprächen, die ſie, um die tiefbewegte Freundinn zu zerſtreuen, auf die Bahn brachte, legte ſich endlich Luitgardens in-

nere Empörung, und nach einer Weile war ſie ruhig genug, die Gräfinn zu fragen, wer denn in ihrem Hauſe Victorin heiße, und warum der Papagey dieſen Nahmen immer mit einem Seufzer ausſpreche?

Victorin? ſagte die Gräfinn verwundert: Bey mir heißt Niemand im ganzen Hauſe ſo, und er hat auch dieß Wort nie gekonnt, ſo lange ich ihn hatte, was beynahe drey Jahre war.

Luitgarde ſchwieg gedankenvoll.

So heißt wohl euer unbekannter Ritter ſo, und er hat den Vogel ſeinen Nahmen ſprechen gelehrt, um Euch an ihn zu erinnern. Das könnte auf eine Spur —

Nichts, durchaus nichts! unterbrach Luitgarde ſie heftig: Ich kenne keinen Menſchen, der dieſen Nahmen führt. Bey Gott, ich kenne Niemand!

Die Gräfinn drang nicht weiter in ſie, denn ſie ſah wohl, wie Alles, was auf dieſen Vogel Bezug hatte, Luitgarden auf's heftigſte erregte; aber ſie behielt ihre Gedanken für ſich, und konnte nicht umhin, Graf Friedrich noch denſelben Abend einen Theil derſelben mitzutheilen.

Er, der von dem, was vorgegangen war, wenig erfahren, und von den Bewegungen in

dem Herzen ſeiner Braut gar nichts geahnet hatte, ſchweifte, durch die Erzählung der Gräfinn aufgereizt, auf allerley ganz entgegengeſetzte Fährten, und war daher nicht im Stande, irgend etwas Haltbares zuſammen zu denken; doch beruhigte es ihn ungemein, daß Luitgarde den Papagey weggab, und er glaubte nicht viel von einem Nebenbuhler zu fürchten zu haben, der ſo zweydeutige Geſchenke bringe, und die man ſo gleichgültig wieder hingebe.

Die Gräfinn ſollte bald darauf abreiſen, und da ſie von allen den Mordgeſchichten, welche ſie hier im Schloſſe hatte erzählen hören, noch ängſtlicher geworden war, ſah der alte Graf keine Möglichkeit, ſeine Verwandte zu beruhigen, als wenn er ihr noch ein männliches Geleite mitgäbe. Gern würde ich ſelbſt meiner ſchönen Muhme dieſen Ritterdienſt erweiſen, ſagte er, aber mein Podagra erlaubt mir in dieſem Wetter keinen Ausflug. So geh' du mit, Friedrich, hörſt du?

Mit vielem Vergnügen, antwortete dieſer, indem er aufſtand, und ſich gegen die Gräfinn verneigte. Aber Luitgarde ſah den Widerwillen deutlich, mit dem er ſich dieſem Auftrage unterzog.

Es war indeſſen nichts anderes zu thun, als freundlich bey'm böſen Spiele auszuſehen. Die Reiſe wurde am folgenden Tage angetreten, und am dritten Abends langte Graf Friedrich glücklich und wohlbehalten wieder im väterlichen Schloſſe an. Luitgarde kam ihm auf der Treppe entgegen, ſie hätte einige Ängſtlichkeit über das Schickſal ihres Jugendfreundes nicht ganz bezwingen können, ſo ernſt und liebreich auch der Oheim ihr zugeredet, und alle vernünftigen Gründe gegen dieſe Bangigkeit angeführt hatte. Den Grund, der ſie beſorgt machte, und der auch für ſie nur auf ungewiſſen Vermuthungen beruhte, durfte ſie ja nicht angeben. Friedrich war gerührt durch dieſen ſichtbaren Antheil, er umarmte ſeine Braut recht herzlich, und ſie ſah bald aus ſeinen Mienen, daß etwas Bedeutendes vorgegangen ſeyn müſſe, welches er ihr zu verkündigen habe. Stelle dir vor, Luitgarde! ſagte er: — Doch, wärte! Mein Vater muß es auch hören. Komm nur herein! Er zog ſie mit ſich in's Zimmer des alten Grafen, und gleich nach den erſten Begrüßungen und Erkundigungen konnte er ſeine große Neuigkeit nicht mehr zurückhalten. — Vater! Luitgarde! ſagte er: Denkt, was mir begegnet iſt, was ich erlebt

habe! — Ich habe den schwarzen Fritz gesehen.

Den schwarzen Fritz? riefen Beyde.

Ja, ja, leibhaftig und so nahe, wie ich Euch sehe, und ich habe sogar mit ihm gesprochen.

Mit dem Räuberhauptmann? rief der Vater. So ist er gefangen?

O, das nicht! antwortete Friedrich.

Bist du angefallen worden? fragte Luitgarde erschrocken.

Gott bewahre! erwiederte Friedrich. Gesprochen habe ich ihn, wie ich Euch spreche, ruhig, gelassen.

Nun, so erzähle in Gottes Nahmen, sagte der alte Graf ungeduldig.

Und Friedrich begann nun: Ich mußte heut morgens auf der ersten Station vom Schlosse der Gräfinn herwärts eine Weile auf Pferde warten. Der Sicherheit wegen fand ich es für gut, meinen Stand und Nahmen zu verschweigen; ich ließ mir daher kein eigenes Zimmer geben, sondern setzte mich in der Gaststube hin. Es waren allerley Leute da, Bauern, Beamte und einige Dragoner von denen, die Befehl haben, in der Gegend zu streifen. Sie lärmten und fluchten, und erzählten allerley wildes Zeug von den Räu-

bern, und wie ſie dem ſchwarzen Fritz ſchon zwey Mahl ganz nahe auf der Spur geweſen wären, wie er hier herum ſeinen eigentlichen Sitz habe u. ſ. w., daß mir nicht ganz wohl zu Muthe wurde, wenn ich bedachte, daß der Aufenthalt mit den Pferden mich zwingen könnte, in die Nacht zu fahren. Indeß öffnete ſich die Thür und ein Geiſtlicher, wie ein Landpfarrer gekleidet, und von ſeinem Schulmeiſter gefolgt, trat herein. Es war ein noch junger Mann von anſehnlicher Geſtalt, ſein Ausſehen, ſein Stand, ſelbſt ſeine Blicke, möcht' ich ſagen, gebothen dem rohen Haufen Stillſchweigen. Er ließ ſich mit ſeinem Schulmeiſter etwas Wein geben, trank mäßig und hielt ſich ſtill. Nach und nach fingen die Dragoner wieder an zu ſchwatzen, ſie behaupteten, den ſchwarzen Fritz gut zu kennen, ſie ſchilderten ihn mit furchtbaren Zügen und verſicherten, wenn ſie ihn jetzt wieder träfen, ſollte er ihnen nicht mehr entgehn. Da ſtand der Geiſtliche auf, ſtellte ſich zu ihnen und fragte: wenn ſie denn ihrer Sache ſo gewiß wären, warum ſie dem Menſchen ſein ſchreckliches Handwerk nicht ſchon längſt gelegt hätten? Die Dragoner ſchwatzten und ſchwadronirten in den Tag hinein, wie rohe Soldaten pflegen. Der Geiſtliche trieb ſeinen

Spott mit ihnen, das konnt' ich deutlich sehen, und es schien ihn zu belustigen, wie hoch und kühn sich die Kerls vermaßen, was sie an dem schwarzen Fritz thun wollten, wenn sie ihn in ihre Gewalt bekämen.

Und wenn er hier mitten unter Euch wäre? sagte der Geistliche, mit einem Tone, der mir, ich gestehe es, das Blut für einen Augenblick gerinnen machte, und die Dragoner verblüffte. Wir sahen uns Alle sonderbar untereinander an, jeder besorgte, in seinem Nachbar den gefürchteten Räuber zu entdecken. Indessen war der Schulmeister, der sich vorhin entfernt gehabt hatte, wieder herein gekommen, und gab dem Geistlichen einen Wink.

Ich bin der schwarze Fritz, rief dieser nun mit einer Donnerstimme mitten in die betäubte Versammlung hinein, warf sein falsches Haar ab, und stand in schwarzen, krausen Locken furchtbar, aber hübsch da. Zugleich aber zog er ein Pistol, und hielt es vor sich. »Dem, der mir nahe kommt, brenn' ich das Gehirn aus!« rief er. Der vermeinte Schulmeister entblößte einen ungeheuern Saras und deckte seines Herrn Rückzug. Wir standen alle erstarrt, und die Räuber waren fort.

O, zum Teufel! rief der alte Graf: Das iſt zu arg! Schämt Ihr Euch nicht? Hätte ſich denn Keiner an die Kerls wagen können?

Aber, lieber Vater, die Wenigſten waren bewaffnet.

Und habt Ihr ihm nicht nachgeſetzt?

Ja wohl. Die Dragoner waren ſogleich aufgeſprungen, aber die Gurte ihrer Pferde waren abgeſchnitten, und wie ſie ſich aufſchwingen wollten, rollten ſie mit Decke und Sattel wieder von ihren Gäulen herab; die beyden Räuber aber ſprengten hohnlachend auf ihren windſchnellen Roſſen davon.

Nun, das iſt zu toll! ſagte der Vater: Ein ganzes Zimmer voll Menſchen, darunter Soldaten, und können zwey Räuber, die ſich ihnen noch ſpottend zu erkennen geben, nicht fangen!

Graf Friedrich ſuchte die Sache zu erklären, zu entſchuldigen; aber der Vater blieb auf ſeinem Sinn, daß das eine ewige Schande ſey, und Luitgarde brannte vor Begierde, ihrem Vetter eine Beſchreibung von dem ſchwarzen Fritz abzufragen.

Erlaube mir, holdes Mühmchen, daß dieß indeſſen mein Geheimniß bleibe. In wenigen Ta-

gen ſollſt du ganz und über alle Erwartung befriedigt werden.

Luitgarde mußte ſich ergeben, aber ſie konnte nun weniger als je ein gewiſſes Bild aus ihrem Gedächtniß verbannen, oder ſich des dunkeln Gefühls erwehren, daß ihr Vetter neben dem kecken Räuber doch eine armſelige Rolle geſpielt habe.

Nach zwey Tagen, während welchen Friedrich ſeine Couſine auf eine geſchickte Art vom Durchgehn durch den Bilderſaal abzuhalten gewußt hatte, hohlte er ſie mit triumphirender Miene aus ihrem Zimmer, und indem er ihr ganz geheimnißvoll etwas zu zeigen verſprach, führte er ſie gerade vor das Bild des unglücklichen Gefangenen, das ſie ſo oft mit ſo viel Wehmuth betrachtet hatte, und ſagte: Nun ſchau, Luitgarde!

Entſetzt fuhr ſie zurück. — Des Gefangenen Geſicht war gerade gegen ſie gekehrt und die Züge des Unbekannten, in der düſterſten Verzweiflung, ſtarrten ſie aus großen, tiefen Augen an.

Mit einem lauten Schrey ſchlug ſie die Hände vor das Geſicht, und entfloh.

Friedrich folgte ihr, triumphirend über den ſchauerlichen Erfolg ſeiner Kunſt und der ſchlauen

Überraſchung. Er fand ſie, zitternd an allen Gliedern, im andern Zimmer an einen Pfeiler gelehnt. Ihr Buſen flog, ihr ganzes Weſen war in Aufruhr.

Mein Gott, liebes Mühmchen, was iſt dir? Kann dich denn ein künſtleriſcher Verſuch ſo erſchrecken? Du weißt, wir haben öfters darüber geſtritten. Du fandeſt das Bild gerade ſo anziehend, weil man die Züge nicht ſah und hinzu denken konnte, was man wollte; ich behauptete immer, es wäre nur ein Kunſtgriff des Mahlers, der es nicht gewagt, den Schmerz und die Verzweiflung des Gefangenen darzuſtellen. Nun habe ich es verſucht, die Aufgabe zu löſen, ich habe dem Gefangenen das Geſicht des Räuberhauptmanns gegeben.

Hu! rief Luitgarde, und ſchauderte.

Es iſt ſo ähnlich wie möglich, kann ich dich verſichern, und dein Entſetzen beweiſ't für den beabſichtigten Effect. Aber komm doch, und ſieh es noch einmahl an!

Um keinen Preis in der Welt! rief ſie mit Entſchloſſenheit: Das Zimmer betrete ich nie wieder!

Sey nicht ſo kindiſch! Es war ein kühner Einfall von mir, ich geſtehe; aber ich müßte be-

dauern, daß es ſo vollkommen gelungen iſt, wenn ich dir dadurch das Bild verleidet hätte. Ich finde —

Finde du, was du willſt! rief ſie: Aber ſey verſichert, du haſt mir unendlich weh gethan.

Verzeih, mein Kind! Das wollte ich nicht, und wenn ich auch faſſe, daß der erſte Anblick dich erſchrecken konnte, ſo begreife ich doch nicht —

O mein Gott, mein Gott! rief Luitgarde, und ihre Thränen brachen hervor.

Friedrich ſtand erſtaunt. Er ſuchte ſie zu beruhigen; aber ſo weh es ihm that, die holde Braut in ſolcher heftigen Erſchütterung zu ſehen, ſchmeichelte es im Grunde doch ſeiner Eitelkeit, weil er die ganze Sache der auffallenden Wirkung ſeiner großen Kunſt zuſchrieb.

Luitgarde faßte ſich endlich. Sie ging auf ihr Zimmer, aber nicht wieder durch den Saal, wo die umgewendete Geſtalt mit der unglücklichen Ähnlichkeit und dem Ausdruck der fürchterlichſten Verzweiflung ihr wie ein ſchreckendes Geſpenſt vorkam.

Der alte Graf hörte den Vorfall, er mißbilligte ſehr ſeines Sohnes eitlen Einfall, und ließ das Bild an einen andern Ort bringen, um ſeine Nichte nicht täglich mehrere Mahle zu einem langen Umweg über kalte Gänge und Treppen zu

zwingen; aber auch, als das Gemählde entfernt und ihr Weg wieder frey war, ging sie nie durch den Saal, ohne daß das Bild des Unglücklichen, die Verwilderung, in die ein von Natur edles Wesen gesunken war, sich schmerzlich vor ihr erhob, und der Ausblick in eine schreckliche Zukunft, wo er, eben so von Ketten belastet, der Freyheit, des Tageslichtes beraubt, die Dauer eines jammervollen Daseyns in düstrer Verzweiflung an den eingegrabenen Strichen abzählen würde, ihr Innerstes zerriß. Und hinter dieser düstern Kerkerscene — was zeigte sich ihren Blicken da? — Der Tod durch Henkershand und die ewige Verdammniß einer Seele, die Gott zum Heil geschaffen, für die des Erlösers Blut geflossen, und die vielleicht jetzt noch eines bessern Gefühls fähig war!

Ein Gedanke ergriff sie am mächtigsten und beschäftigte sie unaufhörlich — es war ein lichter Punct, auf den sich ihre Seele in dem wüsten Gewirre, das sie umfing, mit Eifer und stets wachsender Liebe richtete — seine Seele zu retten, wenn es möglich wäre, und diesen Jüngling, dem sie die innigste Theilnahme nicht versagen konnte, der sich gegen sie edel und liebevoll bewiesen hatte, vielleicht von seinen schrecklichen

Wegen zurückzubringen. Jemehr ſie dieſem Entwurfe nachſann, je glänzender ſtrahlte er ihr entgegen; ſie glaubte, daß das eine recht ſchöne Aufgabe, ja ein lohnender Zweck für ein ganzes darauf gewendetes Daſeyn werden könnte, und ſie entwarf tauſend Plane und Möglichkeiten, wie das überhaupt, wie es am liebſten durch ſie geſchehen möchte.

Unterdeſſen fing der Winter allgemach an, ſich ſeinem Ende zu nähern. Laue Lüfte fuhren über die Erde hin und ſchmolzen aller Orten den Schnee von den Bergen, das Eis der Ströme zerbrach, das ſtumme Erſtarren des Winters wich vor dem Geräuſch der fallenden Tropfen und der entfeſſelten Wellen, Frühlings- und Sehnſuchtsgefühle regten ſich in der belebten und unbelebten Natur.

Friedrich dachte mit erhöhtem Vergnügen an ſein nahendes Hochzeitfeſt, Luitgarde fühlte die Bruſt von ſchmerzlich ſüßen Ahnungen gedehnt, deren Gegenſtand aber jenes Feſt nicht war; ja vielmehr ſchlug jede Mahnung daran, deren es jetzt täglich immer mehr gab, wie mit eiſiger Hand in den warmen Blumenflor ihrer dunkeln, düſtern Hoffnungen. Doch es war der Wunſch ihres verehrten Oheims, der deutlich ausgeſpro-

chene Wille der ganzen Familie, und Friedrich war so rechtlich, so aufmerksam gegen sie, daß sie ihr rebellisches Gefühl mit strenger Vernunft zur Ruhe sprach, und sich alle Mühe gab, die Freude des ganzen Hauses über das nahende frohe Ereigniß zu theilen.

Indessen schob sich durch einen Zufall ein kleiner Aufenthalt dazwischen. Ein unvorhergesehenes wichtiges Geschäft, das des alten Grafen Anwesenheit in Prag für längere Zeit forderte, zwang ihn, das Hochzeitfest seines Sohnes auf unbestimmte Frist zu verschieben. Dieser sollte indeß im Schlosse bleiben und alle Anstalten und Vorkehrungen betreiben, Luitgarde aber, die nicht schicklich bey ihm verweilen konnte, den Vater begleiten.

Die Reise ward mit den nöthigen Vorsichtsmaßregeln, wozu Friedrich eifrig vermahnte, angetreten, zwey Tagereisen waren glücklich zurückgelegt, und schon glaubten sich die Reisenden aller Fährlichkeiten überhoben, als plötzlich in einem Gehölz, wo der schlechten Straße wegen der Wagen langsam zu fahren bemüßigt war, berittene Räuber von zwey Seiten hervorsprengten, den Postillon mit vorgehaltenem Pistol zum Halten zwangen, die Bedienten, welche sich zur

Wehre ſetzen wollten, vom Kutſchbock riſſen, ſich dem Wagen näherten und mit wilder Stimme Geld und Koſtbarkeiten, die der Graf mit ſich führte, forderten. Dieſer antwortete ihnen unerſchrocken, aber einer der Räuber zog ein Terzerol und ſchlug auf den Grafen an. Erſchrocken fuhr Luitgarde empor, riß den Ring aus der Bruſt, hielt ihn dem Räuber vor und rief: Laßt ab von uns! Ehrt den Befehl Eures Hauptmanns! Der Räuber wich zurück, betrachtete den Ring, zog die Mütze, rief ſeine Kameraden mit einem Pfiffe zuſammen, und Alle ſprengten mit verhängtem Zügel in's Dickicht hinein.

Nach einer langen Pauſe des ſtummen Erſtaunens ſagte endlich der Graf: Was war das? und Luitgarde, von Purpurgluth bedeckt, mußte bekennen und erzählen, wie ſie zu dem Ringe gekommen war. Indeſſen hatten die Bedienten ſich aufgerafft, der Wagen wurde in Bewegung gebracht, und man ſetzte, noch erſchrocken, betäubt von dem ſchnellen Wechſel der Ereigniſſe, den Weg fort. Mit düſterem Unmuth hörte Graf Martinitz den Bericht ſeiner Nichte an. Die Liebe eines Räubers für ſie, der ſichtbare Antheil, den ihr der wilde Jüngling einzuflößen gewußt hatte, der Rückblick auf das Schickſal ſeines Sohnes —

Alles regte sein Innerstes in peinliche Gefühle auf; doch schwieg er finster, und verlangte nur den Ring zu sehen.

Luitgarde reichte ihn hin. Mein Gott, rief er: Das ist das Lansky'sche Wapen! Das ist ein Siegelring, den ich, nur ohne die Diamanten, die ihn jetzt zieren, oft an meines Freundes Finger gesehen habe! Wie kommt der Mensch zu dem Ring? — Und er ist ihm theuer, hat er dir gesagt? Und doch hat er ihn dir geschenkt? — Er schüttelte das greise Haupt.

Lansky? — Lansky? — wiederhohlte Luitgarde langsam und nachdenkend, und das von Flammen verzehrte Kind und der Ruf des Papagey's fielen ihr auf einmahl schwer auf's Herz. — Victorin von Lansky war ihr von ihrer Mutter und seinem Vater bestimmt gewesen, und wer hatte ihr den Papagey gebracht, und wer ihn den Nahmen ihres verlornen Verlobten gelehrt? Sie schauderte; denn mitten aus der Tiefe verworrener Gefühle und Gedanken hob sich eine Vermuthung auf, die zugleich Grauen, Wehmuth und schmerzliche Lust in ihr erweckte.

Wie kommt der Straßenräuber zu dem Ringe? Weißt du davon? fragte der Graf.

Nichts, lieber Oheim, als was ich Euch

ſchon geſagt habe. Der Ring iſt ihm ſehr theuer, hat er mich verſichert. Ich wollte ihm denſelben zurückſenden, wenn ich ſeiner nicht mehr bedürfte, aber er verweigerte es mit ſichtlicher Empfindlichkeit.

Der Menſch iſt in dich verliebt, das iſt klar. Nun laſſen ſich auch manche andere Dinge und das Geſchenk des geſtohlenen Papagey's begreifen. Eine lächerliche und doch grauſenhafte, ſchändliche Liebſchaft, fürwahr, zwiſchen meiner Nichte und einem Spitzbubenhauptmann!

Dieß Wort ſchnitt tief und ſchmerzlich in Luitgardens Bruſt, und ſie vermochte nicht, ihre Thränen zurückzuhalten; aber aus der offenen Wunde hob ſich der Stolz und der Entſchluß, den Unglücklichen, der mitten in ſeiner Verwilderung noch beſſerer Gefühle fähig war, nicht zu verläugnen, und ſeiner Sache muthig treu zu bleiben.

Meiſt ſchweigend, in tiefen Gedanken kamen ſie nach Prag. Graf Martinitz betrieb ſeine Geſchäfte und mitunter geheime Nachforſchungen wegen des Ringes. Luitgarde fühlte ſich beobachtet, und nicht mehr ſo zwanglos, wie auf dem Lande. Das kränkte ſie; denn ſie wußte ſich keines Vergehens, nicht einmahl einer tadelhaften

Nachgiebigkeit schuldig. Sie hatte gegen verführerische Erinnerungen ernstlich gekämpft, sie wollte Friedrich ihre Hand geben, sein liebevolles, treues Ehegemahl seyn. Mehr forderte er selbst nicht, denn er gab auch nicht mehr, und den Platz, den vielleicht, in Schatten und Nebel gehüllt, ein gewisses Bild in Luitgardens Herzen einnahm, besetzten ja in ihres Vetters Brust ganz offen und hell seine Sammlungen und Kunstfertigkeiten; sie sah nicht ein, worin sie gefehlt hatte.

Die Geschichte von des Grafen wunderbarer Erlösung aus der Hand der Räuber machte Aufsehen in Prag. Die Domestiken, welche den eigentlichen Hergang nicht wußten, hatten theils verworrenes, theils unrichtiges Zeug geschwatzt. Von Mund zu Mund laufend, vergrößert, entstellt, gelangte die Kunde zum Kanzler des Gerichtshofes, der längst schon von Ferdinand dem Dritten den Auftrag erhalten hatte, mit größter Strenge und Eifer den ferneren Fortschritten der Räuberbanden entgegen zu wirken, und in Folge dieses Befehls jetzt einen hohen Preis auf den Kopf des schwarzen Fritz gesetzt hatte. Er ging sogleich selbst zum Grafen von Martinitz, und, seine Freyheit mit seiner Pflicht ent-

ſchuldigend, bath er ihn im Nahmen des Gerichtshofes Seiner Majeſtät, ja der guten Sache ſelbſt, um beſtimmte und treue Auskunft. Der Antheil ſeiner Nichte an der wunderlichen Geſchichte ſetzte den Grafen einigermaßen in Verlegenheit, doch beantwortete er des Kanzlers Fragen ſo aufrichtig er konnte, und dieſer verlangte endlich den Ring zu ſehen. Luitgarde ſollte ihn hergeben. Sie that es mit dem größten Widerſtreben, ſie bath, ſie kniete vor dem Oheim nieder, der ihn ihr abforderte, eine dunkle Ahnung flog durch ihre Seele, ſie hätte ſo gern das Pfand der zarten Achtung des Unglücklichen für ſie treu bewahrt! Und nun, in welche Hände ſollte es gerathen! Doch der Oheim befahl in ſeinem Nahmen, im Nahmen der öffentlichen Ordnung und Ruhe, die durch die Unthaten des wilden Räubers lange genug war geſtört worden. Luitgarde konnte ſich nicht entziehen. Stumm und düſter gab ſie den Ring hin. — Nun war der Unglückliche vielleicht verrathen, und war es durch ſie! Der Kanzler erkannte ebenfalls das Wapen der Grafen von Lansky. Er nahm den Ring mit ſich, und verhieß, ihn innerhalb acht Tagen dem Grafen wieder zuzuſtellen.

Dieſe acht Tage vergingen in einer peinli-

chen Spannung, und jemehr Luitgardens Gefühl für den ſchauerlichen Verehrer in's Gedränge mit Sitte, Recht und älteren Banden kam, je lebhafter ſchien es ſich in Widerſtand und Reibung zu entzünden, und eine unſelige, ſchmerzlich ſüße Vermuthung, die ſeit der näheren Bekanntſchaft mit dem Ringe ſie tauſend Mahl in wunderbare Träumereyen verlockte, vollendete den Zauber.

Aber aus den acht Tagen wurden zehen, und endlich vierzehn. Luitgarde hatte es in der Angſt ihres Herzens gewagt, ihren Oheim an den Ring zu erinnern, und war mit finſtern Mienen darauf hingewieſen worden, daß man jedes Mittel anzuwenden nicht bloß berechtigt, ſondern verpflichtet ſey, was zur Entdeckung und vielleicht zur Ergreifung eines ſo verruchten Verbrechers führen könnte, und daß er ſich des Mitleids ſchäme, das ſich für ein ſolches Ungeheuer in der Bruſt ſeiner Verwandten, der Braut ſeines Sohnes, zu regen ſcheine.

Luitgarde antwortete nichts auf dieſe Vorwürfe, und beſchloß zugleich, über dieſe Sache nie wieder ein Wort gegen den Oheim zu verlieren, der ihr, wie ſie meinte, Unrecht that, und überhaupt ſich unrecht in dieſem Verhältniſſe be-

nehme. Eine bittere Empfindung bemächtigte ſich ihres Herzens, ſie fing an, den Gedanken, die ſie zu Vergleichungen lockten, nachzuhängen. Sie ſann nach, was aus Friedrich, dem zierlichen Weſen, das ſich in allen Künſten verſuchte, und in keiner Meiſter war, geworden wäre, wenn ihn das harte Schickſal hinausgeſtoßen hätte in die Wildniß, unter böſe, verderbte Menſchen, wenn er ſein Leben, ſeine Freyheit gegen feindliche Mächte, und unter verbrecheriſchen Beyſpielen ſeine Tugend hätte behaupten ſollen? Und ſie verſetzte nun den unglücklichen, gefallenen Jüngling mit ſeiner Willens- und Körperkraft, mit ſeinen Anlagen und ſeinem Muthe in den Schooß einer liebenden Familie, ſie dachte ſich ihn unter rechtlichen Menſchen, in adlichen Sitten, in jeder Übung der Tugend und nützlicher Wiſſenſchaft erzogen, ſie wagte es, das Bild auszumahlen, wenn er wirklich Victorin Lansky und ihr erſter Verlobter wäre, und ſie erlag ihrem Schmerz und ihren Thränen.

So vergingen einige Tage. Da gab eines Morgens bey'm Frühſtück ihr Oheim ihr den Ring mit den Worten zurück: daß der Kanzler ſeiner nicht mehr bedürfe. Ein eiskalter Schauer überlief Luitgarden, ſie nahm ihn ſchweigend

aus ſeiner Hand, mit einer gräßlichen Ahnung berührten im Spiel der Phantaſie ſie die Farben desſelben — der Carniol war ihr Victorin's Blut, die Diamanten ihre Thränen um ihn; ſie verließ das Zimmer.

Noch am Abend desſelben Tages ſtürzte eine ihrer Zofen mit lauter Freude in ihr Kabinet: So eben verbreitet ſich durch die Straßen von Prag das Gerücht, der ſchwarze Fritz ſey gefangen, und werde morgen in ſchweren Ketten und Banden in die Stadt gebracht werden. Luitgarde erſtarrte. Die Dämmerung entzog dem Mädchen den Anblick ihres tödtlichen Erbleichens und ſein geſchäftiges Geplauder erlaubte ihr wortlos zuzuhören, oder vielmehr in ſchmerzliche Gedanken zu verſinken.

Und ich habe ihn verrathen! brach ſie endlich in jammernden Tönen aus, als die Zofe das Zimmer verlaſſen hatte. Daß er durch den Ring gefangen worden, daß man ſeine vermuthete Neigung für ſie zum Werkzeug ſeines Verderbens gemacht hatte, war ihr unumſtößlich bewieſen, und von dieſem Augenblick an, da dem unerbittlichen Geſetze genug geſchehen und nun weiter von dem Furchtbaren nichts mehr zu beſorgen war, nahm ein tiefes, ein heiliges Mit-

leid, verbunden mit bitteren Vorwürfen gegen ſich ſelbſt, und mit dem Bewußtſeyn der Schuld gegen den, der, wenn auch gegen die ganze Welt unrecht, doch gegen ſie edel gehandelt hatte, ihre Seele gewaltſam ein, und machte jede andere Neigung, ja jede Rückſicht daraus verſchwinden.

Ein unruhiges Laufen in den Straßen, das Treiben des Hausgeſindes, Alles überzeugte ſie am andern Morgen, daß die Nachricht der Zofe nur zu wahr war. Gefangen, mit ungeheuern Ketten belaſtet, beynahe an jedem Gliede ſeines Körpers gefeſſelt und von einem Trupp Soldaten mit geladenen Flinten und gezogenem Hahn begleitet, wurde er, ein willkommenes und jetzt noch furchtbares Schauſpiel, durch die Straßen der Stadt auf einem von Wachen umringten Wagen geführt. Alles lief, ihn zu ſehen, Alles erzählte vom ſchwarzen Fritz und Alles ſchien ſich zu vereinen, um Luitgardens Herz zu zerreißen.

Ach, was das ein ſchöner Menſch iſt! Was er für prächtige Augen hat! rief die eine Zofe der andern in der Gallerie vor Luitgardens Thür zu. Und haſt du geſehn, ſagte die zweyte, wie er ſo wild und fürchterlich auf den Boden ſtarrte

und zuweilen die Ketten schüttelte, daß mich ob dem Rasseln schauerte?

Ja, es war, als wollte er die Leute schrecken, die ihn anzusehen gelaufen waren.

Nein doch, antwortete die zweyte, ich glaube vielmehr, die schweren Ketten müssen ihn nicht wenig drücken und schmerzen; er war ja an der rechten Hand voll Blut, der arme Mensch.

Was fällt dir ein, Mitleid mit einem Straßenräuber zu haben?

Ach, es ist ein unglücklicher Mensch, erwiederte jene, und wird es jetzt schwer büßen.

Luitgardens Herz war zum Zerspringen voll, und in diesem Augenblicke, wo sie ihr halbes Vermögen darum gegeben hätte, sich in einer einsamen Stunde ausweinen zu können, kam Besuch an Besuch, und Jeder wiederhohlte die Erzählung von der Einbringung des gefürchteten Räubers, und wußte irgend eine Anekdote von ihm, erdichtet oder wahr, die Luitgardens Innerstes zerriß.

Die Verhöre des Gefangenen fingen nun an, und mehrere Umstände über sein Schicksal, seine Thaten, seine Gefangennehmung wurden bekannt, doch nicht aus seinem Munde; denn er weigerte sich störrisch, etwas zu bekennen. Seine

Mitschuldigen sagten aus: Er war im Sächsischen Erzgebirge von einem Köhler erzogen worden, der, selbst Mitglied einer Diebesbande, den Knaben, der ihn widerstrebend Vater nannte, zu rauhem, harten Leben und wilden Thaten anhielt. Mit vierzehn Jahren entlief er und gerieth unter Schwedische Freybeuter, die den hochgewachsenen, kühnen Knaben gern annahmen. Wilder Muth und kalte Entschlossenheit machten ihn zum Liebling seiner Kameraden, über die er bald eine Art von Oberherrschaft gewann.

Nach und nach sah er ein, wie viel ihm noch gebrach, zu seyn, oder zu werden, was Andere waren, die glänzend vor ihm standen. Ihn schreckte es nicht ab. In müßigen Stunden, wenn die Kameraden tranken oder spielten, lernte er lesen und schreiben, ja sogar militärisch zeichnen. Bald wurde der Commandant des Corps auf ihn aufmerksam. Fritz wurde Unteroffizier, und in kurzer Zeit bey einer kleinen Expedition, die nur sein toller Muth unternehmen und ausführen konnte, Offizier. Nun stand eine schimmernde Bahn vor ihm offen und alle Kraft seines Gemüths wandte sich auf Ehr- und Ruhmsucht. Er wollte steigen, er wollte glänzen, herrschen, Alles neben sich verdunkeln; denn ihm schwebten

aus dunkler Erinnerung Bilder eines beſſern Zuſtandes ſeiner früheren Kindheit vor, als er in der ſchmutzigen Köhlerhütte und unter ſeinen niedrig geſinnten Kameraden gefunden hatte. Wer ihn an den Aufenthalt und ſein Leben im Erzgebirge erinnerte, hatte ihn tödtlich beleidigt. Er nannte ſich nicht mehr Fritz, ſondern Victorin; denn ihm klang eine dunkle Sage in der Bruſt, daß er einſt mit dieſem Nahmen war gerufen worden, und er ſtrebte glühend darnach, den Schimmer, der ihm, wie er glaubte, durch die Geburt gehörte, und den ein böſes Verhängniß ihm entriſſen, durch Tapferkeit und Talent wieder zu erobern. Aber ungeſchmeidig, kühn und ſtolz, hatte er von jeher verſäumt, ſich Freunde zu erwerben, und nur ſeinen Thaten vertraut, die für ihn zeugen ſollten. Seine Neider und Feinde wußten das zu benutzen, Unwürdigere, Jüngere wurden ihm vorgezogen, weil ſie den Vorzug beſaßen, den er in den Augen der Welt nicht geltend machen konnte, obwohl er ihn zu haben feſt überzeugt war: eine adeliche Herkunft. Das kränkte ihn am tiefſten und erfüllte ſeine Bruſt mit gehäſſigen Gefühlen. Dennoch ſtand er endlich im Begriff, ſeinen Wunſch zu erreichen und als Hauptmann in ein

Linienregiment zu treten, als der Friede geſchloſſen, ſein Corps aufgelöst und die meiſten Truppen entlaſſen wurden. Nun war ihm alle weitere Hoffnung auf Ruhm und Glanz abgeſchnitten, ſeine alte Wildheit erwachte, Noth, Verzweiflung, Rache ſtachelten ihn auf, brot- und herrenloſe Kameraden geſellten ſich zu ihm und der Entſchluß bildete ſich in ihm aus, ſich an der bürgerlichen Geſellſchaft zu rächen, die ihn ausgeſtoßen, die alle ſeine Plane auf Ehre und rechtlichen Beſitz zerſtört hatte. Bald hatte ſich die Bande geſammelt, bald war er durch einſtimmigen Zuruf zum Führer und Hauptmann erklärt. Die wildeſten Thaten, die kühnſten Entwürfe waren ſein Werk, aber auch die ſtrengſte Ordnung und eine rauhe Rechtlichkeit unter den Mitgliedern ſeines furchtbaren Bundes. So war es ihm möglich, beynahe Unglaubliches auszuführen und ſich jeder Nachſtellung, jeder Gefahr zu entziehen.

Endlich erlag ſeine Geiſtesgegenwart, ſein Scharfblick der verführeriſchen Stimme einer Leidenſchaft, die ſtärker ſprach, als Ehre, Muth und Vorſicht. Er ging in die ſchlau gelegte Schlinge, er folgte einer geheimnißvollen Einladung, die ihm von dem Weibe kam, das er

glühend liebte und die durch ein Kleinod bekräftigt wurde, das er ihr selbst in einer glücklichen Stunde als Pfand seiner Treue gegeben. So ward er gefangen und fluchte der Treulosen, die ihn verrathen, und fühlte schmerzlicher, als seine Bande und den Tod, der ihm bevorstand, die Falschheit derjenigen, die er allein auf Erden wahrhaft geliebt, um die allein er nur Dank verdient hatte.

Niemand, der diese Geschichte ganz oder stückweise in Gesellschaften vor Luitgarden erzählte — denn der schwarze Fritz war das allgemeine Gespräch — dachte wohl daran, wie schmerzlich er ein Herz berührte, das sich ohne sein Verschulden so tief getroffen fühlen mußte. Sie vermied aus diesem Grunde so viel als möglich, in die Welt zu gehen, aber sie konnte, ohne ihres Oheims finsterste Laune zu erregen, nicht vermeiden, seine Verwandten zu besuchen. Bey einer derselben, einer ehrwürdigen alten Dame, traf sie einen Geistlichen, dessen Aussehen und stille Würde ihr Herz im ersten Augenblicke gewann. Auch hier fiel das Gespräch bald auf die Neuigkeit des Tages, den Räuberhauptmann, und es ergab sich, daß der Geistliche sein, wie überhaupt der Beichtvater aller Missethäter sey,

dem das schwere Amt ward, die Verbrecher zum Tode zu bereiten und auf dem letzten Wege zu geleiten. Mit warmem Antheil äusserte sich der priesterliche Greis über seinen Gefangenen. Er bedauerte manche schöne Anlage, die hier zerstört war, er konnte dem gefallenen Jüngling sein tiefes Mitleid nicht versagen; was ihn aber am meisten bekümmerte, war die Unbußfertigkeit desselben, indem er keine Spur von Reue über alle seine ungeheuern Verbrechen äußere, zu keinem Bekenntniß, ja kaum zum Sprechen zu bringen, und mehr als einmahl auf unseligen Versuchen, sich das Leben zu nehmen, ertappt worden sey.

Es ist eine wilde Verzweiflung in dem jungen Menschen, sagte der Geistliche im Verlauf der Rede, die weniger von dem Bewußtseyn seiner Schuld, oder von Furcht vor Strafe, als von einem ungemessenen, beleidigten Stolz und von einer tiefen Erbitterung gegen eine Person, die ihn getäuscht oder verrathen haben muß, herzurühren scheint.

Und hat er sich über diese Person nie bestimmt geäußert? fragte Luitgarde zitternd. Der Geistliche zuckte die Achseln. Daß es ein Weib seyn müsse, scheint so ziemlich aus entfallenen Wor-

glühend liebte und die durch ein Kleinod bekräftigt wurde, das er ihr selbst in einer glücklichen Stunde als Pfand seiner Treue gegeben. So ward er gefangen und fluchte der Treulosen, die ihn verrathen, und fühlte schmerzlicher, als seine Bande und den Tod, der ihm bevorstand, die Falschheit derjenigen, die er allein auf Erden wahrhaft geliebt, um die allein er nur Dank verdient hatte.

Niemand, der diese Geschichte ganz oder stückweise in Gesellschaften vor Luitgarden erzählte — denn der schwarze Fritz war das allgemeine Gespräch — dachte wohl daran, wie schmerzlich er ein Herz berührte, das sich ohne sein Verschulden so tief getroffen fühlen mußte. Sie vermied aus diesem Grunde so viel als möglich, in die Welt zu gehen, aber sie konnte, ohne ihres Oheims finsterste Laune zu erregen, nicht vermeiden, seine Verwandten zu besuchen. Bey einer derselben, einer ehrwürdigen alten Dame, traf sie einen Geistlichen, dessen Aussehen und stille Würde ihr Herz im ersten Augenblicke gewann. Auch hier fiel das Gespräch bald auf die Neuigkeit des Tages, den Räuberhauptmann, und es ergab sich, daß der Geistliche sein, wie überhaupt der Beichtvater aller Missethäter sey,

dem das schwere Amt ward, die Verbrecher zum Tode zu bereiten und auf dem letzten Wege zu geleiten. Mit warmem Antheil äusserte sich der priesterliche Greis über seinen Gefangenen. Er bedauerte manche schöne Anlage, die hier zerstört war, er konnte dem gefallenen Jüngling sein tiefes Mitleid nicht versagen; was ihn aber am meisten bekümmerte, war die Unbußfertigkeit desselben, indem er keine Spur von Reue über alle seine ungeheuern Verbrechen äußere, zu keinem Bekenntniß, ja kaum zum Sprechen zu bringen, und mehr als einmahl auf unseligen Versuchen, sich das Leben zu nehmen, ertappt worden sey.

Es ist eine wilde Verzweiflung in dem jungen Menschen, sagte der Geistliche im Verlauf der Rede, die weniger von dem Bewußtseyn seiner Schuld, oder von Furcht vor Strafe, als von einem ungemessenen, beleidigten Stolz und von einer tiefen Erbitterung gegen eine Person, die ihn getäuscht oder verrathen haben muß, herzurühren scheint.

Und hat er sich über diese Person nie bestimmt geäußert? fragte Luitgarde zitternd. Der Geistliche zuckte die Achseln. Daß es ein Weib seyn müsse, scheint so ziemlich aus entfallenen Wor-

ten und Winken hervorzugehen; aber er ist zu keinem Bekenntniß überhaupt, und so auch nicht zu diesem zu bewegen.

Dann wird man ihn ohne Weiters auf die Folter bringen, sagte kalt einer der anwesenden Herren.

Luitgardens Herzschlag stand still und eine Todesblässe überzog ihr Gesicht. Der Geistliche betrachtete sie unbemerkt, aber aufmerksam. Das wird nicht nöthig seyn, sagte er, denn er läugnet ja auch nichts. Er läßt die Richter über sich sprechen und entscheiden, was sie wollen; die Thatsachen sind durch die Aussagen so vieler Mitschuldigen und Zeugen bewiesen, er kann und er will nicht gerettet werden. Sein Leben ist gewiß verloren. Möchte ich nur so glücklich seyn, seine Seele zu retten!

Luitgarde sah den Geistlichen lang' und forschend an. In diesen Zügen lag so viel Menschlichkeit, so viel Duldung und so viel himmelwärts strebendes Verlangen, daß ein Entschluß, der in ihr zu arbeiten begann, sich immer mehr und mehr ausbildete. Sie nahm von dem an wenig Theil mehr am Gespräch, und heftete ihr ganzes Gemüth auf Einen Gedanken.

Am andern Morgen stand sie früh auf, sag-

te, daß sie ihre Beichte verrichten wollte, und ging, von ihrer Kammerfrau begleitet, in das Kloster, in welchem Pater Augustin, dessen Orden und Nahmen sie sorgfältig auszukundschaften nicht vergessen hatte, lebte. Sie ließ ihn durch den Pförtner herabbitten. Der Geistliche erschien sogleich. Mit ganz zerknirschtem Herzen, unter Thränen des Schmerzes und der Scham entdeckte sie nun dem Priester ihr ganzes Schicksal, die Stimmung ihres Gemüths gegen den Unglücklichen, ihre frühere Verbindung mit Friedrich, die Geschichte mit dem Ringe, den Theil der Schuld des Verraths, der auf sie fiel, ihre Angst vor den Folgen der Verzweiflung des Gefangenen, vor dem ewigen Tod seiner Seele und ihre Hoffnung, ob nicht vielleicht ein offenes Geständniß von ihrer Seite, seine Kenntniß ihrer Gefühle für ihn, ihre Reue über willenloses Übel, das durch sie verübt worden war, sein starres Herz schmelzen und weicheren Empfindungen, und vielleicht einem frommen Gedanken den Eingang in dasselbe öffnen könnte?

Der Geistliche hatte sie ganz ausreden lassen, dann saß er noch eine Weile tief nachsinnend. Endlich erhob er sich und sprach: Es ist möglich, mein Kind, daß Euer verdienstlicher Entschluß

auch wirksam seyn kann; ich will darüber nachdenken. Für's Erste aber schweigt von Eurem Vorsatz gegen Jedermann und gebt keiner voreiligen Hoffnung Raum; denn wir haben es nicht mit einem Sünder aus Leichtsinn und Übereilung, sondern mit einem verstockten Verbrecher zu thun. Und hierauf drang er mit siegender Beredsamkeit in alle Tiefen ihres Herzens, stellte ihr alle möglichen Folgen ihres Schrittes vor und hieß sie zuletzt sich in acht Tagen wieder anfragen.

Sie schied von dem Geistlichen verstört, gekränkt, voll Zweifel über ihn, aber trotz aller Hinderniſſe, die er vor ihr aufzuthürmen schien, dennoch fest entschlossen, an ihr Ziel zu gelangen, möchte es nun durch ihn oder auf einem andern Wege seyn.

Die acht Tage gingen herum, und Luitgarde erschien wieder vor Pater Auguſtin. Durch das sichtliche Erstaunen, mit dem er sie empfing, blickte ein Zug von stillem Wohlgefallen, und er antwortete ihr auf ihre Frage: ob er ihr Vorhaben wohl überlegt habe, und ihr die Hand dazu zu biethen gesonnen sey? — es ließe sich ohne Zweifel hierin etwas thun, auch vielleicht für die Sinnesänderung des Gefangenen Eini-

ges hoffen; aber — Luitgarde müßte sich entschließen, selbst zu ihm in den Kerker zu kommen.

Sie stutzte. — »Wenn es keinen andern Ausweg gibt — ich bin auch hierzu bereit!« — Der Geistliche sah sie verwundert an. — »Sobald Ihr, ehrwürdiger Herr, mir Verschwiegenheit und Verborgenheit zusichern könnt, so, daß außer Euch und ihm Niemand etwas von diesem gewagten Schritte erfährt.«

Das kann ich, erwiederte der Geistliche.

»Nun, so benennt Tag und Stunde.«

Wie, Ihr wolltet wirklich? —

»Es ist mein fester Entschluß. Ich will seine Seele retten, wenn ich kann, ich will für seine Liebe, die ich ihm so schlecht gelohnt, dieß zum Ersatz geben.« Des Geistlichen Züge hellten sich mehr und mehr auf, wie er Luitgardens festen Entschluß sah, und der Gang ward auf den drittnächsten Tag festgesetzt.

Mit der nöthigen Vorsicht und in hinreichender Verhüllung traten sie den Weg an. Je näher Luitgarde dem unglücklichen Orte kam, je mehr nahm ihr Zittern, ihre Beklemmung zu. Der Pater bereitete sie auf das vor, was sie zu finden hatte — ein tiefes, dunkles Gewölbe, den Gefangenen mit einer Menge schwerer Ketten

an Händen und Füßen gefeſſelt, auf ſeinem harten Lager liegend, durch welches die Ketten herabliefen und unten mit einem ungeheuern Schloß verbunden waren, das er auf die Bretter hinaufzulegen pflegte, um ſich etwas mehr Freyheit der Bewegungen oder Ruhe im Schlafe zu verſchaffen, und das denn mehrmahl bey einer ſchnellen Änderung ſeiner Lage mit Getöſe herabfiel und ihn aufſchreckte — ihn ſelbſt bleich, durch Kerkerluft ermattet, finſter und beynahe verzweifelnd!

Durch lange, düſtere Gänge, neben hohen Eiſenthüren, an feſtvergitterten Löchern vorbey, aus denen Kettengeklirre, oder Ächzen, oder Brüllen der Wuth ſcholl, folgte ſie wankend und bleich ihrem Führer. Nun ging es noch eine enge Treppe hinab, der Schließer öffnete raſſelnd eine knarrende Eiſenthür — und ſie waren zur Stelle.

Ein eiskalter Schauer wehte aus dem dumpfen, finſtern Aufenthalt ſie an. Der Geiſtliche ging voran. Er redete den Gefangenen, der, auf dem Geſicht liegend, ſich auch nicht einmahl nach den Eintretenden umſah, freundlich an und ſagte: Du haſt es verlangt, Fritz, daß die bewußte Perſon zu dir komme, wenn du dich von ihrer Unſchuld überzeugen ſollſt. — Hier iſt ſie. Bey dieſen Worten ſchlug er den Schleyer zurück, den

Luitgarde vor Angſt und Schmerz zu lüften vergeſſen hatte, und der Gefangene fuhr mit einem ſchrecklichen Fluche von ſeinem Lager auf, die ſchweren Ketten raſſelten, das Schloß fiel mit fürchterlichem Gepolter zu Boden, und riß durch ſein Gewicht den Unglücklichen wieder gewaltſam nieder.

O Gott! o großer Gott! rief Luitgarde jammernd, und hob die Hände gen Himmel.

Du biſt's? rief der Gefangene: Du kommſt in dieſen Aufenthalt des Elends und des Grauens? — Er betrachtete ſie eine Weile halb gerührt, halb zürnend. — Nach und nach verdüſterten ſich ſeine Züge wieder, und mit bitter'm Lachen ſagte er: Sinnſt du wieder auf neue Tücke? Willſt du noch mehr von mir erlauſchen, um mich meinen Peinigern zu verrathen? Es iſt nicht nöthig, ich will ja ſterben, ich will mich nicht retten.

Der Geiſtliche wollte antworten, da Luitgarde, zu ergriffen von Allem, was ſie ſah und hörte, ſchwieg.

Schweigt! rief der Gefangene: Ihr ſchweigt! Ich habe es nur mit ihr. Und nun ergoß er ſich in bittere Vorwürfe und wüthenden Zorn gegen ihre Falſchheit, und eine ungeheure Lei-

denſchaft, bald wild und verzehrend, bald innig und zart, verrieth ſich in dieſen Klagen und Wünſchen und ließ Luitgarden in die Tiefe eines Herzens ſehen, das ihr ganz ergeben und ihr längſt ſchon theuer war. Sie weinte ſanft. Das entwaffnete ihn nach und nach, und als er ausgetobt hatte, trat ſie näher zu ihm und ſagte: Ich bin doch unſchuldig, Victorin, ſo ſehr der Schein wider mich iſt. Hört mich an! — Sie erzählte ihm nun den Vorfall mit den Räubern, das Aufſehen, welches dieſe Geſchichte erregt, und das ernſte, unausweichbare Begehren des Kanzlers an ſie um den Ring.

Er hörte ihr zweifelhaft zu; aber im Eifer des Geſprächs hatte ſie ſich neben ihn auf ſein hartes Lager geſetzt, und das ſchwere Schloß, das bey jeder heftigen Bewegung von ihm, herunter zu fallen drohte, auf ihre Knie gelegt, um es zu halten. — Was macht Ihr? rief er verwirrt, und wollte ihr die ungewohnte Laſt abnehmen. Aber ſo, wie er die Hand ausſtreckte, ſchrie Luitgarde auf: Mein Gott, Ihr blutet! Die ſchweren Feſſeln hatten ihn wund gedrückt. Schnell zog ſie ihr Schnupftuch hervor, zerriß es behende und legte mitleidig einen Verband um die wunde Hand. Ihre Thränen floſſen darauf.

Iſt's möglich? rief der Gefangene: Haſſet Ihr mich nicht? Lebt noch eine Stimme in Eurem Herzen, die für mich ſpricht?

Sie erhob den Kopf und ſah ihn durch Thränen ernſt und liebreich an: Ich bin Euch von Herzen gut, ich war es im erſten Augenblick, wo ich Euch kennen lernte, und ſo ſag' ich Euch: ſo wahr ich für mich und Euch die ewige Seligkeit wünſche, ich bin unſchuldig!

Barmherziger Gott! rief er überwältigt und laut: — Weh! Weh! Was hab' ich gethan? Ich habe geläſtert, mir kann Gott nicht barmherzig ſeyn! Er ſtürzte nieder auf das Geſicht und ſeine Bruſt arbeitete in ſchrecklicher Beklemmung.

Luitgarde legte ihre Hand auf ſeine Schulter. Victorin! ſagte ſie mit tiefer Rührung: Glaubt mir, Gott iſt unendlich gut und langmüthig, und wenn Ihr, ein ſchwaches, ſterbliches Weſen, mir verzeihen könnt, von der Ihr Euch ſo ſchwer beleidigt glaubt: wie ſoll der allbarmherzige Vater nicht ſeinem gefallenen und reuigen Kinde verzeihen?

Jetzt trat der Geiſtliche herzu. Mit aller Kraft des heiligen Glaubens, mit aller Kenntniß des Menſchenherzens und mit aller Salbung ſeines hohen Berufs drang er unwiderſtehlich in

Verbrechen auf ewig von ihm geſchieden. Sie hatte ein Leben, das ſo gräßliche Erinnerungen vergifteten, keinen Reiz für ihn, und er that, was an ihm war, um ſein Urtheil und die dunkeln Folgen desſelben zu beſchleunigen.

Luitgarde hatte, gleich Victorin, ſich in ihr Geſchick ergeben. Auch ihr war es klar, daß er ſterben mußte, ja, ſie ſah in dem verſöhnenden Tode des Schuldigen eine Art von Verklärung ſeiner ſelbſt und ihrer Liebe für ihn. Aber auch ihr Entſchluß war für dieſen Fall gefaßt, und nur Eine Angelegenheit lag ihr noch recht ängſtlich auf der Seele: die Aufklärung über Victorin's Geburt. Sie zog den Geiſtlichen in ihr Geheimniß und es ward endlich nach manchen Berathungen feſtgeſetzt, daß dieſer an den Grafen Lansky ſchreiben, ihm den Ring ſenden, die Erinnerungen des Gefangenen aus ſeiner Kindheit und manche andere Vermuthung mittheilen und dann erwarten ſollte, was dieſer beſchließen würde; Victorin aber ſollte vor der Hand nichts von dieſen Verhandlungen erfahren.

Die Antwort kam ſchnell zurück. Vaterangſt und Hoffnung, Vaterfreude und Schmerz kämpften darin. Noch ließ ſich nichts entſcheiden, viel hoffen, noch mehr fürchten; aber der Graf woll-

te ſelbſt nach Prag kommen, und Pater Auguſtin ſollte indeſſen den Gefangenen näher ausforſchen und vorbereiten. Das geſchah. Alles, was Victorin erzählte, alle dunkeln Erinnerungen, auf die er ſich ſelbſt beſann, der Werth, den die gute Köhlerinn, ſeine Pflegemutter, auf den Siegelring legte, die Achtung, die ſie ihm heimlich dafür, als für ſein koſtbarſtes Kleinod, einzuprägen ſuchte, — denn ihr Mann dachte ganz anders, als ſie — und die ihn ſpäterhin bewog, den einfachen Ring ſo koſtbar verzieren zu laſſen, wie er nun war, einzelne Worte, die er von ſeinen Pflegeältern in den Sächſiſchen Gebirgen gehört hatte, Alles ſtimmte genau mit Luitgardens Vermuthungen überein, und Pater Auguſtin wagte es endlich, ihm das wahrſcheinliche Geheimniß ſeiner Geburt und ſeines Ranges zu eröffnen.

Er gerieth außer ſich, er ſchien wie wahnſinnig. Stolz und Verzweiflung, Freude und ungeheurer Schmerz zerriſſen ſeine Bruſt, und der Gedanke, vielleicht in den letzten Augenblicken eines geächteten, dem Henkerbeil verfallenen Lebens eine glänzende Geburt, einen Vater und eine edle Geliebte, kurz Alles, was dem Daſeyn Werth geben konnte, gefunden zu haben, um

alle dieſe Güter in wenigen Tagen wieder zu verlieren, war mächtiger, als ſeine Beſinnung und ſeine Kraft. Er erlag ihm, ein wüthendes Fieber ergriff ihn, und der gute Geiſtliche ſah, nicht ohne eine Miſchung von Zufriedenheit, der Annäherung eines freundlicheren Todes entgegen, der dem Unglücklichen die letzten grauenvollen Auftritte und die öffentliche Schmach erſparen ſollte.

Auf ſein dringendes Bitten wurde der Kranke in einen geſundern Aufenthalt gebracht, die ſchweren Feſſeln mit leichtern vertauſcht und für beſſere Pflege geſorgt. Seine unverdorbene Jugend widerſtand der Wuth der Krankheit, und mit ſeiner körperlichen Kraft war auch die Wildheit ſeines Geiſtes gebrochen. So wie er zu ſich kam und, einiger Beſinnung fähig, den Prieſter eintreten ſah, ſtreckte er ihm mit ſtill ergebener Miene die Hand entgegen und ſprach: Jetzt habe ich es gefunden, Pater Auguſtin, jetzt bin ich wieder ruhig! O, verzeiht den Schrecken, den Kummer, den ich Euch gemacht! Und was haſt du gefunden, mein Sohn? fragte der Geiſtliche. Ach, einen Faden, ehrwürdiger Vater, der mich aus dem Labyrinthe meiner Verzweiflung und meines Verderbens führen ſoll! Und nun ent-

wickelte er mit innerer Erhebung, ja, mit einer Art von Begeiſterung den Gedanken, daß Gott ihn ſo wunderbar geführt und ihm am Ende ſeiner Laufbahn alles Glück der Erde gezeigt habe, um damit er durch ein gelaſſenes, williges Opfer alles deſſen, was dem Menſchen am theuerſten iſt, einen kleinen Theil ſeiner Schuld abtragen, ſomit ſeine Büßung auf Erden ſchmerzhaft beginnen und in der andern Welt minder zu leiden haben ſollte.

Froh und gerührt ſtärkte der fromme Greis ſeinen Schützling in dieſen Gedanken und ging hierauf zu Luitgarden, um ihr Bericht von Allem abzuſtatten, und, ohne daß er es wollte, durch ſeine warme Erzählung von der ſtillen Ergebung des Jünglings, von ſeinen frommen Entſchlüſſen, die längſt genährte Flamme in ihrer Bruſt noch heller anzufachen. In dem Augenblicke ging die Thür auf, und ein Mann in mittleren Jahren, von hoher, edler Geſtalt trat in's Zimmer.

Gott im Himmel! Graf Lansky! rief Luitgarde.

Der Graf ſtand betroffen: — Ihr kennt mich, mein edles Fräulein, oder Frau? Ich wüßte nicht, daß ich jemahls —

Luitgarde erröthete heftig: — Verzeiht, Herr Graf, wir vermutheten — wir wußten —

Ist mein Freund Martinitz zu Hause?

Er ist seinem Sohne entgegen gereist, der in ein Paar Tagen erwartet wird. Übrigens, Herr Graf, bin ich des Grafen Nichte und dieser geistliche Herr Pater Augustin. Der Graf ging auf ihn zu und schüttelte ihm schweigend aber erschüttert die Hand; dann sah er Luitgarden scharf an. Sagt mir aufrichtig, mein Fräulein, woran und wie Ihr mich im ersten Augenblicke erkanntet?

Wenn ich die Wahrheit gestehen soll — eine seltsame — eine unverkennbare Ähnlichkeit —

Mit dem Räuberhauptmann? rief der Graf heftig: O, so soll es denn wahr seyn? Soll ich einen lang beweinten einzigen Sohn nur gefunden haben, um die Schande meines Geschlechts an ihm zu erleben?

Der Geistliche trat hinzu und versuchte es, das Schmerzliche dieses Gedanken zu mildern, indem er dem Grafen die würdige Fassung, die fromme Ergebung des Unglücklichen schilderte. Er hörte in tiefen Kummer versenkt zu, dann wendete er sich an Luitgarden: Und Ihr, mein Fräulein, heißet? —

Luitgarde Branow.

Dacht' ich's nicht! O, es muß ſich Alles vereinen, um mich zur Verzweiflung zu bringen. Ihr ſeyd Fräulein Branow, die Tochter von Graf Martinitz Schweſter?

Luitgarde nickte bejahend.

Ja, das ſind ihre Augen! So blickte Adelheid, ſo war ihr Wuchs. — O Gott! Gott! Und wißt Ihr auch, Fräulein, welches Loos Euch beſtimmt war?

Mit einem ſchweren Seufzer ſagte ſie: Ich weiß, Herr Graf, ich habe es längſt geahnet.

Und Ihr verabſcheuet den, den Euch die unglücklichen Ältern beſtimmt hatten? Ihr müßt ihn haſſen.

Jetzt brachen Luitgardens Thränen hervor. Ach, ich haſſe ihn nicht, ich kann ihn nicht haſſen!

Was hör' ich? Iſt's möglich? Einen Verbrecher, einen Abſcheu der Menſchheit?

Mir iſt er nicht anders als edel erſchienen, ſagte Luitgarde, indem ſie ihre Thränen zu trocknen und ſich zu faſſen ſtrebte. Und nun erzählte ſie dem Grafen Alles, von der erſten Begegnung am Moldauufer bis zu ihrem letzten Beſuch im Kerker bey ihm. Graf Lansky hörte ihr geſpannt zu. Nach und nach ſchmolz ſein empörtes Gemüth zu weicher'n Gefühlen; väterliche Liebe,

Mitleid und ein tiefer Schmerz über die trefflichen Anlagen, die hier ein feindseliges Schicksal zerstört hatte, nahmen Platz in seiner Brust. Er erhob sich zuletzt mit Thränen in den Augen und sagte: Nun, wenn es denn wahr seyn und ich in dem Gefangenen mein verlornes Kind wiederfinden soll, so laßt uns zu ihm gehen! Eine marternde Ungewißheit erträgt sich am schwersten, und ich weiß nicht, wovor ich mehr zittern soll: keinen Sohn zu haben, oder ihn so wiederzusehen! Führt mich zu ihm, Pater Augustin, und Ihr, edles Fräulein, Tochter der unvergessenen Jugendfreundinn, Ihr seyd doch wohl so gütig, uns zu begleiten?

Sie gingen. Pater Augustin öffnete die Thür eines hochgewölbten, festvergitterten Zimmers, in welchem aber Reinlichkeit und freundliche Helle die Eintretenden angenehm empfingen. Luitgarde, mit hochschlagendem Herzen, blieb außer der halbgeöffneten Thür stehen, um die erschütternde Scene nicht zu stören. Der Gefangene stand von dem Tische auf, an welchem er in einem frommen Buche gelesen hatte, ging dem Geistlichen, so weit es seine Ketten erlaubten, entgegen und begrüßte ihn mit ehrerbiethiger Freude. Die Bläße seiner Züge, die Langsamkeit seiner Be-

wegung zeugten von dem, was er gelitten und bewegten die ihm geneigten Herzen in zarter Regung. Das ist ein Abgesandter des Grafen von Lansky, sagte der Priester, der gekommen ist, Euch um die Umstände Eurer Jugendgeschichte und Eure Erinnerungen zu befragen. Ihr begreifet, von welcher Wichtigkeit Eure Aussagen und Eure Wahrhaftigkeit in diesem Stücke seyn können.

Victorin verneigte sich stumm, indem er die Hand auf die Brust legte und eine heftige Bewegung ihn bey'm Anblick des Fremden und bey dem Nahmen seines geglaubten Vaters zu durchzittern schien.

Auch der alte Graf betrachtete ihn mit sichtbarer Verwirrung, dann hub er an und forschte, streng, genau und nicht ohne Härte in Ton und Blick. Der Gefangene antwortete ehrfurchtsvoll und sanft. Die Strenge in des Grafen Wesen ließ allmählich nach, wie sein Blick länger auf dem Unglücklichen verweilte, in dessen Gestalt und Benehmen sich kein gemeiner Sinn, nichts Unedles aussprach; aber seine Verwirrung vermehrte sich mit jedem Zeichen, das der Gefangene angab und stieg endlich bis zu dem heftigsten innern Kampfe.

Es trifft Alles, Alles zu, rief er ſchmerzlich. Nur noch Ein Zeichen übrigt, um das Unglück und die Schmach eines edlen Greiſes zu entſcheiden.

Victorin erblaßte und trat zurück.

Der verlorne Sohn des Grafen Lansky muß eine Narbe an der Stirn tragen, von einem ſchweren Falle, den er im vierten Lebensjahre that. — Könnt Ihr auch das —?

Eine ſchnelle Gluth überflog das Geſicht des Unglücklichen, er ſchlug mit zitternder Hand das dunkle Gelocke von der hohen Stirn und die Narbe erſchien.

Gott! Gott, er iſt's! Es iſt mein Sohn! rief der Graf mit zerſchmetterndem Tone, ſchlug beyde Hände vor's Geſicht und wandte ſich in heftiger Bewegung von dem Erkannten ab.

Mein Vater! Ach, mein Vater! ſchrie Victorin, ſtreckte die Arme aus und ſchwankte erblaſſend zurück, da er die verabſcheuende Geberde desſelben ſah. Der Geiſtliche trat zu ihm, ihn zu unterſtützen; aber in dem Augenblick ſprang Luitgarde, die unter den letzten Reden unbemerkt näher getreten war, auf ihn zu, umſchlang ihn mit beyden Armen und rief: Und wenn dein Vater dich verwirft, wenn alle Welt dich ver-

läßt, ich verlasse dich nicht, denn ich bin deine Verlobte, deine Braut!

Der Unglückliche sah sie mit sterbenden Blicken der innigsten Liebe an und sank ohnmächtig in ihre und Pater Augustin's Arme. Sie ließen ihn auf sein Strohlager nieder, sie bemühten sich, seine Lebensgeister zu erwecken. Der alte Graf wandte sich langsam nach der Gruppe, er sah den bleichen Jüngling, der seine Züge trug, der sein einziger Sohn war, wie einen Sterbenden in den Armen der Fremden; sein Herz wendete sich in der Vaterbrust, er stürzte auf ihn zu, umarmte ihn unter Thränen und rief: Es ist doch mein Sohn, mein einziges, mein geliebtes Kind! Erwache, erwache, mein Victorin, mein Sohn!

Die Töne der Vaterliebe regten die erstorbenen Geister auf. Victorin öffnete die Augen. Seines Vaters Züge, voll Liebe, voll Thränen, waren der erste Gegenstand, der ihnen begegnete, und, unfähig zu sprechen, glitt er vom Lager herab ihm zu Füßen, indem er seine Knie umschlang und in heißen Thränen darauf liegen blieb.

Der Graf beugte sich nieder, ihn aufzurichten und empfing den sich Erhebenden in seine Arme, an dem Vaterherzen. Luitgarde und Pater Augustin standen stillweinend und bethend

an ihrer Seite; aber erſt nach langer Zeit legte ſich der Sturm der aufgeregten Gefühle und die ſchmerzlich Glücklichen vermochten es, über ihre Lage zu ſprechen. Victorin erzählte ſein Schickſal aufrichtig, gefaßt; nur, als er an die Periode ſeines Räuberlebens kam, bath er den Vater, ſie ſtillſchweigend übergehen zu dürfen und betheuerte feyerlich, daß, ſeit er Luitgarden das erſte Mahl erblickt, ſeine Hand kein Blut vergoſſen und der Entſchluß, ſich von ſeinen wilden Geſellen zu trennen, ein verbrecheriſches Leben aufzugeben und ſich der Geliebten würdig zu machen, mächtig in ſeiner Bruſt gearbeitet habe.

Der Vater hörte tieferſchüttert zu. Der Gedanke, ob es nicht vielleicht möglich ſey, den gebeſſerten, den einzigen Sohn zu retten, erwachte in ihm und gewann mit jeder Äußerung des Letztern, worin ein edles Gemüth ſich ſpiegelte, mehr Lebhaftigkeit. Er wollte nach Wien, ſich Ferdinand zu Füßen werfen, und von ihm Begnadigung erflehn. Victorin verwarf den Vorſchlag mit einer Art von Schrecken. Er wollte nicht leben, die Erinnerungen ſeiner Bruſt waren zu gräßlich, er ſah den Tod als das einzige Mittel an, der erzürnten Gerechtigkeit Gottes, der verletzten bürgerlichen Pflicht und ſei-

nem eigenen Gefühl Genüge zu thun. Aber er flehte seinen Vater an, sein Ansehen, seine Verbindungen dahin zu verwenden, daß ihm vergönnt würde, ohne Martern, einen schnellen, minder schimpflichen Tod durch das Schwert des Blutrichters zu empfangen.

Als Graf Lansky mit Luitgarden nach Hause kam, langten bald darauf der Oheim und sein Sohn an. Mit Freude und Verwunderung fand Martinitz den Jugendfreund bey sich. Man erklärte sich. Unangenehme Berührungen, das Verhältniß Luitgardens zwischen Friedrich und Victorin, gestörte Hoffnungen, die man lange und mit Fug gehegt, Mitleid mit der Lage seines Sohnes, regten den alten Martinitz zuerst in Unmuth und Zorn auf; aber sein besseres Gefühl siegte nach und nach. Er erkannte die Hand eines höhern Schicksals, das mit den Planen und Hoffnungen der Menschen ein achtloses Spiel treibt, er konnte gegen die Gültigkeit von Luitgardens erster Verlobniß, die der heftigste Wunsch seiner sterbenden Schwester gewesen war, nichts einwenden, die Gewalt einer Leidenschaft nicht verdammen, die von dem ersten Augenblicke des Erkennens unter Gefahren, Verdacht und Trennung sich treu und standhaft bewiesen, und als

eine in den Gemüthern vorbestimmte Verbindung bewährt hatte. So wich er endlich Lansky's Vorstellungen, sprach selbst mit Graf Friedrich und trug ihm als entschieden vor, worauf er ihn schon auf der Herreise vorzubereiten für gut befunden hatte. Friedrich wollte verzweifeln. Er legte alle Zeichen tiefer Traurigkeit in Geberden und Worten, ja im Tone der Stimme an den Tag, er seufzte vor Luitgarden, sah sie beweglich an und suchte durch Klagen, Beweisthümer und Vorwürfe ihr begreiflich zu machen, daß der Räuberhauptmann, der wilde, ungeschlachte Mensch, der unter Schelmen und Freybeutern aufgewachsen, keine Erziehung, keinen Unterricht genossen habe, und wenn er hundert Mahl ein Graf von Lansky wäre, doch mit ihm in keinen Vergleich zu stellen sey.

Luitgarden waren diese Gespräche im Anfang sehr peinlich; nach und nach gewöhnte sie sich daran und überhörte sie.

Gerade in diesen Tagen ward Victorin's Urtheil gesprochen und der Tod durch's Schwert ihm auf den dritten Morgen zuerkannt. Man brachte es Luitgarden schonend vor. In diesem Augenblicke brach die lang' gehaltene Kraft zusammen. Sie erwachte spät aus einer tiefen

Ohnmacht; aber bekannt mit der kurzen Zeit, die sie mit dem Freunde auf Erden noch zu genießen hatte, both sie alle ihre Kräfte auf, sich so lange zu halten und erflehte von ihrem Oheim nur die Erlaubniß, mit dem Verlobten ihrer Kindheit, mit dem Manne, dem ihre verklärte Mutter sie zugedacht, in Gesellschaft des Geistlichen die letzten Tage hinbringen zu dürfen.

Graf Martinitz schüttelte den Kopf, Friedrich entsetzte sich. Victorin hörte diesen Vorsatz mit entzückter Dankbarkeit, sein Vater umarmte Luitgarden mit Thränen, und Graf Martinitz ließ sich bereden, seine Nichte zu begleiten und zugleich den unglücklichen Sohn seines Freundes kennen zu lernen, der in der Welt und in seinem Hause so viel Zerstörung verursacht hatte.

Mit vorgefaßtem Widerwillen betrat er das Zimmer des Gefangenen, der jetzt seit seiner Verurtheilung nach hergebrachter Sitte freyer und gütiger behandelt und seinem Wunsch gemäß einfach, aber seiner Geburt entsprechend gekleidet war, und die bedeutende Persönlichkeit, in welcher die Demuth des reuigen Sünders mit dem angebornen Stolze sich mischte, die stille Fassung, die Würde des heiligen Unglücks rissen

auch ihn hin. Er umarmte den einſt Gehaßten recht herzlich und verſicherte ihn ſeiner völligen Verzeihung.

Dieſen Tag und den folgenden brachten Luitgarde, Graf Lansky und Pater Auguſtin faſt unausgeſetzt bey Victorin zu. Luitgarde hielt ſich mit aller ihrer Kraft, obwohl ſie innerlich die Macht der langen, heftigen Erſchütterung wohl fühlte und ahnete, was geſchehen würde, wenn erſt der entſcheidende Moment einträte.

Am zweyten Abend — es war der vor dem Todestage — nachdem ſie und der tiefgebeugte Vater den letzten Abſchied genommen und Victorin ſie, wie ein Sterbender, ſtill, fromm und innig entlaſſen hatte, ſank ſie in dem Gange vor ſeiner Thür zuſammen, man brachte ſie ohnmächtig in ihre Wohnung auf ihr Bette und ſie erwachte in der ganzen ſchrecklichen Nacht nicht aus ihrer Betäubung.

Am nächſten Morgen geleitete Pater Auguſtin mit tiefer Trauer und heiliger Rührung ſeinen Schutzbefohlnen auf dem letzten, ſchweren Gange. Victorin war gefaßter. Er fürchtete den Tod nicht, dem er oft in der Schlacht und bey gefährlichen Anſchlägen beherzt entgegen gegangen war, er ſah in ihm den Hafen der Ruhe,

in welchem ſeine von Erinnerungen und Vorwürfen gemarterte Seele Frieden und Verſöhnung finden ſollte. Ihn ſchmerzte nur die Trennung von ſeinen Geliebten und ihr Jammer. Beſchäftigt mit Gott und dem nahen groſſen Augenblick ſchritt er ſtill und gefaßt durch die gaffende Menge hin, die ſeiner Schönheit, ſeiner Jugend, ſeiner ſichtbaren Reue Worte und Thränen des Mitleids zollte. Am Richtplatze trug er dem Geiſtlichen noch die letzten heiligen Grüße an Vater und Geliebte auf, ließ ſich die Augen mit dem Tuch, das Luitgarde für ihn genäht hatte, verbinden, und in wenig Minuten ſtand ſeine Seele vor Gott, der That und Abſicht, Umſtände und Beziehung klarer durchſchaut, als ſterbliche Richter vermögen, und den durch Leiden gereinigten Geiſt in väterlicher Liebe richtet.

In demſelben Moment fuhr Luitgarde aus ihrer Ohnmacht empor. Jetzt iſt es vorbey! rief ſie. O Victorin! Nimm mich zu dir!

Bald darauf kam Pater Auguſtin. Bleich, ſtumm legte er das unglückliche Tuch — ſo hatte ſie es gewünſcht — in ihre Hand. Ihr Herz brach — ſie litt noch lange. Es brauchte Wochen, bis der Schmerz langſam alle Fäden eines blü-

henden, jugendlichen Lebens zerriſſen hatte; aber ein Paar Monden nach Victorin's Tode, um dieſelbe Morgenſtunde, wo er geſtorben war, verſchied ſie ſanft und heiter, und ſein Nahme und ſeine himmliſche Erſcheinung, die ſie vor ſich ſchweben zu ſehen behauptete, war ihr letzter Laut.

II.

Die goldene Schale*).

*) Diese Erzählung ist einer Sage nachgebildet, und nur in diese Gegend versetzt.

In dem Thale, wo die Enns im tiefen Felſengeſtade hinrauſcht, lag in einer der finſterſten Schluchten, welche ſich um das große Gebirge hinziehen, aus dem ſchon die Römer das Noriſche Eiſen zogen, und deſſen unerſchöpfliche Minen durch eine zweytauſendjährige Bearbeitung nicht verarmten, die feſte Burg Reiflingſtein, von welcher nun keine Spur mehr übrig iſt. Auf einem ſteilen Felſen, der über den Fluß herüberdrohte, erhob ſich das alterthümliche Gemäuer. Das Gerücht ſchrieb deſſen erſte Erbauung den Römern zu, ſo wie die Familie ihre Abſtammung von einem Römiſchen Centurio ableitete, der hier den chriſtlichen Glauben angenommen, und dieſe Gegenden mit ſeinem Vaterlande vertauſcht hatte. Doch waren, wie der Ruf verkündete, Manche ſeiner Hausgenoſſen den heidniſchen Göttern heimlich treu geblieben, und bey nächtlicher Weile in Höhlen und undurchdringli-

chen Wäldern opferten ſie ihnen, oder vielmehr den Dämonen, die in den Klüften des Eiſenberges ihr geheimes Weſen trieben, und, um ihre Verehrer von dem Dienſt des wahren Gottes abzuhalten, ihre eigennützigen Spenden nicht ſelten mit reichen Gaben aus den Eingeweiden der Berge belohnten.

Die Zeit und die allmählige Verbreitung des chriſtlichen Glaubens machten endlich auch jenen Dämonendienſt verſchwinden; aber zwiſchen manchen Gliedern dieſes Stammes und den geſpenſtiſchen Bewohnern des Berges blieb doch noch immer ein geheimnißvoller Zuſammenhang. Auch war das ganze Haus der Reiflingſteiner von keinem freundlichen Geiſte beſeelt. Damahls war noch keine breite, vielbeſuchte Straße durch jene Gegenden gebahnt, Handel und Verkehr hatten die dichten Waldungen noch nicht gelichtet, und milde Sitten und feſte Geſetze noch nicht den Weg des Reiſenden geſichert. Unbequem und nicht ohne Gefahr durchzog man das Ennsthal; denn die Herren von Reiflingſtein lauerten hier auf den unverwarnten Reiſenden, der entweder mit ſeiner Habe in ihre Gewalt fiel, oder ſeine Freyheit mit ſchwerem Gelde löſen mußte. Ihre Fehden mit ihren Gränznachbarn ſtörten die Ruhe

des ganzen Gaues, und ihre Unterthanen seufzten unter einem harten Joch.

Aber schon seit einem Jahrhunderte neigte dieser einst so furchtbare Stamm sich sichtlich seinem Erlöschen zu. Das sonst kinderreiche Haus hatte seit einigen Geschlechtsfolgen kaum einen oder ein Paar Sprößlinge aufzuweisen, und als Herzog Leopold der Glorreiche seine Lehensmänner zu einem Zuge gegen die Ungern aufforderte, konnte ihm aus dem Hause Reiflingstein kein Ritter die Herresfolge leisten; denn Herr Ottokar, der einzige Mann seines Stammes, war, obwohl noch in blühendem Mannesalter, durch Kränklichkeit, eine Folge seiner vielen Ausschweifungen und Kriegszüge, auf seiner Burg zurückgehalten.

Aber auch im Innern der Burg war kein Frieden. Herrn Ottokars wilde Gesinnung verbitterte das Leben seiner sanften Gemahlinn Agnes, die, mit ihm verwandt, von ihrem Vater gezwungen worden war, dem reichen Freyer ihre Hand zu geben. Agnes hatte das Haus ihres Gemahls ungern betreten, und bewohnte es seitdem unter stäter Sorge und Furcht. Es war aber nicht bloß der wilde Sinn ihres Gemahls, welcher ihre Tage freudenlos machte; die Burg

war auch ſonſt von allerley unheimlichem Weſen beunruhigt, das die Furcht der Bewohner nach ihren verſchiedenen Anſichten bald den nie ganz geſtillten Einwirkungen jener dämoniſchen Welt, bald dem verkehrten Lebenswandel der Ahnen ihres Herrn zuſchrieb, die ſich eben ſo, wie er, durch Raub, Plünderung und Mord bereichert hatten, und nun bey ihren ungerechten Schätzen keine Ruhe im Grabe finden konnten. Die älteren Diener des Hauſes erzählten von unterirdiſchen Kammern und Gewölben, welche mit den Klüften des Eiſenberges in Verbindung ſtänden, und in welchen die früheren Beſitzer den Raub, den ſie von wehrloſen Reiſenden, aus erſtürmten Burgen, wohl auch aus zerſtörten Klöſtern und Kirchen, durch den Beyſtand der Dämonen gewonnen, verborgen hatten. Der Eingang zu dieſen Gewölben war nicht mehr zu finden. Vor mehr als hundert Jahren, in einer ſchrecklichen Nacht, in welcher Donner und Blitz von außen, und unterirdiſches Getöſe im Innern des Berges den Felſen und die Burg erſchütterten, und die damahlige Gebietherinn des Schloſſes auf unbekannte Art verſchwand, ſollten auch die Gänge, welche zu jenen Kammern führten, zuſammengeſtürzt ſeyn.

Die ſanfte Agnes ließ dieſe Gerüchte dahingeſtellt ſeyn, ſie wußte nicht, was ſie davon glauben ſollte, und wagte es nicht, ihren Gemahl, der alle Erzählungen dieſer Art mit frechem Hohngelächter hörte, oder mit dem Ausbruch des wildeſten Zornes von ſich wies, darum zu befragen. Aber auch ſie fühlte die Einwirkungen unbekannter Gewalten, die ſich ihr bald in ihren Gemächern, bald auf den langen, einſamen Gängen des Schloſſes auf ſchauerliche Art kund gaben, und deren unſeliges Treiben das Glück des ganzen Geſchlechtes und auch das ihrige geſtört zu haben ſchien. Obwohl ſchon mehrere Jahre verheirathet, war ihre Ehe noch durch keine Nachkommen geſegnet. Mehr als einmahl hatte ſie die ſüße Hoffnung, Mutter zu werden, verſchwinden ſehen. Ein Paar Kinder weiblichen Geſchlechts ſtarben ſogleich nach der Geburt, und es ſchien, als ſollte der furchtbare Stamm mit Herrn Ottokar erlöſchen. Dieſer Umſtand diente nicht dazu, ihn milder gegen ſeine unglückliche Gattinn zu ſtimmen; er ſchrieb nur ihr die Schuld ſeiner getäuſchten Erwartungen zu, und ſann darauf, ſich, unter dem Vorwand zu naher Verwandtſchaft, durch Scheidung von ihr zu befreyen, um eine Andere wählen zu kön-

nen, von der er ſich männliche Erben verſprechen dürfte.

Aber wie er eben mit dieſen Gedanken umging, entdeckte ihm Agnes, daß ſie von Neuem die Hoffnung nähre, Mutter zu werden. Dieß hielt ſeine raſchen Anſchläge auf. Es war ihm höchſt ungelegen; denn er hatte ſeine Augen bereits auf eine ſchöne Witwe in der Nachbarſchaft geworfen, und er verſchwor ſich hoch und theuer bey ſeinen Zechbrüdern, daß, wenn ſeine Frau ihm dieſes Mahl wieder ein todtes, oder kein männliches Kind bringen würde, er ſie, ſammt dieſem, vom Schloßberg in die Enns ſtürzen laſſen würde. Von dieſer Drohung wußte Agnes nichts; aber das Betragen ihres Gemahls war von der Art, um ſie das Schlimmſte fürchten zu laſſen. Oft ſaß ſie am Fenſter ihres Gemachs, ſchaute hinab in den wildſtrudelnden Fluß, der hier zwiſchen tiefen Ufern hinrauſchte, und gegenüber auf die ſchroffe Felſenwand, mit wenigen düſtern Fichten bewachſen. Ach, ſo ſchroff und düſter war ihre Lage, ſo wild, wie jene empörten Wellen, ihres Gemahls Sinn, ſo ſtill und einſam Alles um ſie her, die, aus dem Schooß einer liebenden Familie geriſſen, hier Niemand hatte, der Theil an ihrem Schmerz

nahm, und neben den unfreundlichen, sterblichen Bewohnern der Burg noch das Grauen unsichtbarer Mächte in diesem unheimlichen Aufenthalte zu erdulden hatte!

Eines Abends — ihr Gemahl war bey einem Jagdfreunde in der Nachbarschaft — schien sie das Gefühl ihrer unglücklichen Lage mächtiger als sonst zu ergreifen, und sie konnte sich der Thränen nicht erwehren, wie sie in die schweigende, von trübem Mondlicht erhellte Gegend hinaussah. Aus den Fluthen der Enns stiegen die Abendnebel auf, und zogen sich in dünnen, weißlichen Schleyern um die waldigen Ufer hin, vom duftigen Himmel blickte der Vollmond herab, und in seinem matten Schein webten und wogten die luftigen Massen. Agnes schaute starr in das wechselnde Spiel: da schien es, als formte sich das leichte Gewölk zu allerley wankenden, unbestimmten Gestalten, die jetzt aus der Tiefe auftauchten, jetzt wieder verschwanden. Agnes ergetzte sich daran, ohne diese Bildung für etwas mehr, als ein Spiel des Abendwindes und der Dünste zu halten. Aber jetzt wurden die Gestalten deutlicher, die Umrisse schärfer, und mitten unter den Formen abenteuerlicher Nixen und Meerweiber erhob sich aus den wogenden Dün-

ſten die todtbleiche Geſtalt einer jugendlichen Frau, mit einem kleinen Kinde im Arm. Das naſſe Gewand, die ſchlicht herabhängenden Haare bezeichneten eine Ertrunkene, und in den aſchgrauen Zügen glaubte ſie auf einmahl mit Entſetzen ihre eigenen zu erkennen. Starr und halb ohnmächtig ſchwankte ſie vom Fenſter zurück auf einen Stuhl, und wie ſie ſich wieder beſann, waren Geſtalten und Nebel verſchwunden, und der klare Vollmond goß vom tiefblauen Himmel ein helles, freundliches Licht über die Gegend hin.

Eine grauſende Ahnung ihres künftigen Schickſals zog unbeſtimmt, aber deſto quälender durch ihr Herz. Sie wußte nicht, wie es geſchehen würde; aber daß ſie und ihr Kind ein Raub der Wellen, oder vielleicht gar boshafter Waſſergeiſter ſeyn ſollten, wurde ihr immer wahrſcheinlicher, wie ſehr ihr Verſtand auch ſich dagegen erhob, und das ganze Geſicht als ein Spiel der erhitzten Phantaſie zu erklären ſtrebte.

Ihre Niederkunft rückte indeſſen heran, und in derſelben Zeit war bey dem Grafen von Traungau eine große, herrliche Jagd angeſagt, zu welcher er alle ſeine Nachbarn und auch den Herrn von Reiflingſtein eingeladen hatte. Ottokar wußte wohl, welche Kataſtrophe ſeinem Hauſe bevor-

ſtand, und Agnes, von ihren Ahnungen gequält, wünſchte mehr als je, ihren Gemahl, das Haupt des Hauſes, in ihrer Nähe zu wiſſen; aber die leidenſchaftliche Liebe zur Jagd überwog bey dieſem alle Rückſichten, und er dachte, es würde immer noch Zeit ſeyn, wenn er einige Tage darnach zurückkehrte, entweder ſeinen längſtgewünſchten Sohn zu finden, oder ſich im entgegengeſetzten Falle von ſeiner läſtigen Bürde zu befreyen. So reiſte er ab, faſt von allen ſeinen Mannen begleitet, und ließ Agnes mit ihren Weibern und einigen alten Dienern zurück.

Herr Ottokar war noch kaum im Schloſſe Steyer bey ſeinem Wirthe eingeritten, als zu Hauſe Frau Agnes eines ſchönen Töchterchens genas. Die Freude an dem wohlgeſtalteten, geſunden Kinde ward ihr zwar ſehr durch die Furcht vor dem zerſtörten Wunſche ihres Gemahls und jenes trübe Nachtgeſicht verbittert; doch ſchloß ſie das Kind mit inniger Liebe an's Herz, und gelobte unter Thränen, es, wenn Gott es ihr ließe, ihm zu weihen. Übrigens befand ſich die Mutter ſo wohl, als es unter ihren Umſtänden möglich war, und enthob dadurch ihre Dienerſchaft der allzuängſtlichen Sorge für ſie.

So geſchah es, daß ſie am Nachmittage des

zweyten Tages ganz allein im Bette lag, während das Kind sanft an ihrer Seite schlief, und die Wärterinn, eines Geschäftes wegen, das Zimmer auf längere Zeit verlassen mußte. Da kam es Agnes vor, als öffne sich das Getäfel der Wand, und eine Thür, von deren Daseyn sie nie etwas gewußt, ginge auf. Heraus trat mit langsamen, feyerlichen Schritten, in uralterthümlichen Gewändern, ein langer Zug männlicher und weiblicher Gestalten, alle durch Farbe und Abzeichen als Ahnen dieses Hauses kenntlich. Jede trug irgend ein silbernes oder goldenes Gefäß von hohem Werthe, deren Formen auf ein hohes Alterthum schließen ließen; ja, einige derselben schienen ursprünglich zu heiligem Gebrauche bestimmt gewesen zu seyn. Auf einer langen Tafel, die plötzlich im Zimmer stand, ohne daß Agnes wußte, wie sie dahin gekommen war, stellten sie Alles in schönster Ordnung auf, so, daß der reichgeschmückte Tisch wie zu einem fürstlichen Bankett zugerichtet war. Jetzt wandte sich eine zuletzt gekommene Gestalt, deren Kleidung und Züge Agnes an das Gemählde der wunderbar verschwundenen Großmutter ihres Gemahls erinnerte, trat näher an ihr Bett, stellte eine goldene Schale, mit farbigen Edelsteinen reich

beſetzt, auf dasſelbe, und ſprach mit leiſer, kaum vernehmbarer Stimme: »Du kennſt mich. Ich bin eine Ahnfrau dieſes Hauſes, ſo wie dieſe ganze Verſammlung Ahnen desſelben ſind. Ein grauſames Schickſal verſagt uns Allen die Ruhe des Grabes, wir büßen für unſere und frühere Sünden, und der letzte Sprößling unſeres Stammes iſt beſtimmt, durch ſeine Tugenden uns Alle zu ſühnen und zu erlöſen. Aber dein Mann ſinnt Böſes, und nur dadurch, daß du dein neugebornes Kindlein in unſere Huth gibſt, kannſt du es retten. Wir wollen ſeiner treulich wahren, und es dir, wenn es Zeit ſeyn wird, wieder bringen. Dieſe Schale ſey dir das Pfand unſerer Gunſt!« — Mit dieſen Worten ſchob ſie die Schale unter das Hauptkiſſen der Wöchnerinn, und ſtreckte die langen, bleichen Finger aus, um das Kind zu ergreifen. Aber Agnes richtete ſich auf und rief mit überlauter Stimme: Im Nahmen des Gekreuzigten! Weiche von mir und meinem Kinde! Auf dieſen Ruf trat die Ahnfrau entſetzt zurück, man hörte draußen gehen, die ganze Ahnengeſellſchaft, der Tiſch, die Prachtgeſchirre, Alles war im Nu durch die Öffnung der Wand verſchwunden. Nur den Schatten der Urgroßmutter glaubte Agnes noch mit warnender

Geberde und traurigen Blicken die Hand gegen sie erheben zu sehen; dann verschwand auch sie, die Thür des Vorgemaches ging auf, und Agnes Zofen, von dem Schrey ihrer Frau herbeygerufen, stürzten erschrocken in's Zimmer, zu fragen, was geschehen sey.

Sprachlos und bleich fanden sie ihre Gebietherinn auf das Kissen zurückgesunken. Sie vermochte eine Weile nicht zu reden, aber sie begriff wohl, daß das, was hier vorgefallen war, nicht darnach sey, um ihrem Gesinde mitgetheilt zu werden. Sie schob Alles auf einen schweren Traum, in welchen sie, während man sie allein gelassen, versunken wäre; aber die goldene Schale, die sich unter ihrem Kopfkissen fand, die die Wärterinn mit Erstaunen hervorzog, und Agnes mit Entsetzen erblickte, zwang sie, einen Theil der Wahrheit preis zu geben.

Die Geschichte machte grosses Aufsehen auf der Burg, das Dienstgesinde theilte sich dieselbe mit, vergrößerte, verblümte sie, und als zwey Tage darnach Herr Ottokar mit seinen Reisigen zurückkam, empfing ihn die doppelte böse Nachricht von der Geburt einer Tochter, und dem furchtbaren, gespenstischen Besuche bey der Wöchnerinn.

Mehr als gewöhnlich verwildert durch das grauſame Vergnügen der Jagd und die Ausſchweifungen im Trunke, ſtürzte er wüthend in das Zimmer ſeiner Gemahlinn, und ihre Frauen fanden ſie, als er es nach einer Weile verließ, in einem Zuſtand, der zwiſchen Betäubung und Todesangſt ſchwankte. Am andern Morgen hieß es, Frau Agnes ſey in der Nacht an dem Schrecken des geſpenſtiſchen Beſuches geſtorben, und das Kind mit ihr. Herr Ottokar ließ einen prächtigen Leichenzug veranſtalten, und die Särge, mit koſtbaren Decken und den Wappen ihres und ſeines Hauſes verziert, wurden in der Familiengruft beygeſetzt.

Zwar liefen auf der Burg mancherley Gerüchte über dieſen plötzlichen Todesfall. Man erzählte ſich unter der Hand, daß die Särge leer geweſen und man den Leichnam der Frau und des Kindes in ihrer Kammer nicht gefunden hätte. Einige zweifelten keinen Augenblick, daß hier eine grauenvolle Einwirkung der Burggeſpenſter im Spiele ſey, und daß die nähmlichen Geiſter, welche die goldene Schale gebracht, die nun ebenfalls verſchwunden war, auch die Wöchnerinn und das Kind entführt hätten, und Herrn Ottokars eigene Reden ſchienen geheimnißvoll auf einen

Vorgang dieſer Art zu deuten. Andere, die klüger ſeyn wollten, maßen dieſem Verſchwinden keinen Glauben bey, und hielten Herrn Ottokar ſelbſt für nicht ganz ſchuldlos in dieſer Geſchichte, indem ſie glaubten, der furchtbare Beſuch, an deſſen Folgen die Wöchnerinn geſtorben ſeyn ſollte, wäre kein geſpenſtiſcher, ſondern nichts als ſein eigener wüthender Zorn und die Mißhandlungen geweſen, die er ſich gegen die Unglückliche erlaubt habe. Es gab aber noch eine Partey, welche ihre Meinung für jetzt nicht laut werden ließ, nur in der Stille vergangene Begebenheiten mit der Gegenwart verglich, und ſchaudervolle Vermuthungen daraus zog. Dieſe behaupteten, daß man in der Nacht ein Geräuſch und Wimmern im Zimmer der Wöchnerinn gehört, daß Herr Ottokar mit einigen ſeiner Vertrauteſten ſich hierauf heimlich aus der Burg entfernt und den Weg nach der Hinterpforte des Schloſſes genommen, welche an den Abgrund über den Fluß führte, daß man dieſe öffnen gehört, und dort den Schimmer eines Lichtes und Geſtalten ſich bewegen geſehen habe. Hiermit verglichen ſie jenen vermeſſenen Schwur Ottokars, die fehlgeſchlagene Hoffnung an ſeinem Weibe zu rächen, und zweifelten keinen Augenblick, daß Herr Otto-

kar ſeine ſchreckliche Drohung ausgeführt, Weib und Kind in die Fluthen der Enns begraben, und mit dem Leichenbegängniß nur ein freches Gaukelſpiel getrieben habe.

Eine Weile gaben dieſe Gerüchte den Einwohnern der Burg und der Nachbarſchaft Stoff zu Geſprächen. Allmählich verlor ſich der Eindruck, Frau Agnes und ihr ſchreckliches Ende waren vergeſſen, und ein halbes Jahr darnach führte Herr Ottokar eine ſchöne, junge Witwe als Frau nach Reiflingſtein, welche in Glanz und Reichthum Beruhigung über alle unheimlichen Gerüchte fand, die man von ihrem Bräutigam und den Ereigniſſen auf ſeiner Burg erzählte. Es begann nun ein ganz anderes Leben auf der Burg. Die junge Frau ließ ihren Gemahl nicht allein die Freuden der Geſelligkeit genießen, ſie verlangte auch ihren Theil daran, und ſo war bald Schmaus und Feſt auf Reiflingſtein, bald begleitete die lebensluſtige Frau ihren Gemahl zu Gaſtereyen und Jagden bey ſeinen Freunden. Dieſe Lebensweiſe forderte Aufwand, und Herr Ottokar mußte öfter ſich auf Wegelagerung legen, als vorher, wie noch die fromme Agnes ihn von ſolchem Beginnen mehr abgehalten, als dazu angetrieben hatte. Auch die unterirdiſche

Geſellſchaft des Schloſſes begann ſich mehr zu regen, unheimliche Begegnungen wurden häufiger als je, alle Augenblicke wußte das Schloßgeſinde von irgend einem ſchauerlichen Ereigniß zu ſprechen, ja es ſchien, als ob die geſpenſtiſchen Bewohner, ſich nun Vieles für erlaubt haltend, manchen Theil des Schloſſes ganz für ihr Eigenthum erklärt hätten; zum Mindeſten wagte es Niemand, weder bey Nacht, noch bey Tage jene Orte zu betreten.

Zu Herrn Ottokars großer Freude erklärte ihm ſeine Gemahlinn, wenige Monathe nach ſeiner Vermählung, daß er ſeines ſehnlichſten Wunſches auf Nachkommenſchaft gewährt werden würde, und von dieſem Zeitpunct an war die Gemeinſchaft der Schloßgeiſter regſamer und merklicher als je. Vor Allen ließ jene Geſtalt der verſchwundenen Urgroßmutter ſich oft und dreiſt ſehen, ſo, daß man ſich an ihre Erſcheinung gewöhnte, und, als erſt dieſes Grauen überwunden war, in ſeinem ruchloſen Treiben durch ſie nicht weiter ſtören ließ.

Frau Jutta's Stunde kam. Dießmahl verließ Herr Ottokar ſein Schloß nicht, und bald vernahm er mit unſinniger Freude, daß ihm ein Sohn geboren worden ſey. Ein ſchwelgeriſches

Gastmahl und geräuschvolle Freuden feyerten das glückliche Ereigniß. Alle seine Freunde und Nachbarn mußten daran Theil nehmen, der Taumel ergriff das ganze Schloßgesinde, und während der Taufe in der Schloßkapelle ließ man die Wöchnerinn ganz allein. Nun ereignete sich dasselbe, was schon früher bey Frau Agnes Statt gehabt hatte. Die Wand öffnete sich, die Ahnenschatten gingen aus derselben hervor, die Tafel wurde mit den kostbaren Gefäßen besetzt, und jene wohlbekannte Urgroßmutter trat, einen goldenen Pokal in der Hand, zu Frau Jutta hin und begann also: »Wir sind die Ahnen dieses Hauses. Schwere Vergehungen und Sünden mancherley Art haben uns ein unerbittliches Urtheil von dem Richter über die Lebenden und Todten zugezogen. Wir sind der Ruhe des Grabes beraubt. O, Ihr Sterblichen, die Ihr im Rausche Eurer Lüste dahin taumelt, könntet Ihr Euch einen Begriff von den Leiden eines rastlos wandernden, müden Geistes machen, der sich schmerzlich nach Ruhe sehnt und sie nicht finden soll, Ihr würdet Euern Sündenweg verlassen! Aber auch uns ist einst Erlösung und Ruhe verheißen, und dein neugeborner Sohn ist es, auf dem der Ausspruch haftet. Erziehe ihn da-

her mit Sorgfalt! Gib ihm Lehren, die ihn zur Frömmigkeit und Tugend leiten, denn nur sein feſter Glaube und die Reinigkeit ſeines Herzens kann uns retten! Über ſeine Erhaltung zu wachen, wird meine Sorge ſeyn. In den unterirdiſchen Kammern des Felſens, worauf dieſes Schloß ſteht, liegen ungeheuere Schätze, wovon das, was du hier ſiehſt, nur eine ſchwache Probe iſt, die Frucht und der Gewinn unſerer Sünden. Sie ſind deinem Sohne beſtimmt, wenn er das große Werk vollbringt.«

Frau Jutta hatte dieſe Rede zuerſt mit Verwunderung und Entſetzen angehört; nach und nach verlor ſich das Grauen, und die Warnungen und Winke des Geiſtes verſchwanden vor der Hoffnung auf den Beſitz ſo großer Reichthümer.

»Und was verlangſt du ſonſt noch von mir?« ſagte die muthige Frau. Die Geſtalt blickte ſie traurig und ernſt an. »Sonſt nichts,« erwiederte ſie: »als daß du mich als Pflegerinn deines Sohnes bey ihm duldeſt. Nimm dieſes« — indem ſie ihr einen koſtbaren Pokal reichte — »als Beweis und Pfand meines Verſprechens!« Bey dieſen Worten ſchob ſie den Becher unter das Kiſſen der Wöchnerinn, wandte ſich und verließ mit ihrer Geſellſchaft und ihren Geräthen das

Zimmer, ſo wie ſie es betreten hatte. Noch eine Weile nach ihrer Entfernung lag Frau Jutta ängſtlich und ſtaunend auf ihrem Lager, und beynahe hätte ſie ſich überreden wollen, ſie hätte geſchlafen, und es wäre Alles nur ein Traum geweſen; aber der Becher, welchen die Ahnfrau zurückgelaſſen hatte, überzeugte ſie von der Wirklichkeit des Geſchehenen. Muthig und klug beſchloß ſie, Niemanden, außer ihrem Gemahl, etwas von dieſem Vorfall zu ſagen, und verbarg den goldenen Pokal ſorgfältig vor jedem Blick.

Sobald nach den Feyerlichkeiten der Taufe und dem prächtigen Gaſtmahl Herr Ottokar in's Zimmer ſeiner Gemahlinn trat, ſandte ſie ihre Leute fort, entdeckte ihm unter vier Augen den Vorfall, und zeigte ihm den Becher. Mit Grauen hörte er den Bericht. Die Erinnerung an ein ähnliches Ereigniß, das er mit unerhörter Grauſamkeit bezweifelt und gerächt hatte, erſchütterte ſein Innerſtes, und ſein Gewiſſen ſagte ihm, daß er durch ſeine Sinnesart gar wohl das Schickſal ſeiner Ahnen verdient habe. Jene goldene Schale mit den bunten Edelſteinen, die längſt die Fluthen der Enns bedeckten, fiel ihm ein, und er vermochte es nicht, Jutta's Bericht ganz anzuhören.

Hülfe eilen und ihn an's Land ziehen konnten, hatte ihn der Schrecken oder Sturz getödtet; sein Hengst aber schwamm durch den Fluß und arbeitete sich wohlbehalten am jenseitigen Gestade herauf.

Als die Bestürzung des ersten Entsetzens über diese Nachricht auf der Burg vorüber war, trösteten sich die Zurückgelassenen bald über diesen Verlust, und Alles ging seinen gewohnten Gang, nur daß, weil Frau Jutta das Regiment allein führte, im Ganzen mehr Ordnung und feine Sitte herrschte. Der junge Siegebert wurde mit jedem Tage liebenswürdiger und verständiger, und Frau Jutta begann schon in ihrem Sinn die Musterung aller schönen und reichen Fräulein in der Nachbarschaft, aus welchen sie die reichste oder schönste für ihren Sohn zu wählen gedachte. Sein Herz hatte nicht auf diese Wahl seiner Mutter gewartet. Bey der unbeschränkten Freyheit, welche ihm sein verstorbener Vater gelassen hatte, mit Begleitung oder allein die Gegend zu durchstreifen, und seine Spazierritte, so weit er wollte, auszudehnen, war er einst sehr weit an der Enns hinunter in ein anmuthiges Thal gelangt, wo die enge Bergschlucht, sich von beyden Seiten erweiternd,

eine freundliche Ebene mit Kornfeldern, Gärten und Hütten umſchloß. Siegebert war müde vom weiten Ritt, das Thal lächelte ihn ſo einladend an, der Anblick ſtiller Häuslichkeit und friedlichen Beyſammenwohnens war für den Bewohner des ſtolzen Schloſſes im rauhen Gebirg ſo neu, daß er dem ſanften Eindruck nicht zu widerſtehen vermochte, vom Pferde ſtieg, und, es am Zügel führend, langſam, den Blick an der lieblichen Umgebung weidend, längs dem Ufer der Enns hinabſchritt, die ebenfalls hier ihr wildes Getöſe verlernt zu haben, und zögernd und ruhig durch die wohlbebauten Fluren hinzufließen ſchien. Siegebert folgte ihrem ſpiegelnden Lauf. Dieſe Fluthen hatten von jeher etwas Anziehendes für ihn gehabt, gar zu gern hatte er ſich auf ſeinen Wanderungen durch ihre Windungen führen laſſen und an ihren waldumſchatteten Ufern geruht. Auch jetzt lenkten ſie ſeine Schritte zu einem netten Häuschen, das zwiſchen blühenden Bäumen und wohlgepflegten Pflanzungen, ein Bild des Friedens, am Ufer lag. Das rauſchende Wehr an ſeiner Seite, das ſchäumende Mühlrad, welches der Fluß mit dienſtfertiger Schnelligkeit herumtrieb, zeigten ihm, was der Beruf ſeiner Bewohner war,

und eine angenehme Mädchenſtimme, die ein Lied an die heilige Jungfrau ſang, ließ ihn hoffen, den Frieden im Innern des Hauſes zu finden, den ſein Äußeres verkündigte. Er trat unter den Thorbogen in der Mauer, welche den Hof des Hauſes umſchloß. Unter einem friſchbegrünten Nußbaume ſaß ein junges Mädchen und ſpann, während zwey kleine Kinder unter ihrer Aufſicht auf dem Raſen ſpielten. Das Mädchen ſprang vom Rocken auf, als ſie den Fremden unter dem Thore ſtehen ſah, und ging auf ihn zu. Aber wie ſie den ſchlanken Jüngling erblickte, mit den großen, freundlichen Augen, im ſchmucken Jägeranzug, dem das treue Roß über die Schulter ſchaute, ſtarb ihr das Wort auf den Lippen. Auch Siegebert blieb im Anſchauen des Mädchens verwundert ſtehen, und erſt nach einer Weile löſten ſich die Fragen und gegenſeitigen Erkundigungen von ihren Lippen. Siegebert erfuhr, daß er in einer Mühle war, die an das Gotteshaus zu Admont diente, und er war ein verirrter Jäger, der die freundliche Müllerstochter um Milch und Brot zur Erquickung anſprach. Das Mädchen ſprang ſogleich fort, um das Verlangte zu bringen, indeſſen Siegebert ſein Pferd an einen Baum im Hofe

band, Jagdtaſche und Speer ablegte, und die Kinder ihn verwundert anſahen, dann näher traten, und die ſchimmernden Geräthe bewunderten, die der Fremde in's Gras gelegt hatte.

Als Anna mit dem reinlichen Teller zurückkam, auf dem ein blanker Becher mit Milch, eine Flaſche mit Wein und ein Stück Brot lag, fand ſie den Fremden ſchon beſchäftigt, ihren kleinen Geſchwiſtern ſeine Waffen zu weiſen, worüber der Knabe eine große Freude zeigte. Anna ſtellte Alles unter dem Schatten des Nußbaumes nieder, bath den fremden Jäger, ſich zu ſetzen, nahm ſittſam, aber ohne Scheu, an ſeiner Seite Platz, und Beyde plauderten nun ſo angelegentlich und ſo herzlich, als ob ſie einander ſeit Jahren kennten. Die Sonne, welche ſich den Gebirgen zuneigte, und einen röthlichen Schimmer über die ganze Gegend goß, mahnte Siegebert zum Aufbruch. Er ſchied mit freundlichem Gruß von ſeiner gefälligen Wirthinn und mit dem Verſprechen, nächſtens wieder zu kommen; dann führte er ſein Pferd aus dem Thore, ſchwang ſich auf, und grüßte noch oft zurück gegen die Mühle, wo Anna mit den Kindern unter'm Thore ſtehen blieb, und ihm, ſo lange ſie ihn ſah, mit der Hand nachwinkte.

Fröhlich ritt Siegebert am Ufer der Enns hinauf. Sie ſchimmerte heute gar ſo freundlich im goldnen Abendglanze, die Nachtigallen ſangen ſo luſtig in den Büſchen, ihm war ſo wohl um's Herz, wie noch nie, und ſeine Hausgenoſſen zweifelten nicht, daß er auf der Jagd ſehr glücklich geweſen ſeyn mußte. Von Zeit zu Zeit beſuchte er die Mühle wieder, und was er auch zu Hauſe von ſeines Vaters wildem Sinn und dem kalten Stolze ſeiner Mutter zu dulden hatte, bey Annen vergaß er alle ſeine Leiden, und ſchied jedes Mahl ergebener und heiterer von dem frohen Mädchen, das die Kraft eines reinen Gemüthes in frommer Unſchuld bewahrt hatte.

Während dieſer Zeit war ſein Vater geſtorben, ſeine Mutter hatte das Hausregiment übernommen, und er ſelbſt ſein achtzehntes Jahr erreicht. Die Ahnfrau hatte ihn in keiner Periode ſeines Lebens ganz verlaſſen, und ſich ihm von Zeit zu Zeit bey verſchiedenen Anläſſen gezeigt. Er war auch ihrer Erſcheinung ſo gewohnt, daß ſie keinen beſondern Eindruck auf ihn machte. Nur in der letzten Zeit hatte ſie ſich öfters ſehen laſſen, und ihre ſtummen Geberden ſchienen Beſorgniß und Unruhe anzudeuten. Siegebert hatte nicht ſonderlich darauf geachtet, bis jetzt, in der

Mitternachtsſtunde, die auf ſeinen achtzehnten Geburtstag folgte, die Urältermutter plötzlich vor ſeinem Bette ſtand, und ihm winkte, mit ihr zu gehen. Das befremdete Siegebert; aber nicht gewohnt, etwas von dieſer Erſcheinung zu fürchten, die ihm, ſo lange er ſich beſinnen konnte, nur Gutes erwieſen hatte, warf er ſeine Kleider um, und ging ihr ohne Bedenken nach. Sie nahm ihren Weg durch einige der bewohnten Gänge des Schloſſes, und näherte ſich bald demjenigen Theil desſelben, der, wie man glaubte, aus der Heidenzeit herrührend, meiſt in Ruinen lag. Hier erhellte kein irdiſches Licht mehr die dunkeln Gemächer; dennoch konnte Siegebert die Gegenſtände um ſich wohl unterſcheiden, ohne daß eigentlich zu beſtimmen war, ob der dämmernde, ungewiſſe Schein, der ſeinen Schritten leuchtete, von dem voranſchreitenden Geiſte, oder von einer andern Urſache kam. Umgeſtürzte Säulen, zerbrochene Götzenbilder, Felſentrümmer, die um ihn herum lagen, zeigten von einer gewaltſamern Zerſtörung, als der der Zeit. Der Weg ging immer abwärts, ſo, daß Siegebert dachte, er müſſe ſich nun bereits tief unter dem Grunde des Berges befinden, auf dem ſein väterliches Schloß ſtand.

Jetzt blieb die Gestalt vor einer in Fels gehauenen Pforte stehen. Ungeheuere Schlösser und Riegel öffneten sich rasselnd vor ihrer leichten Berührung; die Ahnfrau schritt voran, der Jüngling folgte, und sah sich in einem hohen, trockenen Felsengewölbe, dessen Wände ringsum, so wie der Boden desselben, ihm einen unermeßlichen Schatz entdeckten. Goldene und silberne Gefäße von aller Art, zum verschiedensten Gebrauch, und wie es schien, auch aus den verschiedensten Zeitaltern, waren hier in langen, schimmernden Reihen aufgestellt. Auf dem Boden sah er Truhen und Kisten mit geprägtem Gold und Silber, dessen Abbildungen zum Theil auf die Zeit der Römischen Kaiser wiesen, und unter dem Geschmeide nicht weniges, das zum heiligen Dienst bestimmt, und aus Kirchen und Klöstern entwandt seyn mochte. Ein heimliches Grauen, das ihn während der ganzen Wanderung begleitet hatte, wurde jetzt stärker. Ihm fielen alle die Erzählungen von der Gottlosigkeit seiner Ahnen, ihrem Kirchenraub und mannigfachem Frevel ein, und es reute ihn bitter, den Einladungen der Ahnfrau gefolgt zu seyn; aber in dem Augenblicke, wo er ihr dieß erklären und umkehren wollte, vernahm er ihre

dumpfe, leiſe Stimme, welche alſo ſprach: Du ſiehſt hier den Schatz deines Hauſes, die Frucht des Muthes und — der Sünden deiner Vorfahren. Es wäre zu lange, dir zu erzählen, wie und woher jedes einzelne Stück gekommen, ſo wie es unmöglich iſt, durch Zurückgabe an den rechten Eigenthümer das begangene Unrecht aufzuheben und zu ſühnen. Wo ſind die Menſchen hin, wohin die Geſchlechter, denen deine Vorältern ſie mit Liſt oder Gewalt abnahmen? Aber daß wir ſie genommen, dafür müſſen wir büßen. Die Ruhe des Grabes iſt deinem ganzen Stamme verſagt, bis dieſer Schatz, zu einem frommen Zwecke gewidmet und dadurch geheiligt, uns erlaubt, in die Grüfte, nach denen ſich die müden, gequälten Schatten ſchmerzlich ſehnen, zurückzukehren. Einer unſeres Geſchlechtes muß dieß vollbringen, wenn es je vollbracht werden und wir nicht zu ewiger Pein verdammt ſeyn ſollen. Auf dir ruht unſere Hoffnung. Dich haben wir uns erwählt, dich von deiner Wiege an mit Treue und Sorge gepflegt. O, erbarme dich der unglücklichen Geiſter deiner Vorältern!

Mit eiskalten Schauern hatte Siegebert dieſe Rede angehört, und erſt, als die Stimme ſchon eine Weile verklungen hatte, war er im

Stande zu antworten. Und was begehrst du von mir? ſagte er: Was ſoll ich thun, um Euch zu erlöſen?

»Entſage den Freuden der Liebe und der Ehe! Erbaue aus unſerm Schatz in dieſen Wildniſſen, wo Unſicherheit und Raub den Wanderer ſchrecken, ein Gotteshaus und ein Kloſter, rufe fromme Mönche hierher, deren Fleiß die Wälder lichte, den unwirthbaren Boden bearbeite, daß Ackerbau und mildere Sitten in dieſen Gegenden aufblühen, und friedliche Dörfer voll Fleiß und Genügſamkeit ſich da erheben, wo jetzt der Raubritter jagt! Tritt in ihre Geſellſchaft, bethe mit ihnen für die Ruhe unſerer Seelen, und um Euerer frommen Büßungen willen wird die erzürnte Gerechtigkeit Gottes uns verzeihen und uns die ſchmerzlich vermißte Ruhe finden laſſen! O, erbarme dich der unglücklichen Geiſter deiner Vorältern!«

Stumm und ſtarr hörte der Jüngling dieſe Zumuthung. Annens liebliches Bild ſtieg in dem Augenblick vor ihm empor, und obwohl er bis jetzt noch nie daran gedacht hatte, daß er ſie liebe, und er, der Abkömmling eines alten, edlen Hauſes, dem armen Müllermädchen ſeine Hand reichen könnte, ſtand doch der Gedanke, ihr und

jedem ähnlichen Glücke auf ewig zu entſagen, eben ſo ungeheuer als unmöglich vor ſeiner Seele. Zwar hüthete er ſich wohl, dieſen Gedanken vor ſeiner Urältermutter laut werden zu laſſen; aber er wandte ſich mit der Frage an ſie: Und wenn ich mich entſchlöſſe, in Euer Begehren zu willigen, wer würde meinen Stamm fortſetzen? Soll denn unſer Geſchlecht mit mir ausſterben? Die Geſtalt zuckte die Achſeln, und ſchwieg. Siegebert erneuerte ſeine Frage. Die Antwort war ein tiefer Seufzer, den der Wiederhall des Gewölbes flüſternd zurückgab. Nein! ſagte Siegebert: Um dieſen Preis iſt es unmöglich! Kaum hatte er dieſes Wort ausgeſprochen, als in einem heulenden Orkan das Licht, welches bisher das Gewölbe erleuchtet hatte, erloſch, die Geſtalt der Ahnfrau verſchwand, in grauſer Finſterniß rings um ihn her Ächzen und Wimmern erſcholl, und Siegebert in fürchterlicher Angſt im Schooß des Berges, von Nacht umgeben, ohne Ausweg, ohne Rettung ſtand. In dieſer ſchrecklichen Lage wandte ſich ſein Herz zu dem, der allein retten konnte, er kniete nieder, und empfahl ſich in inbrünſtigem Gebeth dem Schutze Gottes und ſeiner Heiligen. Dann ſtand er ermuthigt auf, und tappte an den Wänden

umher, um den Ausgang zu finden. Da fiel ihm von der halben Höhe des Gewölbes ein heller Punct, wie ein Stern vom nächtlichen Himmel, in die Augen, er richtete seine Schritte dorthin, er fühlte im Finstern um sich und merkte, daß er sich am Eingange eines gewölbten Ganges befinde, von dessen sehr fernem Ende jener helle Punct strahlte. Er ging weiter und weiter, der Boden des Ganges erhob sich, Siegebert stieg empor, nicht ohne Beschwerde über Steine und Mauertrümmer kletternd, und immer besorgt, jenen Schein nicht aus den Augen zu verlieren. Allmählich wurde dieser größer, der Gang erweiterte sich, der Weg wurde minder beschwerlich, und endlich erblickte er zu seinem unaussprechlichen Vergnügen in mäßiger Entfernung eine Öffnung, durch welche der Morgenstrahl zwischen Epheuranken hereinfiel. Muthig drang er nun vorwärts, und gelangte bald an den Ausgang der Schlucht, und vor seinen Blicken lag die spiegelnde Enns im Rosenlichte des aufgehenden Morgens, um ihn her frisches Waldesgrün und Gesang der Vögel, er selbst aus furchtbaren Finsternissen und gespenstischen Umgebungen dem Tageslicht, dem Leben wieder geschenkt. Bethend sank er auf die Kniee, und dankte Gott

für die wunderbare Errettung; dann ſtand er auf, blickte um ſich her, und erkannte mit Erſtaunen, daß er ſich gerade unter dem Felſen, auf dem ſein Schloß ſtand, befand. Er ſtieg den Felſen hinauf, und es gelang ihm, bey der frühen Tagesſtunde unbemerkt auf ſein Zimmer zu kommen, ſo, daß Niemand etwas von dem nächtlichen Abenteuer ahnete. Aber in ſeiner Seele blieb ein tiefer Eindruck. Immer hörte er die wimmernden Stimmen, die von ihm die Endigung ihrer Qualen verlangten, immer ſah er die jammernde Geberde jenes Schattens, der ſich durch Sorgfalt und Schutz um ſeine Kindheit verdient gemacht hatte. Seine Heiterkeit war entflohen, und es ſchien, als ob der Hauch des Grabes, mit deſſen Bewohnern er Umgang gepflogen hatte, ſeine Jugendblüthe verſehrt hätte. Auch war die Hoffnung, durch jenes ſtrenge Verſagen von allen künftigen Zudringlichkeiten jener unheimlichen Weſen befreyt zu ſeyn, gar bald verſchwunden. Allnächtlich in unruhigen Träumen ſtand die Ahnfrau vor ſeinem Lager, zeigte ihm mit kläglichen Geberden eine goldene Schale, mit ſchimmernden Edelſteinen beſetzt, und verlangte, daß er ihr wenigſtens dieſe verſchaffen ſolle, deren wirkliches Urbild

einſt zu ihrem Schatze gehört, und durch ein Unglück daraus verloren gegangen ſey. In den verworrenen Bildern des Traumes vermochte Siegebert nicht, deutlich zu erkennen, was eigentlich mit der Schale geſchehen war, und was er zu thun habe, um ſie wieder zu verſchaffen. Um deſto beunruhigender waren ihm jene Geſichte und die Jammergeſtalt ſeiner Urältermutter, deren verlängerte Pein er ſich vorwarf, ohne ſie gleichwohl enden zu können, oder zu wollen. Seine Blüthe, ſeine Geſundheit verfiel; der fromme alte Geiſtliche, welcher der Lehrer ſeiner Kindheit und zugleich in der Arzneykunde erfahren war, wurde ſein Vertrauter. Er entdeckte ihm die Geſchichte jener furchtbaren Nacht, die Schreckbilder ſeiner Träume, und was der Geiſt von ihm verlange. Mit Mitleid und Grauen hörte der Greis den Bericht, und erkannte aus der Beſchreibung wohl jene Schale, welche die Ahnfrau auf ſeiner Stiefmutter Bett geſtellt hatte, und die bey ihrem räthſelhaften Tode ebenfalls mit verſchwunden war. Er ſagte ihm, was er wußte, tröſtete ihn, ſo gut er vermochte, verordnete einige Arzneyen und ſuchte durch kirchliche Verwahrungsmittel ihn vor den nächtlichen Beſuchen des Geiſtes zu ſichern. Aber die-

ſer wich nicht ſo leicht, und zeigte ſich, wenn auch ſeltner und undeutlicher, doch immer ſeinem Schützlinge. Nun verfiel der Geiſtliche darauf, daß Entfernung aus dem Umkreis des Schloſſes, in deſſen Bezirk jene Schatten ihr Weſen wohl allein treiben durften, das ſicherſte Heilmittel für Siegebert ſeyn würde. Seine wankende Geſundheit diente zum beſten Vorwand, und die Mutter willigte ein, daß ihr Sohn für einige Zeit ſich aus dem rauheren Hochgebirge entfernen und verſuchen ſollte, ob die mildere Luft in den ſonnigten Thälern, durch welche die Enns der Fläche zueilte, ſeine zerrüttete Geſundheit wieder herſtellen könnte. Dort lebte ein Förſter, der im Dienſt ihres Gemahls geſtanden hatte, und zu ihm begab ſich nun Siegebert, der nicht ohne kleine Liſt ſeiner Mutter gerade dieſe Gegend als ſehr heilbringend vorzuſchlagen gewußt hatte. Vom Forſthauſe auf der Waldhöhe war nur eine halbe Stunde bis zur Mühle im Thale, und die Ausſicht, Annen recht oft zu ſehen, deren Umgang er, ſo lange jene Geſpenſter ihn beunruhigten, gemieden hatte, als fürchtete er, des frommen Mädchens Frieden durch die Nähe eines Menſchen zu ſtören, der jenen finſtern Mächten ver-

fallen ſchien, trug nicht wenig dazu bey, ihm ſchon jetzt, ehe er das Schloß noch verlaſſen hatte, einen Theil ſeines jugendlichen Frohſinns wieder zu geben.

Sobald er ſich mit ſeinem Knappen, der ihn begleitete, im Forſthauſe eingerichtet, und den Leuten Stillſchweigen über ſeinen Nahmen gebothen hatte, ſtieg er durch den anmuthigen Wald hinab und lenkte ſeine Schritte der Mühle zu, die ihm ſchon von ferne freundlich aus den ſchattenden Bäumen entgegen glänzte. Im Hofe war Niemand zu ſehen, er öffnete die Thür des Wohnhauſes, und Anna flog mit einem Schrey von dem Bethſchemmel auf, wo ſie vor dem Bilde der heiligen Jungfrau gebethet hatte. Ach, da ſeyd Ihr ja! rief ſie, und ſprang ihm entgegen, indem Überraſchung und Freude aus ihren glänzenden Blicken und den glühenden Wangen ſprachen: Aber wo ſeyd Ihr ſo lange geblieben? Siegebert wollte ihr antworten. Ach Gott! rief ſie plötzlich: Ihr ſeyd krank geweſen, oder Ihr ſeyd noch krank! Der Jüngling war froh, auf dieſe Art ſein Außenbleiben am beſten entſchuldigen zu können. Er war der Sohn eines Reiſigen auf Burg Reiflingſtein, der dort das Jagdrevier des Ritters unter ſeiner Aufſicht

hatte. Er war seit seinem letzten Besuch in der Mühle schwer krank gewesen, und die gnädige Frau hatte ihm erlaubt, sich seiner Heilung wegen hierher zu seinem Verwandten zu begeben, der auf der Höhe im Walde wohnte. Anna war sehr zufrieden mit dem Bericht, sie zweifelte keinen Augenblick an der Wahrheit desselben und freute sich recht sehr, daß dieser Zufall ihr Gelegenheit geben würde, den hübschen Jäger recht oft zu sehen.

Siegebert kam oft in die Mühle. Annens Ältern sahen es, und mißbilligten die Bekanntschaft ihrer Tochter mit dem hübschen, frommen Jüngling nicht, der ein naher Verwandter des wohlhabenden alten Kurds auf der Waldhöhe war. Siegebert erhohlte sich auch sichtbar in der milderen Luft, in dem freundlichen Umgange mit Anna, vor Allem in der Entfernung von jenen unheimlichen Einwirkungen, die seine Nächte beunruhigt hatten. Der fromme Mönch hatte richtig geurtheilt. Es schien, als ob jene verstörten Bewohner der Grüfte sich nicht leicht aus dem Umkreis entfernen wollten, welcher ihre sterblichen Überreste bewahrte. Siegeberts Träume wurden immer ruhiger, das Bild der Ahnfrau verlor sich daraus, an seiner Stelle gau-

ckelte eine lieblichere Geſtalt vor ſeinen Blicken, der Traum wiederhohlte gefällig die freundlichen Auftritte des Tages, und nur jene geheimnißvolle Schale erſchien noch zuweilen in ſeinen Träumen auf eine räthſelhafte Weiſe mit Annens Bild verbunden. Aber das kümmerte ihn nicht viel. Er erklärte ſich die ſeltſame Zuſammenſtellung leicht aus der Lebhaftigkeit, womit früher jenes Traumbild, und jetzt Annens Gegenwart ſeine Seele bewegte, und gab ſich ohne weitere Rückſicht dem ſanften Zuge hin, der ihn an das liebliche Mädchen band. Dieſer Zug war ſo mild, Siegebert empfand in Annens Nähe ſogar nichts von den ſtürmiſchen Bewegungen und glühenden Gefühlen, die er ſonſt wohl in Helden- und Liebesliedern als Zeichen der Leidenſchaft beſchrieben gefunden, oder von Erfahrenen als unumgängliche Begleiter einer wahren Liebe hatte ſchildern hören. Ihm war, als ginge ihm der Tag auf, wenn er das Mädchen von Weitem erblickte; ein ſtiller Frieden kam in ſein Herz, er fühlte ſich innig vergnügt, wenn er bey ihr war, und frömmer und heiterer, wenn er von ihr ſchied. Kein unruhiger Wunſch, keine Sorge für die Zukunft ſtörte dieſe Stille, und Anna theilte ganz die Gefühle ihres Freun-

des. Wie glückliche Kinder hingen ſie nur an der Gegenwart, und dachten weder an Vergangenheit noch Zukunft; ja, wenn zuweilen in Siegeberts Gemüthe, vor welchem die Lage der Dinge klarer war, als vor Annens, ſich ein ängſtlicher Gedanke an ſeine Mutter und an das, was etwa noch werden könnte, zu regen anfing, verſcheuchte er ihn, wie eine böſe Eingebung; oder wenn er das nicht vermochte, wenn er manchmahl mit ſchwerem Herzen in's Thal hinabſtieg, das niedliche Häuschen ſo friedlich vor ihm lag, er daran dachte, wie die bloße Nennung ſeines Nahmens die Ruhe aus dieſen ſtillen Mauern verbannen würde, und er ſich dann vornahm, Annen leiſe von Weitem auf das vorzubereiten, was ſie doch einmahl erfahren mußte, da ſchwand bey dem Anblick ihrer unſchuldigen Heiterkeit und ihres frommen Waltens im Hauſe der ſchwachgefaßte Vorſatz, und er konnte ſich nicht entſchließen, dieſes klare Auge zu trüben, und den Frieden von dieſer reinen Stirn zu verſcheuchen.

So vergingen einige Wochen. Frau Jutta hatte indeſſen öfters um Kunde von ihres Sohnes Befinden geſandt, und jedes Mahl fiel die Antwort zu ihrer vollkommenen Zufriedenheit

aus. Des jungen Ritters Wangen färbte wieder das zarte Roth der Gesundheit, seine Gestalt war wieder kräftig, sein Auge glänzend geworden, und die Mutter meinte nun, es wäre Zeit, in's Schloß zurück zu kehren. Das war ein Donnerschlag für Siegebert, und das erste Mahl, daß die Nothwendigkeit, entscheidende Maßregeln für die Zukunft zu nehmen, gebietherisch vor seine Seele trat. Doch wußte er vor der Hand die bestimmte Zurückberufung noch eine Weile zu verzögern, um einen schicklichen Augenblick zu erwarten, wo er Annen eine Entdeckung machen könnte, von deren Aufnahme das Glück seiner Zukunft abhing.

Schon zweymahl war er seitdem in der Mühle gewesen, zweymahl hatte er den festen Vorsatz gefaßt, den ersten Moment des Alleinseyns zu ergreifen, um mit Annen zu reden, und jedes Mahl hatte er ihn voll Furcht und Schmerz fahren lassen. Aber was seine Zunge verschwieg, sprach aus seinem veränderten Benehmen, aus den düstern Blicken, die er wehmüthig und lange auf Annen heftete. Sie errieth nicht, was ihren Freund quäle, aber daß ihn etwas quäle, war ihr klar, und mit dieser Erkenntniß war auch ihre Ruhe dahin. Tag und Nacht verfolgte

ſie der Gedanke an das Leid ihres Geliebten, und bey der Unmöglichkeit, die Verkettung der Umſtände zu errathen, die dieſen Kummer über ihn gebracht hatte, war nur der Entſchluß in ihr feſt, entweder Alles anzuwenden, um ihn von dem Herzen ihres Freundes zu nehmen, oder ihn zu theilen. Daher ſtand es beſtimmt vor ihrer Seele, ihn das nächſte Mahl geradezu zu befragen, und, wenn er nicht bekennen wollte, ſo lange mit Bitten und Schmeicheln in ihn zu dringen, bis er ihr ihren Theil an dem traurigen Geheimniſſe abgegeben haben würde.

Während die Liebenden ſich mit dieſen Vorſätzen beſchäftigten, erſchienen plötzlich an dem Morgen, an welchem ſich Siegebert vorgenommen hatte, wieder hinab an die Enns zu gehen, und endlich offen mit Annen zu ſprechen, einige Gewaffnete ſeiner Mutter, unter der Anführung eines ihrer älteſten Lehensmänner, mit Handpferden und allen Erforderniſſen zur Rückreiſe verſehen, um ihren jungen Herrn abzuhohlen, da der Bruder ſeiner Mutter angekommen war, und ſeinen Neffen zu ſprechen wünſchte.

Ihr Erſcheinen ſchon machte Siegeberts Blut erſtarren; aber ihre Bothſchaft und einige Winke, die der alte Ritter mit ſchlauer Miene fal-

len ließ, daß dem jungen Herrn dieser Besuch Angenehmes bedeute, und daß es wohl gar auf eine Heirath mit einem bildschönen Fräulein abgesehen sey, dessen Conterfey der alte Comthur mitgebracht, und der Ritter bereits in Frau Jutta's Händen erblickt habe, vollendeten Siegeberts trostlosen Zustand. Er sollte fort, jetzt, heute noch, Annen nicht wieder sehn, sie in der schrecklichsten Angst über sein unbegreifliches Verschwinden und dem Stachel verrathener Treue in ihrer Brust lassen? Sie sollte nicht einmahl wissen, wer der Jüngling gewesen, dem sie mit schuldloser Neigung so freundlich entgegen gekommen war? Das Gerücht, oder ein kalter fremder Mund würde sie einst davon unterrichten und — das war der schmerzlichste aus allen Gedanken — er sollte ihr entsagen und seine Hand einer Andern, einer Unbekannten reichen!

Es war unmöglich, Eines so sehr, als das Andere! Er konnte sie nicht heimlich verlassen, nicht verrathen, noch weniger einer Andern angehören. Im Augenblick des drohenden Verlustes schlug die bisher verkannte oder verborgene Gluth der Leidenschaft in hellen Flammen empor. Jetzt wußte Siegebert, daß er Annen unaussprechlich liebe, und er war entschlossen, ihr das,

ſo wie Alles, was ſein Schickſal betraf, auf der Stelle zu entdecken, mit ihr ſeine Maßregeln für die Zukunft zu nehmen, und, wenn er auch zu ſeiner Mutter zurückkehren mußte, dennoch mit Feſtigkeit jeden möglichen Heirathsantrag abzuweiſen. Dieſer Entſchluß gab ihm Klarheit und friſchen Muth; er kündigte dem Ritter an, daß er wohl geſonnen wäre, mit ihm nach Reiflingſtein zurück zu gehen, daß das aber ſchlechterdings nicht auf der Stelle geſchehen könne, indem er noch einige Geſchäfte habe, die unumgänglich gethan werden müßten. Ungern willigte der alte Ritter in den Verzug, denn Frau Jutta erwartete ihren Sohn noch vor Abends, und er hatte ſich darum mit den Gewaffneten in der Nacht auf den Weg gemacht; aber Siegebert erklärte ſich ſo beſtimmt, daß er entweder gar nicht, oder erſt in einigen Stunden abgehen würde, daß der alte Ritter endlich nachgeben mußte.

Nun flog Siegebert in's Thal hinab zu Annen. Seine Bruſt war ſo voll, ſein Herz ſo gepreßt, und doch ſein Muth ſo freudig. Alle Bangigkeit, alle Sorge war vor dem Gedanken verſchwunden, der Geliebten ſeine Liebe und ſeinen Stand zu entdecken, ihr ewige Treue zu ſchwö-

ren, und auch ihren Schwur zu empfangen. Schon von Weitem erblickte er ſie unter den Erlen am Fluß, wo ſie, im Grünen ſitzend, an der Spindel ſpann, und, mit trüber Miene vor ſich in das Waſſer blickend, ſich zuweilen eine Thräne vom Auge trocknete. Drückte auch ſie ein Kummer, oder regte eine ahnende Empfindung ihr Herz bey dem Schmerz ihres Freundes auf? Sie ſchaute empor, ſie erkannte ihn, ſie ſprang auf, und ſprachlos, mit Thränen in den Augen, ſtanden ſich die Liebenden gegenüber, jedes des andern Hand haltend, jedes unfähig, der tiefen oder ſtürmiſchen Bewegung des Innern Worte zu geben. Anna hatte ihren Liebling ſeit zwey Tagen mit ängſtlicher Spannung erwartet, ſie hatte ihn ja um ſeinen Kummer befragen, ihm denſelben abnehmen wollen — und was hatte nicht Siegebert Annen zu entdecken!

Anna fand zuerſt Worte. Was iſt Euch? Was habt Ihr? ſagte ſie, indem ſie ihm in die Augen blickte, und ihr der Ausdruck innerer Gluth und großer Bewegung aus den leuchtenden Augen, die dennoch früher geweint zu haben ſchienen, und von den höher gefärbten Wangen entgegenſtrahlte.

O Anna! hub er an, indem ein Seufzer

ſich ſeiner Bruſt entwand: Liebſt du mich wohl auch recht treu, recht innig — ſo wie ich dich?

Anna erſchrack. Sie hatte dieß Wort in Beziehung auf ſich und den Jüngling noch nie gedacht; ſie erblaßte, erröthete und ſchwieg.

Aber Siegebert kannte den Werth der Minuten; dringender faßte er ihre Hände, preßte ſie an ſeine Bruſt und wiederhohlte ſeine Frage.

Ach ja! ja! rief ſie endlich: Ich liebe dich recht von Herzen, ich bin dir ſo gut! — Ihre Thränen floſſen bey dieſen Worten, indem ſie ihn mit dem unverhohlnen Ausdruck der Zärtlichkeit anlächelte: Aber was haſt du? Was willſt du?

Ich danke dir! rief Siegebert: Das Bewußtſeyn deiner Liebe nimmt einen ſchweren Stein von meiner Bruſt. Komm, laß uns ſitzen! Ich habe dir viel zu erzählen.

Anna folgte ihm nicht ohne Bangigkeit auf den Felſenſitz am Ufer, und nun begann der Jüngling nach einer langen Einleitung über die Liebe und Treue, die allein des Menſchen höchſtes Glück, über die Tugend, die allein ſeinen wahren Werth ausmache, und wie vor Gott Ritter und Knecht gleich, und der Unterſchied der Stände eine bloße Menſchenſatzung ſey,

während welcher Rede Annens Herz von Furcht der Dinge, die sie hören würde, laut und ängstlich schlug — ihr seine Geburt und seine Verhältnisse zu entdecken. So gut Siegebert sie vorbereitet zu haben glaubte, so entsprach doch der Erfolg seiner Erwartung nicht. Anna erblaßte tödtlich, sie zitterte an allen Gliedern, und lehnte sich mit geschloßnen Augen an den Baumstamm zurück, einer Ohnmacht nahe.

Siegebert sank zu ihren Füßen, er beschwor sie, ihn anzusehen, und ihm nicht zu zürnen, daß er sie getäuscht habe. Er sagte ihr Alles, was heiße Liebe und Unschuld eingibt, um sein Schweigen zu entschuldigen. — Sie erhob endlich die Augen, sie richtete sie mit sterbendem Ausdruck auf ihn, ihre Thränen brachen hervor, aber reden konnte sie nicht; doch ließ sie ihm ihre Hand, die er mit Küssen bedeckte. Nach und nach ward ihr Blick freundlicher, und ein leiser Druck sagte Siegebert, daß ihm verziehen sey, daß die Liebe ja nicht zürnen könne über das, was die Liebe gefehlt.

Siegebert erhob sich wieder, er setzte sich an Annens Seite nieder, er wagte es, den Arm um sie zu schlagen, sie sank matt und weinend an seine Brust. Endlich ermannte sie sich, mit

ihm zu reden. Sie ſprach von Entſagung, von ewiger Trennung, vom Kloſter, in welchem ſie ihren Gram um ihn bergen und ihr Leben in frommen Gebethen für ihn zubringen wolle. Aber das war Siegeberts Wille nicht. Er kündete ihr ſeinen Entſchluß an, nie eine Andere, als ſie, ſein Weib zu nennen, er redete mit ſo vielem Feuer, mit ſo vieler Sicherheit, er mahlte ihr ein ſo reizendes Bild des häuslichen Lebens an ſeiner Seite, Anna war jung, unbekannt mit ſich, mit der Welt, Siegeberts Feuer riß ſie hin. Welche Leidenſchaft glaubt nicht gern, was ihr ſchmeichelt? Sie fing an, ſeine Vorſchläge für ausführbar, und eine Verbindung mit dem reichen, einzigen Erben des ſtolzen Rittergeſchlechtes für möglich zu halten. Sie ſchlug ein in ſeine dargebothene Hand, und im Angeſicht des reinen, blauen Himmels, wie vor dem Throne des Allmächtigen, der ja die Unſchuld und Lauterkeit ihrer Liebe kannte, ſchwuren ſie ſich Treue bis in den Tod. Siegebert ſteckte einen köſtlichen Ring an den Finger ſeiner Braut, und empfing von ihr ein ſchlichtes, ſilbernes Reiflein, das er, weil es viel zu eng war, um ſeiner Hand zu paſſen, an die goldene Kette häkelte, die er unter ſeinen Kleidern trug. Nun

umſchloſſen ſie ſich zum erſten Mahle feyerlich und zärtlich, Siegebert berührte Annens Lippen — es war der erſte Kuß, den ſie je empfangen — dann ſchwang er ſich wohlgemuth auf ſein Pferd und trabte mit leichtem Herzen der Hütte auf der Waldeshöhe zu.

Mit Vergnügen ſah ihn der alte Ritter ſo zeitig zurückkommen, bald waren die nöthigen Anſtalten getroffen, und der ſtattliche Zug ſetzte ſich in Bewegung, um Reiſlingſtein noch vor Anbruch der Nacht zu erreichen.

Was der alte Ritter geſagt und Siegebert gefürchtet hatte, traf ein. Man ſprach von Heirathsvorſchlägen, man hatte allerley Plane, man drang in Siegebert, ſich zu erklären, und das Einzige, was den über ihn ausbrechenden Sturm für dieſen Augenblick noch aufhielt, war, daß, ſo einig der Comthur und ſeine Schweſter darüber waren, daß Siegebert heirathen ſolle, doch über die Wahl der Braut ein Zwieſpalt unter ihnen herrſchte, indem Jedes bereits einen andern Gegenſtand in ſein Herz geſchloſſen hatte. Doch, daß es überhaupt zu Stürmen kommen würde, und dieſe nicht allein ihm, ſondern, wenn er ſo unvorſichtig wäre, ſeine Liebe zu verrathen, auch dem unſchuldigen Gegenſtand derſelben verderb-

lich werden könnten, das sah er bald ein, und beschloß, mit doppelter Festigkeit über dem Geheimniß seines Herzens zu wachen. Der Comthur verließ nicht lange darauf das Schloß, aber das Treiben und Drängen seiner Mutter in ihn nahm nur noch mehr zu, da sie jetzt nach der Entfernung ihres Bruders hoffte, ihren Plan um desto gewisser durchzusetzen. Je dringender Frau Jutta wurde, je bestimmter weigerte sich Siegebert, weder dieß- noch irgend ein anderes Mahl seine Hand ohne sein Herz zu vergeben. Diese feste Entschlossenheit, so wie die Kälte, mit welcher ihr Sohn sehr schöne und liebenswürdige Fräulein betrachtete, mit denen Frau Jutta ihn bey verschiedenen Gelegenheiten auf geschickte Weise bekannt zu machen wußte, brachten die Mutter endlich auf den Gedanken, daß diese, für einen Jüngling seines Alters unnatürliche Stimmung eine verborgene Ursache haben müßte. Sie fing an zu forschen, sich zu erkundigen, und erfuhr endlich, daß sie, während sie bloß für die Gesundheit ihres Sohnes zu sorgen glaubte, einer längst gehegten Liebe Nahrung und Unterstützung gegeben hatte. Diese Kunde brachte sie auf's Äußerste auf, und da sie von Seiten der Müllerdirne an nichts als Ab-

ſicht, Betrug, oder gar Bezauberung denken konnte, mit der ſie den Sohn eines hohen, reichen Hauſes an ſich zu feſſeln ſuchte, war ſie auch auf der Stelle entſchloſſen, entſcheidende Maßregeln gegen ſie zu nehmen, vor Allem aber dieſen Plan auf's ſorgfältigſte vor ihrem Sohne zu verbergen.

Sie fuhr nach Stift Admont, dem die Mühle unterthänig war, ſie ſprach mit dem Abt, und hätte gar zu gern von dieſem erhalten, daß er den Müller abgeſtiftet und auf einen andern Platz verſetzt hätte; da aber dieſer auf keine Art eine Klage gegen dieſes rechtliche Haus hatte und ſich nicht entſchließen wollte, den Müller aus Gefälligkeit gegen ſeine ſtolze Nachbarinn unglücklich zu machen, mußte ſie dieſer Abſicht entſagen und auf etwas Anderes denken. Des Abtes Weigerung hatte Frau Jutta noch mehr gereizt und ihrem Entſchluſſe noch größere Heftigkeit gegeben. Die ſchnellſte, wenn auch die gewaltſamſte Maßregel, ſchien ihr die beſte. Sie ließ denjenigen unter ihren Leuten hohlen, dem ſie die Ausführung eines ſolchen Vorhabens am ſicherſten anvertrauen zu dürfen glaubte, und befahl ihm, in der Mühle im Ennsthale unter einem Vorwande nach Zeit und Gelegenheit zu

forſchen, den ſchicklichſten Augenblick abzulauern, die arge Dirne, die auf nichts Geringeres ſinne, als den jungen Ritter durch böſe Zauberkünſte in ihr Netz zu ziehen, mit Liſt oder Gewalt zu entführen und in's Frauenkloſter nach Göß zu bringen, wo eine Verwandte von ihr Vorſteherinn war, und wo man auch bürgerliche Mädchen aufnahm.

Seit Siegebert die Burg ſeiner Ahnen wieder bewohnte, fühlte er auch wieder die Einwirkung der unheimlichen Mächte. Auf eine wunderbare Art verſchmolzen in unruhigen Traumgeſichten die Urältermutter, Anna und die goldene Schale, und wenn ſchon ſein Herz ihn mit inniger Sehnſucht nach jenen ſtillen Gegenden zog, wo ihm das Glück der erſten Liebe geblüht hatte, ſo machte die Betrachtung, wie ſchön in der Entfernung von jenen raſtloſen Schatten ſeine Tage, wie ruhig ſeine Nächte geweſen waren, ihm jenen Aufenthalt zum Paradieſe, und ſeinen Wunſch, das friedliche Thal und die verlobte Braut wieder zu ſehen, innig und glühend. Noch keinen Tag, ſeit er es verlaſſen hatte, war es ihm möglich geweſen, ſich auf längere Zeit vom Schloſſe zu entfernen. Im Anfang hielt die Anweſenheit des Oheims, dann die Plane

ſeiner Mutter, die zu Einladungen und Beſuchen führten, und in den letzten Tagen der Argwohn derſelben ihn davon ab. Aber ſo wie die Tage ſich zu Wochen ſammelten, und Eine nach der Andern über ſeinem Haupte hinrollte, wurde der Wunſch, Annen wieder zu ſehen, lebhafter, die Trennung von ihr ihm unerträglicher, und nach einer qualvollen Nacht, wo er ſie in düſtern Bildern, bleich und abgehärmt, mitten unter den grauenvollen Schatten ſeiner Ahnen hatte ſchwanken ſehen, ertrug er es nicht länger, ließ ſein Pferd ſatteln und beſchloß, mochte auch ſeine Mutter davon denken, was ſie wollte, das Mädchen wieder zu ſehen, ohne die ihm kein Glück auf Erden denkbar war.

Er ritt das Thal hinab. Es war ein ſpäter Herbſttag. Welcher Unterſchied zwiſchen jenem erſten Mahle, wo das Rauſchen des Fluſſes tief unter den umſchatteten Ufern ihn träumeriſch weiter und weiter abwärts gelockt, ſeinen hellen Fluthen zu folgen, wo tauſend Blumen in wechſelndem Farbenſpiele auf dieſen Matten prangten, ein friſches Jugendgrün die Wälder belebte, aus welchen der vielſtimmige Chor der Vögel, von Liebe und Lenz aufgeregt, erſcholl, und er in dem freundlich winkenden Hauſe unterm hell-

grün knospenden Nußbaume das holde Mädchen fand — welcher Unterſchied zwiſchen damahls und jetzt, ja auch zwiſchen dem Anſehen der Gegend, als er ſie das letzte Mahl verließ, und heute! Wild toſ'te die Enns, von den letzten Regengüſſen geſchwellt, um die Felſen ihres tiefen Bettes, die hingeſtreckten Gebüſche am Ufer, ihres Schmuckes beraubt, zeugten von des Waſſers verheerender Gewalt, das klare Silber der Fluth wiederhohlte nicht mehr an ruhigen Stellen das Bild der nahen Waldhöhen, die ſich ſonſt mit Luſt in ihr zu ſpiegeln ſchienen; trüb' und unſtät, mit abgefall'nen Blättern überdeckt, ſtrömte ſie hin, nur in Verheerungen ihre Macht zeigend. Vom ſcharfen Herbſtwind gepeitſcht, bogen ſich die Bäume des Waldes, und welker Blätterregen ſäuſelte zu ihren Füßen hin. Nebelſchleyer zogen an den Tannenwäldern hinauf, und ein grauer Himmel hing über der trauernden Landſchaft. So gelangte Siegebert in das Thal und in die Mühle. Niemand kam ihm hier entgegen; es ſchien, als ob der Winter ſchon gekommen wäre und Alles in den ſchützenden Umkreis der Mauern zurückgeſcheucht hätte. Die Thür des Hauſes war verſchloſſen, und als Siegebert pochte, ſchaute die Mutter erſt vorſichtig

durch den Schieber hinaus, wer es wäre, ehe sie öffnete. Aber Siegeberts Anblick verscheuchte jede Besorgniß. Mit einem frohen Ausruf öffnete sie die Thür, Anna eilte aus der Kammer herbey, und in den ersten Augenblicken des frohen Wiedersehens hatten alle drey ihren Kummer vergessen. Seine Erinnerung kehrte indessen nur zu bald zurück, und die Müllerinn erzählte, daß sie in den letzten Tagen großen Schrecken ausgestanden hätten, indem Anna zweymahl in Gefahr gewesen wäre, von unbekannten Gewaffneten, die sich hier herum, bald dort, bald da gezeigt, entführt zu werden. Seitdem wage es die Mutter nicht mehr, das Mädchen allein vor's Haus gehen zu lassen, oder auch nur die Hausthür ohne gehörige Vorsicht zu öffnen, weil erst vorgestern der Fall gewesen, daß zwey Männer, als Bettler vermummt, das Mädchen vor die Thür gelockt und sich ihrer bemächtigt haben würden, wenn nicht ihr heftiges Geschrey die Mühlknechte herbeygezogen hätte.

Wir haben, fuhr die Frau fort, vergeblich nachgesonnen, woher diese Angriffe kämen, indem wir Niemand kannten, auf den unser Verdacht fallen sollte, und das Mädchen, außer unsern Nachbarn und Euch, keine Bekanntschaft

hat. Endlich erfuhr mein Mann zufällig, daß es Leute von Reiflingſtein wären, indem einer der Reiſigen in der Trinkſtube, vom Wein ſchwatzhaft gemacht, erzählt hatte, daß Frau Jutta ihm Befehl gegeben, ſich des hübſchen Müllermädchens im Ennsthale mit Gewalt oder Liſt zu bemächtigen und ſie in's Kloſter nach Göß zu führen.

Heiliger Gott! rief Siegebert, ſtarr vor Schrecken, als dieſe Worte ihm deutlich zeigten, ſeine Mutter wiſſe um ſeine geheime Liebe, und ſuche nichts anderes, als ſie zu zerſtören.

Wir ſind erſchrocken, wie Ihr, Herr Curd, fuhr die Frau fort: Es iſt ja genug, den Nahmen des Hauſes Reiflingſtein nennen zu hören, um zu erſchrecken, dieſes Hauſes, das ſeit Jahrhunderten die Geißel und das Entſetzen des Landes war, und wo hölliſche Geiſter und verwünſchte Seelen neben den eben ſo ruchloſen Lebenden hauſen. O, ich ahne wohl, was Frau Jutta mit dieſem Raube will, und warum ſie dieß unſchuldige, ſeit ſeiner Geburt unglückliche Kind verfolgt; aber ehe ich ſie in die Hände einer Reiflingſteinerinn, oder überhaupt unter dieſes gottloſe Geſchlecht kommen ließe, ehe möchte ich ſie lieber im Grabe ſehen.

Siegebert erbleichte, er hörte ſein Urtheil in dieſen Worten, und obwohl er nicht Alles verſtand, was die Müllerinn meinte, ſo ſah er doch daraus, daß er nimmer hoffen dürfe, unter ſeinem eigenen Nahmen hier auftreten zu können. Da dennoch zu Anna's Sicherheit entſcheidende Maßregeln nöthig waren, hier ſeiner Mutter Rache, dort der Abſcheu von Annens Ältern gegen ſein Haus ihn drängte, und er, wenn er nicht Alles mit einem Mahl verderben wollte, nicht länger als höchſtens dieſe Nacht hier weilen durfte, ſo arbeiteten tauſend leidenſchaftliche Entwürfe in ſeiner Bruſt. Er eilte hinaus in den durchſtürmten Wald. Wie hier der Herbſtwind in den Bäumen tobte, wie die Enns ſchäumend ſich an den Klippen ihres Bettes abmühte, ſo tobten Wünſche, Angſt, Liebe und Verzweiflung in ſeiner Seele, ſo mühte ſich ſein Geiſt in fruchtloſem Kampfe gegen unüberwindliche Hinderniſſe ab. Das Einzige, was wie ein heller Stern leitend und unvergänglich durch die Nacht ſeines Geſchickes glänzte, war Anna's Liebe für ihn, und die Hoffnung, die er darauf baute. Nach hundert entworfenen und wieder verworfenen Planen war endlich Flucht mit dem geliebten Mädchen, und gleich, und noch in dieſer

Nacht, um ſie den Nachſtellungen ſeiner Mütter und dem Einfluß ihrer Verwandten zu entziehen, das Einzige, was ihm möglich ſchien. Der Gedanke bildete ſich immer klärer aus, gewann immer mehr an Reiz für ihn, und wurde endlich zum feſten Entſchluß. Er wollte mit Annen ſprechen. Sie zu überreden ſollte ihm nicht ſchwer werden, da ſie, wie er, die ganze Gefahr ihrer Lage einſah, und mit ihr zu dem Herrn von Volkersdorf flüchten, deſſen Burg ebenfalls im Gebirge, nicht weit von Siegeberts Schloß lag, und der als ein treuer Freund und Geſpiele ſeiner Kindheit ſie ihm in dieſer Noth gern öffnen würde.

Je länger er dieſem Plan nachdachte, je ausführbarer und klüger erſchien er ihm. Der Sturm ſeines Innern legte ſich, er kehrte in's Haus zurück und ſuchte Annen zu ſprechen, die, wie er, von bangen Sorgen zerriſſen, einer grauenvollen Zukunft entgegen ſah. Im Anfange entſetzte ſie ſich vor ſeinem Vorſchlag. Flucht mit einem Manne, heimliche Entfernung aus dem älterlichen Hauſe, ſchien ihr eben ſo ſchrecklich und unmöglich, als der Gedanke, ſich auf ewig von Siegebert zu ſcheiden. Doch Eine Wahl mußte getroffen werden, und gleich, auf der Stelle,

wenn ſie nicht in die Hände der gefürchteten Frau Jutta fallen, und ihre Tage im Kloſter vertrauern, oder, wenn Siegeberts wahrer Stand ihren Ältern bekannt würde, von ihm auf ewig getrennt werden wollte. Des Jünglings Liebe und kühnes Hoffen mahlte ihr den gefürchteten Schritt mit milden Farben, Volkersdorfs Schloß war nicht ſehr entlegen, dort ſollte ein Prieſter ihren Bund ſegnen, und dann wollten ſie entweder die Verzeihung der Ihrigen mit größerer Ruhe erwarten, oder Siegebert zweifelte nicht, am Hoflager Herzog Friedrichs des Streitbaren Dienſte, und durch ſein Schwert Ehre und Gut für ſich und ſein geliebtes Weib zu erwerben.

Jugend und Liebe, Unerfahrenheit und Angſt hatten den Plan entworfen, und eben dieſe Gefühle Annen endlich vermocht, einzuwilligen. Es ward Alles verabredet, Siegebert wollte gegen Abend zum Schein zu ſeinem ehemahligen Wirth auf der Waldhöhe gehen, wenn aber Alles in der Mühle ſchlafen würde, zurückkehren, an Annens Fenſter das verabredete Zeichen geben, ſie vor ſich auf's Pferd nehmen, ehe der Tag anbräche, bereits bey ſeinem Freunde, und in ein

Paar Stunden darauf Annens angetrauter Gemahl seyn.

Mit diesem Vorsatz schieden die Liebenden. Siegebert eilte, mit frohem Herzen alle nöthigen Anstalten zu treffen, während Anna mit nahmenloser Angst der gefürchteten und gewünschten Stunde entgegen sah, die sie mit dem Geliebten auf ewig vereinigen sollte. Gepreßt und schmerzlich sagte sie den Ältern gute Nacht, zitternd verschloß sie ihre Kammer, packte einige Habseligkeiten zusammen, und erwartete unter ängstlichen Herzensschlägen die Stunde der Entscheidung und das Zeichen am Fenster. Endlich hörte sie leise Tritte, es pochte an ihr Fenster, sie blickte hinaus und sah Siegebert vor demselben. Dieser Anblick gab ihr mehr Muth und Zuversicht. Leise öffnete sie die Thür, leise schlich sie über den Vorplatz, mit ihrem Bündel in der Hand, und lag in den Armen des entzückten Geliebten. Außer dem Hofthor stand sein Pferd, an eine der Erlen gebunden; er machte es los, hob das zitternde Mädchen hinauf, schwang sich dann hinter ihr in den Sattel, und nun ging es erst leise, und dann mit der größten Schnelligkeit an dem Flusse hinauf in das Gebirge. Die Nacht war stürmisch und finster, der kalte Wind

jagte ſchwere Wolken über den Mond hin, der, im erſten Viertel über den Bergen hangend, nur zuweilen einen dämmernden Schein auf den Pfad der Reiſenden warf. Das Rauſchen der Enns war ihr einziger Leiter. Siegebert wußte, daß an ihrem Ufer hin der Weg bis zu der Stelle ging, wo der Pfad nach ſeiner Burg und der nach Volkersdorfs Schloß ſich ſchied. Indeſſen war es immer ſpäter geworden, der Mond ſank hinter die Berge, und von einem fernen Kirchthurm klang in dumpfen Schlägen Mitternacht herüber. Der Nachthauch blies kalt, ein unheimliches Sauſen ging durch die Wälder, Nachtgevögel flatterte aus den Sträuchen empor und umſchwirrte das Haupt der Reiſenden. Anna ſchmiegte ſich ängſtlich an Siegeberts Bruſt, der ſie feſt an ſich ſchloß, und ihr einen Muth einzuſprechen ſuchte, der ihm allmählich ſelbſt zu fehlen begann. Der Weg nach Volkersdorfs Schloß war ihm ſonſt wohl bekannt, und er hatte ſich ihn bey Nacht wohl zu finden getraut; jetzt kam ihm Alles anders, aber ſo viel er bey der ſchwachen Hellung, die dort und da ein Stern zwiſchen den Wolken herabſandte, unterſcheiden konnte, nicht unbekannt vor.

Nachdem ſie noch eine Weile geritten waren,

bemerkte er mit Schrecken, daß er ſich auf dem Wege nach Reiflingſtein befände. Die Möglichkeit, ſich in dunkler Nacht im Wege zu irren, war wohl begreiflich; dennoch wußte Siegebert, daß er ſehr aufmerkſam geweſen, und auf jede Bewegung der Straße genau Acht gegeben hatte. Er verbarg einen ängſtlichen Gedanken, der in ihm aufſtieg, vor ſeiner Begleiterinn, ſtrengte ſeine ganze Aufmerkſamkeit an, und glaubte endlich deutlich eine wohlbekannte Schlucht zu unterſcheiden, die ſeitwärts von der Straße nach Reiflingſtein in das Thal führte, wo Volkersdorfs Veſte lag. Er bog hier hinein, ſie ritten noch eine Weile fort, und abermahls fand er ſich auf dem Wege nach ſeinem Ahnenſchloß. Nun ergriff ihn ein unausſprechliches Grauen, ihm ahnete die Einwirkung jener unheimlichen Weſen, die ihn ſchon ſo oft gequält hatten, er wollte ſich aus ihren Kreiſen entfernen, und wandte ſchnell ſein Pferd, um den Rückweg zu ſuchen. Aus dieſer Bewegung ſah Anna deutlich, was ſie längſt im Stillen beſorgt hatte, daß ſie des Weges verfehlt hätten; ihre ſtumme Angſt brach nun in lautes Klagen aus, und Siegebert hatte mit der doppelten Furcht in ſeinem und Annens Herzen zu kämpfen. Er beruhigte ſie, ſo gut er

konnte, er täuſchte ſie mit einer Zuverſicht, die er ſelbſt nicht hatte, er lenkte ſein Pferd bald hier, bald dort in ein Seitenthal hinein, und nirgends wollten ſich ihm bekannte Gegenſtände zeigen, die ihm auf die rechte Spur hätten helfen können. Das müde Pferd konnte endlich nicht mehr weiter, Anna lag in ſtummer Verzweiflung an Siegeberts Bruſt, er ſelbſt wußte ihr nichts mehr zu ſagen, und nur zuweilen ein Seufzer, oder ein leiſes Gebeth des Mädchens unterbrach die bange Stille. Der Morgen ſchien noch fern, und ehe er ſich zeigte, keine Hoffnung, ſich hier zurecht zu finden. Siegebert ſuchte alſo bey'm Licht der Sterne einen ſtillen, mooſigen Platz an einer Felſenwand, ſtieg ab, legte das zitternde Mädchen auf den Raſen, band ſein Pferd an ein Geſträuch, ſetzte ſich dann neben Annen hin und ſchlug ihr vor, hier den Tag zu erwarten. Sie war es zufrieden, Angſt und Ermüdung hatten ihre Lebensgeiſter herabgebracht, von Siegeberts Arm umſchloſſen, lehnte ſie ſich an ſeine Bruſt und ſchlief ein. Er bewachte ihren Schlummer mit der Sorgfalt der Liebe, und wartete ſeinerſeits mit banger Seele auf den Anbruch des Morgens. Endlich zeigte ſich ein matter Schimmer über den Bergen, die Gegenſtän-

de traten aus den nächtlichen Schatten, Siegebert erkannte das Thal und den Fels, an dem er saß, und überzeugte sich, daß er keine Viertelstunde von Reislingstein entfernt war. Seine erste Bewegung war, Annen zu wecken, und mit ihr schnell aus der gefürchteten Nähe zu fliehen. Aber sie schlief so süß, sie schien der Ruhe so bedürftig, er hatte nicht den Muth, sie zu stören. Auch war es ja noch so früh am Tage, daß sie nicht leicht eine Überraschung zu fürchten hatten. Siegebert wandte also diese Zeit an, um über die Maßregeln nachzudenken, die er zu nehmen hatte, seine Blicke ruhten absichtslos auf dem Bündel, das Anna mit sich genommen hatte, seine Hand spielte mit den Schnüren, die es befestigten, er erblickte etwas glänzend Goldenes, er wollte sehen, was es war, und fuhr mit einem Schrey des Entsetzens zurück; denn er erblickte die goldene Schale mit den schimmernden Edelsteinen, deren Bild ihm seine Urältermutter oft gezeigt, und um deren Zurückgabe sie ihn so sehr gequält hatte.

Siegeberts Ausruf erweckte Annen. Sie richtete sich erschrocken auf, und Siegeberts todtbleiches Gesicht, mit dem er auf die Schale starrte, vermehrte ihre Angst. Sie redete ihn an, sie

fragte ihn, und erhielt keine Antwort, bis er endlich mit den Worten: Wie kommſt du zu dieſer Schale? das peinliche Schweigen brach. Anna erzählte nun, daß ſie dieſe Schale, ſo lange ſie denke, als ihr Eigenthum kenne, über welches ihr ihre Mutter mit der größten Sorgfalt zu wachen, und es nie, um keiner Urſache willen von ſich zu laſſen, ſtreng empfohlen habe. Übrigens wiſſe ſie nichts, woher ſie ſey, und wer ſie vielleicht vor ihr beſeſſen. Dieſe Antwort, welche nicht die geringſte Aufklärung gab, diente nur dazu, Siegeberts Unruhe zu vermehren. Aber es war jetzt nicht der Augenblick, ſich in weitere Erörterungen einzulaſſen; man mußte fliehen, oder der größten Gefahr entgegen ſehen. Siegebert bewog Annen, ſo erſchöpft ſie noch war, das Pferd wieder zu beſteigen. Er hoffte jetzt aus dem unheimlichen Irrſal, in dem er ſich dieſe Nacht herumgetrieben, beym hellen Tagesſchein herauszukommen und das Ziel ſeines Strebens, Volkersdorfs Veſte, zu erreichen.

Sie ritten die Schlucht hinab, dem Bächlein folgend, das im Dämmerlicht des Morgens zwiſchen niederm Geſträuche hinrieſelte, und das ſich weiter unten mit der Enns vereinigte, Anna, noch matt und bebend von den Beſchwerden der

fürchterlichen Nacht, Siegebert, von grauenvollen Ahnungen ergriffen, denen er selbst weder Deutlichkeit noch Worte zu geben vermochte, und vor noch entsetzlichern Ereignissen zitternd, die ihm nach dem, was er schon erfahren hatte, mehrmahls wahrscheinlich schienen. Jetzt näherten sie sich dem Ennsthale. In dem Augenblicke hörten sie den Hufschlag von vielen Pferden, und wie sie um den Felsen bogen und nun das freye Thal vor sich sahen, sprengte ein Haufen Reisiger, an deren Abzeichen Siegebert das Wappen seines Hauses erkannte, so eben den Weg herauf. An ein Entrinnen war nicht mehr zu denken, auch ritt der Führer der Schaar sogleich ehrerbiethig auf Siegebert zu und ersuchte ihn, ihm nach Reiflingstein zu folgen, indem sie von seiner Mutter ausgesendet wären, ihn zu suchen, und, wo sie ihn fänden, zu ihr zurück zu bringen. Widerstand war unmöglich. Siegebert gab keine Antwort, er wandte sein Pferd, die Schaar ordnete sich hinter ihm, und in finsterm Schweigen eilten sie das Thal hinauf, wo bald hinter einer Felsenspitze das graue Gemäuer der Burg sichtbar ward, und alle Schreckniſſe, die er dort erfahren, und die ihm noch bevorstanden, mit Centnerschwere auf sein Herz sanken. Anna blick-

te auf, ſie ſah dieſe Thürme, dieſe feſten Wälle, den drohenden Fels über dem wilden Fluß, ſie erinnerte ſich an alle Schauergeſchichten, die man ihr von dieſer Burg erzählt, an Frau Jutta's ſtolzen Sinn, und auch der letzte Funke von Muth und Faſſung verließ ſie. Schluchzend, todtbleich wandte ſie ſich zu Siegebert und bath ihn, ſie vom Pferde herabzulaſſen, ſie wolle ihm entſagen, ſie wolle zu Fuß nach Hauſe kehren, ihn nie wiederſehen, den ſtrengen Zorn ſeiner Mutter nicht länger gegen ihn reizen, und lieber gutwillig in den Kloſtermauern, wohin Frau Jutta ſie hatte ſenden wollen, Ruhe und Schutz ſuchen. Siegebert beſchwor ſie, das nicht zu thun, und überhaupt jetzt keinen Entſchluß zu faſſen. Ihr gemeinſames Schickſal — das ahnete ihm dunkel und ſchmerzlich — müſſe ſich jetzt auf irgend eine grauenvolle Art entſcheiden. Anna ſchwieg; der ſtarre Ernſt in dem bleichen Geſichte ihres Geliebten, die finſtere Ruhe, mit der er ſprach, machten ihr Blut gerinnen, und ſtillſchweigend ließ ſie mit ſich machen, was Siegeberts Wille war.

Man führte ſie ſogleich zur Mutter. Dieſe empfing ihren Sohn mit ſtolzem Hohn, und befahl, die Müllerdirne, die ſie keines Blickes

würdigte, in den Thurm zur Verwahrung zu bringen. Das ſchreckte Siegebert aus ſeinem dumpfen Starren auf; er widerſetzte ſich den Reiſigen, die Annen anfaſſen und fortführen wollten, er drohte, als Frau Jutta den Befehl wiederhohlte, indem er ſein Schwert zog, den niederzuſtoſſen, der es wagen würde, ſeine Braut auch nur anzurühren. Dieß Wort entflammte Frau Jutta's Zorn, den ſie bisher mit Mühe bezwungen, und unter dem Scheine kalten Stolzes verborgen hatte. Sie fuhr empor, ſie ſprang auf Annen zu, ſie würde ſie vielleicht mißhandelt haben; aber in dem Augenblicke trat der alte Ritter ein, der Siegebert das erſte Mahl aus dem Ennsthale abgehohlt hatte, und deſſen Jahre und Character Allen im Schloß Achtung gebothen. Frau Jutta faßte ſich. Siegebert ſenkte ſein Schwert, die Knechte traten zurück. Der Ritter nahte ſich der Gebietherinn und meldete ihr, daß eine Bauersfrau aus der Mühle im Ennsthale da ſey, die mit großer Angſt und unter Thränen gebethen habe, auf der Stelle mit der Frau von Reiſlingſtein ſprechen zu dürfen, weil auf jedem Verzug die höchſte Gefahr ſey.

Frau Jutta befahl, ſie herein zu führen. O Gott! Meine Mutter! rief Anna, und brach

von Neuem in Thränen aus, die Angſt und Schrecken eine Weile gehemmt hatten. Die Müllerinn trat ein, Anna verbarg ſich hinter Siegebert vor ihren erzürnten Blicken; aber es war nicht ſie, welche die Frau ſuchte. Athemlos ſtürzte ſie zu Frau Jutta's Füßen und rief: Trennt ſie! Trennt ſie, gnädige Frau! Laßt ſie einander nicht heirathen! Sie ſind Geſchwiſter!

Dieſes Wort machte alle Gegenwärtigen verſtummen. Anna glitt hinter Siegebert ohnmächtig auf den Boden nieder, der Jüngling ſtützte ſich wankend auf ſein Schwert, Frau Jutta ſtand ſtarr, wie eine Bildſäule, und es vergingen einige Augenblicke, bis ſie zuerſt von Allen die Faſſung fand, nach den näheren Umſtänden und den Beweiſen für dieſe Behauptung zu fragen.

Da erhob ſich die Müllerinn, Frau Jutta hieß die Knechte hinausgehn, den alten Ritter bleiben, ſprach der zitternden Frau Muth ein, und dieſe begann nun:

»Es ſind nun neunzehn Jahre, wir waren kaum verheirathet und auf die Mühle gekommen, als uns einſt mitten in der Nacht das Geräuſch eines heftigen Sturms weckte, der die Fenſter klirrend ſchüttelte und unſere Bäume knarrend über das Dach hinbog. Dabey ließ ſich

ein wunderbares Getöſe in der Luft hören, und mitunter glaubten wir das ſchwache Wimmern eines kleinen Kindes zu vernehmen. Ich bebte am ganzen Leibe, mein Mann aber ſtand beherzt auf, um, wenn etwa ein Unglück geſchehen wäre, zu ſehen, was zu thun ſey. Er ging in der finſtern Nacht hinaus an den Strom, er horchte, und horchte ſchärfer, und es war ihm jetzt, als höre er jenes Wimmern deutlicher; aber in der tiefen Dunkelheit war nichts zu erkennen, nur ſchien die Stimme oberhalb vom Waſſer herzukommen. Mein Mann ging alſo den Strom hinan. Da ſieht er plötzlich ein ſchwaches Licht auf den Wellen ſchimmern, er tritt näher, jetzt bewegt ſich der Schimmer herabwärts, es iſt Etwas, das auf dem Waſſer ſchwimmt, und deutlich erkennt mein Mann das Winſeln eines kleinen Kindes. Nun treibt der Glanz näher an's Ufer heran. Gerechter Gott! Es war ein armes, kaum geborenes Kindlein, das auf einer goldenen Schale daher ſchwamm, von welcher das helle Licht ausging.«

»Mein Mann trat ein Paar Schritte in den Strom, und mit einem Stecken zog er das ganze Ding an's Ufer. Aber ſo wie er die Schale berührte, verloſch das Glänzen, nur das arme

Würmchen weinte auf ſeinen Armen. Er brachte es in die Stube und legte es mir auf's Bette.«

»Entſetzen und Mitleid ſtritten in mir, halb fürchtete ich, daß irgend ein Teufelsſpuck hier verborgen ſey, und wir etwa einen tückiſchen Waſſernix in unſer Haus aufzunehmen im Begriff ſtänden; auf der andern Seite erbarmte mich's des überaus ſchönen, ſo ganz hülfloſen Kindleins, das ſeine Händchen wie flehend nach mir ausſtreckte. Das Mitleid ſiegte endlich. In Gottes Nahmen! ſagte ich: Laß uns den armen Wurm behalten, den er uns ſo wunderbar zugeführt hat! Unſere Abſicht iſt chriſtlich und gut, der himmliſche Vater wird ſeinen Segen dazu geben.«

»So behielten wir das arme Geſchöpf, ließen es taufen, weil wir nicht wußten, woher es war, und gedachten, uns unter der Hand zu erkundigen, wo und von wem etwa ein Kind verloren worden wäre. Es vergingen nicht acht Tage, als uns die ſchauerliche Nachricht kam, wie des Herrn von Reiſlingſtein erſte Ehewirthinn plötzlich und auf unbegreifliche Art ſammt ihrem neugebornen Töchterlein mit Tode abgegangen ſey. Aber das Gerücht erzählte viel andere Dinge. Die Windeln unſres Findlings waren koſtbar und fein, die

Schale, auf der er hergeſchwommen, von purem Gold, mit koſtbaren Edelſteinen beſetzt. Wenig Wochen darauf hatte man weiter oben in der Enns den Körper einer jungen Frau gefunden, den man zu erkennen geglaubt; aber der Knecht, der ſie entdeckt und ſonderbare Vermuthungen verbreitet hatte, verſchwand auf einmahl. Es hieß, Herr Ottokar habe ihn aufheben und in die Verließe ſeiner Burg ſtecken laſſen. Menſchlicher Weiſe blieb uns beynahe kein Zweifel mehr, daß jene Frau Herrn Ottokar's Gemahlinn, und das Kind ſeine Tochter geweſen. Aber wir beſchloſſen, Niemand etwas von unſern Vermuthungen zu entdecken. Wir erzogen das Mädchen als unſer eigenes Kind, ſie hat unſere Treue und Liebe auch wohl belohnt, und wir hätten nie über ſie zu klagen gehabt, bis jetzt Euer Sohn unter verſtelltem Nahmen kam, ihr Herz gewann, es von ſeiner Pflicht und ſeinem Glücke abwendig machte und mit ſich in das Verderben riß, das von dieſem unſeligen Hauſe unzertrennlich iſt. Spät in der Nacht entdeckten wir ihre Flucht, aber wir hätten nicht gewußt, wohin wir uns wenden ſollten, bis die Reiter kamen, die Ihr ausgeſchickt, um den Junker zu ſuchen. Dieſe ſtürmten beynahe die Mühle um ihn, und ſo

erfuhren wir zugleich den wahren Nahmen ihres Verführers und das entſetzliche Unglück, das ihr drohte.«

Hier endigte die Müllerinn ihren Bericht. Gedankenvoll, und nicht ohne geheimen Schauer hatte ihr die Frau von Reiſlingſtein zugehört, während Siegebert, mit nichts anderm beſchäftigt, als die ohnmächtige Geliebte in's Leben zu erwecken, von allen ihren Worten nur die behalten hatte, die ſein Unglück unzweifelhaft machten.

Als ſich Anna zu erhohlen anfing, legte er ſie, ohne zu ſprechen, in die Arme ihrer Pflegemutter und verließ das Gemach.

Frau Jutta hatte allein Faſſung genug, um noch weitere Nachforſchungen anzuſtellen; aber ſie dienten zu nichts, als die Wahrſcheinlichkeit zur höchſten Gewißheit zu bringen. Die Windeln des Kindes, welche die Müllerinn ſorgfältig aufbewahrt und jetzt mit ſich gebracht hatte, ſammt der goldenen Schale, die Viele im Schloſſe noch wohl kannten, endlich ein Mahl an Annens Nacken, das ihr Bruder eben ſo trug, wie ſie, die Zeit, die übrigen Umſtände, Alles vereinigte ſich, jeden Zweifel zu heben.

Frau Jutta's Zorn war geſtillt, Beſinnung

und Mitleid traten an ſeine Stelle. Sie ging auf Annen zu und umarmte ſie freundlich als Fräulein von Reiſlingſtein und ihre liebe Stieftochter, dann befahl ſie mit gütigen Worten der Müllerinn, hier im Schloſſe bey der Unglücklichen zu bleiben, die noch betäubt von Allem, was ſie erfahren hatte, bleich, zagend und ſtumm, keine Liebkoſung zu erwiedern und kaum zu vernehmen im Stande war, was man ihr ſagte. Sie ſelbſt ſuchte ihren Sohn auf; aber er war fort und nirgends in der Burg zu finden.

Man verbarg Annen dieſen neuen Schrecken, man wies ihr eines der ſchönſten Zimmer in der Burg an, und umgab ſie mit allem Glanz, der ihrer Geburt entſprach; aber keine Ruhe kam in ihr Gemüth, kein Schlaf in ihr müdes Auge. Endlich, ſchon wie der Abend dunkelte, trat Siegebert, zur großen Freude des Burggeſindes und ſeiner Mutter, in's Schloß. Er antwortete nichts auf alle Fragen, wies mit ſtummen Geberden alle Theilnahme, allen Troſt von ſich, fragte nicht nach ſeiner Schweſter, und verlangte ſie nicht zu ſehen.

Über alle dieſe Bewegungen kam die Nacht, und mit ihr erhoben ſich die unterirdiſchen Bewohner der Burg. Der Urältermutter wohlbe-

kannte Geſtalt erſchien vor Siegeberts Bette, und zeigte ſich auch zum erſten Mahle in wunderbaren Träumen dem neuen Ankömmling aus ihrem Geſchlecht, von allen ihren Mitgenoſſen begleitet. Ihre Geſtalt war nicht ſo traurig, wie ſonſt, und nur eine bittende Geberde, die Siegebert wohl verſtand, erinnerte ihn an einen grauenhaften Auftritt.

Das Nahen der Morgenſtunde trieb dieſe weſenloſen Schatten wieder in ihre Grüfte zurück; aber was den ganzen vorigen Tag in Siegeberts Seele gearbeitet hatte, bekam durch das Wiederſehen jener bekannten Geſtalt, die er ſeit jener abſchlägigen Antwort in dem Schatzgewölbe nicht mehr ſo deutlich und ſo freundlich geſehen hatte, eine plötzliche Anregung. Es dämmerten Gedanken in ihm auf, er glaubte den Zuſammenhang des Ganzen und die geheimen Fäden zu erkennen, die ihn unbewußt bisher geleitet, ihn zu Annen, dieſe ſammt der goldenen Schale, nach welcher jene Erſcheinung ſo ſehr verlangte, in den Umkreis ihrer Väter gebracht, und durch die unſelige Entdeckung der verborgenen Verwandtſchaft ſein und ſeiner Schweſter Glück und alle ihre Anſprüche auf dieſer Welt zerſtört hatten.

Er brachte die Nacht schlaflos in peinlichen Gefühlen zu. Mit dem ersten Morgenstrahl fiel ein Strahl himmlischen Lichtes in seine Seele, und ein Entschluß rang sich aus seinem zerrissenen Gemüthe los, der ihm, seiner Schwester und seinem ganzen Geschlecht Ruhe und das Glück versprach, das sie noch zu genießen fähig waren.

Er ließ seinen Lehrer und Vertrauten, den guten Geistlichen, zu sich bitten und eröffnete ihm seinen Vorsatz. Der redliche Greis suchte ihn eine Weile zu bekämpfen, aber er wurde, je länger und je mehr er ihn bestritt, nur desto fester. Siegebert kündigte ihn seiner Mutter an. Sie erschrack, sie wandte Alles an, um ihn davon abwendig zu machen; es war vergeblich. Er bath sie vielmehr, mit Annen zu reden, und auch diese zu gleicher Entschließung zu stimmen. Mit Freuden nahm Anna diesen Wunsch des Geliebten, in dem sie noch immer nur einen Bruder zu sehen nicht vermochte, auf, und fügte sich demselben. So erklärte nun Siegebert in einer Versammlung seiner Vasallen und Unterthanen öffentlich, daß er, von den Ahnenschatten seines Hauses gemahnt und um ihre Erlösung angefleht, die nur durch ihn, den letzten seines

Stammes, geſchehen konnte, dieſe Warnung vernachläſſigt und dieſe Bitten verworfen habe, daß er dafür in unabſehbares Unglück gerathen und nur, wie durch ein Wunder vor dem ungeheueren Verbrechen, ſeine Schweſter zu ehelichen, bewahrt worden ſey. Er erkenne in dieſen Fügungen den Finger der Vorſicht, und da für ihn und ſeine Schweſter kein Glück mehr auf Erden blühe, ſeyen ſie Beyde entſchloſſen, ihrem weltlichen Stande, ihren Reichthümern zu entſagen, ein Kloſter und Gotteshaus zu bauen, und ſo zugleich ihren eigenen Schmerz in die Einſamkeit zu begraben und mit dieſer Entſchließung den Willen ihrer unglückſeligen Vorfahren zu erfüllen, welche an dieſe Bedingung die Ruhe ihrer abgeſchiedenen, gequälten Geiſter gebunden hatten.

Mit Erſtaunen und Wehmuth hörte die ganze Verſammlung den Entſchluß ihres jungen, geliebten Lehensherrn. Mancher ſuchte ihn zu beſtreiten, Alle forderten Aufſchub und Bedenkzeit. Siegebert gewährte ihrem Wunſche auch dieſe, aber ſein Vorhaben wurde dadurch nicht wankend gemacht, ſo wenig, als er Annen von dieſem Augenblicke an mehr ſah, oder ſprach.

Nach Verfluß der beſtimmten Zeit aber ritt

er, von allen ſeinen Lehensmännern in größtem Staate begleitet, auf koſtbar geſchmücktem Pferde nach Stift Admont hinüber, zog da mit den ritterlich prunkenden Gewändern alle weltliche Luſt und Herrlichkeit aus, und erbath ſich von dem Abte eine Stelle im Kloſter, während ſeine Mutter auf ſein Bitten Annen mit eben dieſer Feyerlichkeit nach Göß in's Fräuleinſtift führte.

Sobald das Probejahr vorüber war, während welchem er durch Strenge der Übungen und Frömmigkeit es allen ſeinen Mitbrüdern zuvor gethan hatte, legte er, ohne auf das Zureden ſeiner Mutter und mancher Jugendfreunde zu achten, das Gelübde in die Hand des Biſchofs von Salzburg, der eigends zu dieſer Feyerlichkeit herübergekommen war, ab, und in derſelben Nacht weckte ihn eine liebliche Muſik aus dem Schlummer, ein unbegreifliches aber ſchönes Licht erhellte ſeine Zelle, und er ſah auf hellen Wolken die Geiſter ſeiner Ahnen geeinigt und verklärt vor ihm ſchweben und ihn dankbar ſegnen. Auch ſtürzte in derſelben Stunde der Felſen an einem Orte des Schloßberges von Reiflingſtein ein, und zeigte ungehindert den Gang, welcher zu dem unterirdiſchen Schatzgewölbe führte, das die Geiſter nicht mehr zu bewachen brauchten.

Frau Jutta ließ nach dem Befehl ihres Sohnes alle Reichthümer desselben heraufbringen, er rief fromme Geistliche aus entfernten Landen herbey, baute ein Kloster und Gotteshaus in der wildesten Gebirgsgegend, und ließ durch die Mönche die Wälder lichten und die Felder bebauen. Bald siedelten sich Dörfer an, die Gegend wurde wirthbar und freundlich, und das ungerecht erworbene Gut, durch frommen Gebrauch geheiligt, erfüllte den letzten Wunsch der nun seligen Schatten.

Nach Frau Jutta's Tode verkaufte Siegebert auch Burg Reiflingstein und alle seine Besitzungen, trat als Abt in das von ihm gestiftete und reich begabte Kloster, und sah, als er seinem Herzen Ruhe und Festigkeit genug zutrauen konnte, die einst zu sehr geliebte Schwester bey dieser feyerlichen Gelegenheit nach Jahren mit frommer Freude und stiller Rührung wieder. Die Zeit hatte den Sturm der Leidenschaft in beyden Herzen gedämpft, der Himmel und seine Freuden waren an die Stelle irdischer Liebe, Wohlthun und Gutesstiften an die Stelle häuslicher Seligkeit getreten, und sie fühlten sich wieder glücklich, nur auf ganz andere Weise, als sie es einst im schönen Ennsthale zu werden gehofft hatten.

III.

Der
Einſiedler auf dem Monſerrat.

Als nach jener erzwungenen zweyten Thronentsagung Karls des Vierten die Französischen Heere in furchtbarer Zahl in Spanien einrückten, befand sich bey einem der Regimenter, welche damahls zuerst diesen Boden betraten, der junge Capitän La Chartelliere, den nicht bloß die Aussicht auf Kriegsruhm und schnelle Beförderung, sondern auch manches andere, stillere Band mit jugendlicher Freudigkeit in dieses Land zog. Seine Mutter stammte aus einer Spanischen Familie, die, aus Navarra herübergewandert, sich unfern von Bayonne niedergelassen hatte. Noch lebten mehrere seiner Verwandten in Pampeluna, und ein Groß-Oheim väterlicher Seits stand seit langen Jahren mit Würde und allgemeiner Erbauung dem Benedictinerkloster auf dem Monserrat vor. La Chartelliere fand überall freundliche Aufnahme, die fremde Natur, die fremde Sitte zog ihn an, und die Eroberung

eines Landes, wo nur Aberglaube und Unwiſſenheit herrſchten, ſchien ihm und allen ſeinen Kameraden ein leichtes und bald beendetes Werk. Sieg, Ruhm und Glück ſchwebten vor ſeinen Blicken, und ſo folgte er mit hoffnungsvoller Seele dem Rufe, der ihn weiter in's Land hineinrief.

Aber die leichten Siege, welche Napoleon ſeinen Truppen verheißen hatte, das wiederhohlte Aufpflanzen der Franzöſiſchen Adler auf den Wällen von Liſſabon und viele andere, mehr gewünſchte als erwartete glückliche Ereigniſſe blieben aus. Die Spaniſche Nation ermannte ſich, harte Kämpfe, Unſicherheit, Verrätherey, Verfolgung erhoben ſich von allen Seiten gegen das Franzöſiſche Heer, in jedem Spanier ſtand ihnen ein unverſöhnlicher Feind auf. Mißmuth, Mangel, Seuchen riſſen unter den immer abnehmenden Schaaren ein, und die verſtörten Gemüther fanden ſich endlich in ſich ſelbſt nicht mehr zurecht. Der Feldherr, dem La Chartelliere als Adjutant zugegeben war und der ihm väterlich wohlgewollt hatte, war meuchlings in dem Hauſe, in dem er einquartiert geweſen, ermordet worden, und nur ein Zufall hatte das gleiche Schickſal von ſeinem Adjutanten abgewandt. Der Ge-

neral, der an seine Stelle kam, gab La Chartelliere's Feinden Gehör und dieser sah sich überall zurückgesetzt, die allgemeine Sache ging immer schlechter und mit jedem Verlust der Franzosen wuchs der Spanier Muth, unerhörte Grausamkeiten wurden von beyden Seiten begangen, La Chartelliere sah eine Hoffnung nach der andern schwinden, eine Beschwerde, eine Gefahr nach der andern sich vor ihm aufthürmen. Mißmuthig, niedergebeugt, krank durch Wunden und das Klima, war er endlich genöthigt, sich von dem Generale Urlaub zu erbitten, um seine ganz zerrüttete Gesundheit einigermaßen wieder herzustellen.

Sein erster Gedanke war auf den Monserrat. Früher schon, auf seinem Einmarsch, hatte er den Groß-Oheim dort besucht, und sich als ein frohgesinnter Jüngling, der, während der Revolution erzogen, von Klostergebräuchen, geistlicher Würde und frommer Einfalt keinen Begriff haben konnte, an der seltsamen Lebensart der Mönche und Einsiedler halb wundernd, halb spöttisch ergetzt.

Jetzt standen die Sachen anders. Das Unglück hatte die stolzen Wipfel von des Jünglings Hoffnungsbaum geknickt und alle seine Blüthen

verſehrt. Weggerückt von ſeinen Ausſichten in die Zukunft, gebrochen durch Krankheit, im Innerſten verletzt durch gekränkten Stolz, und mehr als alles das, beunruhigt durch Zweifel an der Rechtmäßigkeit eines Kriegszuges, den er jenſeits der Pyrenäen, im revolutionären Frankreich, mit ganz andern Augen betrachtet hatte, als hier, wo die Würde einer edlen Nationalität, alte Formen, heilige Rechte, die Macht des kindlichen Glaubens und die Majeſtät der Religion in nie geahneter Hoheit vor ihm ſtanden, kehrte er langſam und trüb auf demſelben Wege zurück, den er vor drey Jahren voll froher Hoffnung hingegangen war.

Wie er aus Martorell herausfuhr, wo ein alter Triumphbogen an die Herrlichkeit und den Verfall des Römerreiches, an ſeine ungerechten Kriege, ſeine treuloſe Politik und ſeinen Untergang den jungen Franzoſen mit bitterer Gewiſſensrüge mahnte, und nun auf einmahl auf weiter Ebene der ungeheure Berg mit ſeinen Rieſengliedern, ſeinen zerſpalteten Gipfeln, ſeinen umſchleyerten Höhen erſchien, da ergriff eine ſonderbare Empfindung ſein Herz. Der Gedanke: dort wohnt die Heilung und der Friede, wenn ſie noch irgend auf Erden anzutreffen ſind, er-

tönte, wie von unbekannten Stimmen ausgesprochen, in seinem Innern. Ein Gefühl von Hoffnung, das ihm lange fremd gewesen, verbreitete sich mit milder Wärme in seiner Brust, er athmete tief auf, und eine Thräne feuchtete das dunkle Auge, das unverwandt an dem wunderbaren Berge hing.

Jetzt zeigte sich ihm das Kloster auf der halben Höhe des Berges, an die Felsen gelehnt, die es schirmend in ihrem Schooß zu bewahren schienen. Allmählich unterschied er in Felsenritzen oder auf den spitzen Gipfeln der Felsenzacken die Einsiedlerhütten, die, aus umschattenden Gärtchen hervorblickend, die stille Einfalt, wie den frommen Muth ihrer Einwohner verkündeten.

Ein bequemer Weg, zur Erleichterung der vermöglichen oder kranken Reisenden angelegt, erlaubte ihm in seinem Wagen bis auf die kleine Ebene hinauf zu fahren, die sich vor dem Kloster hinstreckt, und wo eben in dieser Stunde den ermüdeten oder dürftigen Pilgrimmen von den wohlthätigen Mönchen Speise und jede andere Nothdurft gereicht wurde. Auch ihn empfing man freundlich, und sein Groß-Oheim, der bereits von seiner Ankunft unterrichtet war, ließ

ſogleich Alles vorkehren, was zu ſeiner Ruhe und Erquickung nöthig war.

Seltſam, aber wohlthätig, berührten die tiefe Stille, die pünctliche Ordnung, das ſtets auf himmliſche Dinge gerichtete Streben ſeiner neuen Hausgenoſſen den jungen Krieger, der aus dem wildbewegten Leben und der gänzlichen Glaubensloſigkeit eines Franzöſiſchen Lagers ſich auf einmahl unter die Mönche auf dem Monſerrat verſetzt ſah. So fand ſich La Chartelliere auch bald in ſeine neue Lebensweiſe, und was ihm in den erſten Tagen wunderlich vorkam, ja manchmahl ein geheimes Lächeln abnöthigte, wurde ihm nach und nach gewöhnlich, und endlich lieb. Sein Körper fühlte die wohlthätigen Wirkungen der Stille und Ordnung, unter den heilenden Händen erfahrner Prieſter ſchloſſen ſich ſeine Wunden, in der reinen Luft, bey ſtärkender Nahrung erhohlten ſich ſeine geſunkenen Kräfte, aber noch lange nicht erhob ſich der gedrückte Geiſt, und keine Heiterkeit, kein Lebensmuth kehrte in das zerſtörte Gemüth ein.

Doch war es ihm Beſchäftigung und Zerſtreuung zugleich, überall im Kloſter und im Hoſpitium herum zu gehen, Alles zu beſehen und an den Geſchäften der frommen Prieſter,

so weit es sich thun ließ, hülfreichen Antheil zu nehmen. So wie seine Kräfte sich vermehrten, stellte er weitere Wanderungen an, klomm auf die nächsten Felsenzacken und schlüpfte in die Schluchten hinein, wo die Einsiedeleyen der älteren Eremiten standen, deren Jahre ihnen nicht mehr erlaubten, sich weit vom Kloster zu entfernen. Endlich dehnte er seine Spaziergänge noch mehr aus, und kam unter andern in eine entfernte Einsiedeley, die mit ihrem Garten auf einem der höheren Bergesspitzen, halb versteckt zwischen Felsen und Gebüsch, ungemein freundlich dalag.

Es war ein kleines, nettes Häuschen, an Bauart den andern ähnlich; aber Alles, in und um dasselbe, trug das Gepräge eines feineren Geistes. Der kleine Garten war geschmackvoller angebaut und reicher an Blumen, die theils dazu dienten, die Gemüsebeete mit bunten Einfassungen zu zieren, theils in Töpfen, auf niedliche Geländer gestellt, der ganzen Anlage ein Ansehen von Eleganz gaben. La Chartelliere stand eine Weile an der Verzäunung still und ergetzte sich an dem angenehmen Anblick. Auf einmahl hörte er neben sich ein kleines Geräusch und der Einsiedler trat aus einer Lau-

be, in der er geleſen hatte. Er war ein Mann von mittleren Jahren, deſſen Züge in der Jugend ſehr angenehm geweſen ſeyn mußten. Ein edler Anſtand behauptete ſich auch unter dem groben Mönchsgewande, und aus der beſchattenden Kapuze blickten unter ſchön gewölbten Bogen große, dunkle Augen mit düſterem und mildem Ausdruck hervor.

Er ging unter ſeinen Pflanzungen umher, richtete hier eine geſunkene Blume auf, band dort eine feſter an den ſchützenden Stab, raufte da ein Unkraut aus, tödtete dort ein ſchädliches Inſect, und wie nun auf einmahl die Mittagsglocke ertönte, entblößte er ehrerbiethig den Scheitel, faltete die Hände und ſprach ſein Gebeth, dann ſchritt er raſch an dem Ort vorüber, wo der Fremde ſtand, und ſchien in's Haus gehen zu wollen. Aber La Chartelliere's Anblick machte ihn ſtutzen. Der Offizier grüßte achtungsvoll, und ſein Gruß wurde mit einem Anſtand, den die Demuth des Eremiten nicht verſchleyern konnte, erwiedert. Die Bekanntſchaft war bald gemacht. Der Einſiedler, Bruder Ildephons, erinnerte ſich des Neffen ſeines verehrten Abtes recht wohl, den er ſchon einige Mahl im Kloſter geſehen und von der Urſache ſeines Auf-

enthalts auf dem Monserrat gehört hatte. Freundlich öffnete er das Pförtchen der Verzäunung, die nur zum Schutz gegen die Thiere um die liebliche Schöpfung des Gärtners gezogen war. La Chartelliere trat in den Garten, und da der Einsiedler vermuthete, daß sein Gast der Erhohlung bedürfe, lud er ihn ein, an dem kleinen Mahle, das er so eben zu verzehren im Begriff gestanden habe, Theil zu nehmen. Bruder Ildephons hatte richtig geurtheilt; aber auch ohne dieses Bedürfniß würde der junge Franzose gern einer Einladung gefolgt seyn, die ihm Annäherung zu einer, wie Alles ihm vermuthen ließ, interessanten Bekanntschaft verhieß. Man trat in das Haus. Über einen netten Vorsaal, wo Binsenmatten und Strohgeflechte theils die Reinlichkeit erhielten, theils von dem Fleiße des Einsiedlers zeugten, führte der Wirth seinen Gast in ein großes, geräumiges Zimmer. Hier bath er ihn, eine Weile zu verziehen und verließ ihn, um Anstalten zu Erweiterung seines Mahles zu treffen. La Chartelliere sah sich im Zimmer um. Auf einem Tische lagen allerley Saamen, Blumenzwiebel, Messer und andere Gartengeräthschaften, auf dem andern, den der Einsiedler nah an's Fenster geschoben, sollte getafelt wer-

den. Die übrigen Einrichtungsſtücke waren alle höchſt einfach und höchſt ſauber, und durch die geöffnete Thür ſah man in die Schlafkammer des Einſiedlers, in der ein kleiner Altar, mit einem Bilde der heiligen Jungfrau, ein Paar Bretter mit Büchern, und das einfache Lager ſich befanden.

Jetzt kam der Eremit zurück. Der Tiſch war bald beſchickt. Gemüſe, Milchſpeiſen, nahrhaftes Brot und ſehr ſchönes Obſt, des Einſiedlers eignes Erzeugniß, machten das kleine Mahl aus, das ein freundliches und geiſtvolles Geſpräch würzte, und den Offizier noch mehr in ſeiner vorgefaßten Achtung für den Mann beſtärkte, der ſolche Anſichten in ſolcher Einſamkeit hegte. Was aber, vereint mit der ganzen Umgebung, dieſem Beſuche ein noch anziehenderes, faſt zauberhaftes Gepräge aufdrückte, war die an das goldene Zeitalter erinnernde Vertraulichkeit, in welcher hier, wie in dem Zufluchtsorte der Unſchuld, Thiere und Menſchen miteinander lebten. Ein Pudel und eine Katze fraßen ohne Zwiſt aus einer Schüſſel miteinander; als das Mahl geendet war, ließ Bruder Ildephons den Ton einer kleinen Pfeife hören, und gleich darauf kamen von dem nächſten Baume allerley Waldvögel

durch's offene Fenſter herein und pickten ohne Furcht die Broſamen auf, die ihnen der Einſiedler hinſtreute, ja einige mehr bekanntere hüpften auf ſeine Hand und nahmen die Mandelkerne weg, die er ihnen anboth.

Verwundert ſah La Chartelliere dieſem Spiele zu; dann wollte auch er den Vögeln etwas hinreichen, aber ſie flatterten ſcheu empor, wie die fremde Erſcheinung ſich ihnen näherte und Bruder Ildephons bath ihn mit freundlichem Lächeln, das lieber zu unterlaſſen, weil die Thierchen nur die Einſiedler, nicht aber die Fremden kennten, und durch ein voreiliges Zugreifen ſchon manchmahl verſchüchtert und auf lange Zeit entfernt worden wären.

Das Mahl war geendet und La Chartelliere, mit Achtung und Wohlwollen gegen ſeinen Wirth erfüllt, ſchickte ſich an, ſich zu beurlauben, als der Einſiedler ihn bath, ſeinen Beſuch zu wiederhohlen. Die Art, wie er's that, zeigte dem jungen Krieger, daß auch er keinen vorübergehenden, oder ungünſtigen Eindruck auf ſeinen neuen Bekannten gemacht haben mußte. Das erfüllte ihn mit großem Vergnügen und er ſchied höchſt zufrieden mit dem feſten Vorſatz, bald wieder zu kommen.

Der Jüngling vergaß seines Versprechens nicht. Am andern Tage klomm er schon wieder den Felsensteig hinauf und traf den Einsiedler in seinem Garten arbeitend; denn diese Bewohner des Monserrat bringen ihr Leben nicht in müßiger Ruhe oder unfruchtbaren Andachtsübungen zu. Sie arbeiten fleißig, ja oft angestrengt, tragen des Tages Last und Hitze so gut, wie der Landmann, und wissen den himmelwärts gerichteten Sinn mit nützlicher Beschäftigung vollkommen zu vereinigen. Auch Bruder Ildephons empfing den neuen Bekannten mit Freude, bald rückten ihre Gemüther sich näher, und ihre Herzen öffneten sich gegen einander. Der Gang in die Einsiedeley des heiligen Mannes gehörte bald zur Tagesordnung des jungen Kriegers. Er nahm nach und nach Theil an den unschuldigen Beschäftigungen des Einsiedlers in Garten und Zelle, er pflegte mit ihm seine Pflanzen, wartete seine Bäume und lernte Erdarten mischen, um den Blumen schönere Farben oder besseres Gedeihen zu geben und sich an ihrem Fortkommen und ihrer Schönheit zu freuen. Bald wurde er vertraut mit diesen stillen Wesen, sie bekamen ein höheres Interesse, eine Sprache für sein Herz, und sogar die Vögel, die seines Leh-

rers Tiſch beſuchten, gewöhnten ſich an ihn, und ſcheuten ſich nicht mehr, wenn er ihnen Futter hinſtreute, oder zwiſchen ſeinen Fingerſpitzen both. Eine Ahnung der Ruhe fing an, ſich in des Jünglings Herz zu ſenken, aber der Stachel des gekränkten Ehrgeizes und der Schmerz über ſo viele zerſtörte Hoffnungen hinderten ihre wohlthätige Wirkung, und verzögerten ſeine volle Geneſung.

An regneriſchen Tagen, oder wenn La Chartelliere's ſchwache Geſundheit ihm nicht erlaubte, ſich zu ermüden, beſchäftigten ſie ſich im Hauſe mit Verfertigung von allerley Gartenbedürfniſſen, oder Ildephons hohlte auch wohl aus ſeinem kleinen Büchervorrathe, in welchem der Franzoſe mit Erſtaunen die beſten Claſſiker alter und neuer Zeit in ihren Originalſprachen fand, ein Buch hervor. Dann bewunderte La Chartelliere das rege Jugendfeuer, ja die Begeiſterung, in welche ſein väterlicher Freund gerieth, wenn er die dichteriſchen Arbeiten dieſer längſt hinüber gegangenen Geiſter mit eben ſo ſchönem als richtigem Vortrage las, wie dieſe ſtolze Geſtalt ſich noch ſtolzer hob, das düſtere Auge voll Jugendfeuer ſtrahlte, und ein angenehmes Lächeln die edlen Züge verklärte. Oft ſchien es in ſolchen Augenblicken, als ginge eine glänzende Jugend

voll rühmlicher Erinnerungen an der Seele des Einsiedlers vorüber, als wachten Bilder, Gefühle, Wünsche auf, die eine Zeit von beynahe dreyßig Jahren und mancher durchgekämpfte Schmerz nicht ganz zu ersticken vermocht hatten; denn Ildephons brach nicht selten mitten in einer gefühlvollen oder erhabenen Stelle ab, schlug das Buch zu und verließ auf einige Minuten seinen jungen Freund. Wenn er dann wiederkam, zeigten sich in seinem Gesichte Spuren eines schmerzlichen Kampfes, und eine wehmüthige Ruhe machte sich langsam durch sein ganzes Wesen Platz. Für diesen Tag und den nächstfolgenden war dann an keine Lectüre zu denken, Ildephons schien jede solche Berührung als verletzend zu meiden, und den Jüngling lehrten sein feines Gefühl und seine Liebe für Ildephons diese Schmerzen ehren.

So vergingen Wochen, Monathe. Ildephons gewöhnte sich je mehr und mehr an den Gefährten seiner Einsamkeit und seiner Arbeiten, und dachte mit Schauer an den Zeitpunct, wo des Jünglings wiederkehrende Blüthe ihn zu seiner Pflicht zurück rufen würde. Auch in La Chartelliere's Brust regte sich derselbe Gedanke; doch scheute sich Jeder, ihn auszusprechen, und ihre

Herzen ſchloſſen ſich in dem wehmüthigen Gefühle der nahen Trennung feſter aneinander. Der Jüngling öffnete dem bejahrten Freund ſeine ganze Seele, er vertraute ihm ſeine zerſtörten Hoffnungen, ſeinen irre gewordenen Glauben, und ſchüttete alle ſeine Klagen in den theilnehmenden Buſen aus. Mitleidsvoll hörte ihn Ildephons an, und ſuchte durch ſeine Anſichten von der Welt und den Menſchen, durch ſeinen dem Himmel zugewandten Sinn, der ihm das Irdiſche erſt in ſeinem wahren Licht hatte erkennen laſſen, die Seele des jungen Freundes zu ſtillen, und ihm eine Ahnung von dem tiefen Frieden zu geben, den er nun bereits ſeit Langem, zwiſchen dieſen dem Himmel näheren Felſen, hoch über dem Treiben und Sorgen der Menſchen in unſchuldiger Beſchäftigung und frommer Geſinnung gefunden hatte. Aber La Chartelliere vermochte dieſe Anſichten nicht zu faſſen, und vor Allem wollte ſein gekränktes Ehrgefühl ſich durch alle Ermahnungen und Warnungen des Einſiedlers nicht zurechtweiſen laſſen. Dieſer Punct war es, der, wenn alles Übrige zur Ruhe geſprochen ſchien, allein noch wach und rege, immer wieder den Frieden ſtörte, den Ildephons Umgang und die wiederkehrende Geſundheit in

der Seele des Jünglings zu verbreiten angefangen hatten.

Die schönsten Momente ihres Beysammenseyns waren die Stunden, wenn nach geendeter Tagesarbeit der Einsiedler den Jüngling mit sich auf eine von den Felsenkuppen führte, von welchen aus man eine freye Aussicht über das unten liegende Land bis in's Meer hinaus hatte. Hier breitete ein Kastanienbaum seine breiten Äste über einen moosigen Felsensitz, und hier war des Einsiedlers liebster Platz zu Betrachtungen.

Tief unter ihren Füßen lagen die Wohnplätze der Menschen, Städte und Dörfer zerstreut, der Llobregat schlängelte sein Silberband durch fruchtbare Felder, hier und dort erinnerten Überreste altrömischer und maurischer Denkmähler an eine große Vergangenheit und die eben so ernsten als würdigen Schicksale der Spanier, in der Ferne aber begränzte das unermeßliche Meer die Aussicht, oder ließ vielmehr dem Blicke freyen Raum, sich in der Unendlichkeit zu verlieren. Die Sonne sank, Feuer und Gluth entflammten den abendlichen Himmel und lodetten über die leise bewegten Wellen hin, Schiffe erschienen am Horizont und näherten sich, oder verschwanden, Wagen fuhren im Thale, Heer-

den kehrten nach Hauſe; es war ein Bild voll Leben und Bewegung unter ihnen. Nach und nach verglomm die Gluth, die hellen Farben ſchwanden, kaum merklich ſank die Dämmerung vom heiterblauen Himmel herab, ihr leiſer Schleyer dämpfte die grellen Lichter und hüllte die Gegend in magiſchen Flor. Alles war ſtill in der Natur um ſie und unter ihnen, und nun ſtieg aus den tiefdunkeln Wogen der volle Mond empor, goß unbeſchreiblich milde Schimmer auf das ganz beruhigte Land, und färbte alle Gegenſtände mit mildem, tief anſprechendem Lichte.

Sieh hier, junger Menſch! ſagte der Einſiedler, nachdem er lange in ernſten Betrachtungen da geſeſſen hatte: Sieh hier ein Bild des menſchlichen Lebens und ſeiner Stimmungen! Das prächtige Farbenſpiel iſt verſchwunden, die Unruhe ſchweigt, die Bewegung iſt ſtille geworden, ſanft und klar ſchwebt ein milderes, aber darum nicht minder ſchönes Licht über der Natur, und regt uns tiefer an, und weiſet den beruhigten Sinn auf eine Welt außer dieſer ſichtbaren, auf eine ſchönere Harmonie und reinere Freuden hin, wovon dieſe erhabene Nacht mit ihrer Sternenſchrift uns einen Vorſchmack gibt.

Ja, erwiederte der Jüngling, und ein Seufzer folgte dieſer Rede: Ja, die Nacht iſt ſchön! Aber der Tag war es auch, und das Schauſpiel des lebendigen Abends übertraf doch an Pracht und Fülle dieſe ungewiſſe Beleuchtung.

Ich begreife, erwiederte Ildephons, und bin weit entfernt, dir meine Anſicht aufdringen zu wollen; ſie iſt die eines Greiſes, der mit ſich und der Welt fertig iſt, während du noch mit tauſend unbefriedigten Wünſchen, wie mit eben ſo viel Armen, verlangend und fordernd, an ihr hängſt. Aber hat ſie dir denn gehalten, was ſie verſprach? Sind die Träume erfüllt worden, die dein jugendliches Herz, wie du mir ſelbſt ſagteſt, in deinem Vaterlande für eine thatenreiche und dem Wohl der Menſchheit gewidmete Zukunft entwarf? Sieh, Jüngling! du haſt mein Herz gewonnen, es neigt ſich in väterlicher Liebe zu dir, und die alte Jugendwärme, die ich in dieſer Einſamkeit längſt verloſchen glaubte, hat, im Umgang mit dir, ſich wieder angefacht. Dein Schickſal iſt mir werth geworden. Ich möchte dich ſo gern glücklich ſehen!

La Chartelliere ergriff des Einſiedlers Hand und drückte ſie innig, indem ein tiefer Seufzer ſeiner Bruſt entfloh.

Du biſt nicht glücklich?

Ach nein, ehrwürdiger Vater! Wie könnte ich auch! Ihr kennt mein Geſchick, es hat nicht aufgehört, mich zu verfolgen, ſeit ich den Boden dieſes Landes betreten; ja, noch mehr, was ich hier ſah und erfuhr, hat in unſeliger Rückwirkung mich auch noch um die freundlichen Erinnerungen aus meinen früheren Jahren gebracht, indem es mich zuerſt über Manches ungewiß machte, was mir einſt als recht erſchienen war.

Darüber, mein Sohn, haben wir ſchon oft geſprochen, und mich dünkt, es hätte mir gelungen, dich über dieſen wichtigſten Punct deiner Lebensanſichten zufrieden zu ſprechen.

Das dank' ich Euren ſanften, frommen Lehren, Eurer Herzenskenntniß, die, wie der Ort, den Ihr bewohnt, weit über das gewöhnliche Treiben des Menſchengeſchlechts erhoben iſt. Ja, ich ſehe nicht bloß den Krieg, den wir mit ſtolzem Muthe begonnen, und ſo Vieles, was mir einſt heilbringend erſchienen war, in ganz anderem Lichte; ich bin auch ruhig darüber geworden, und der Pfad, den ich zu verfolgen habe, liegt klar vor mir. Daß aber eben dieſe Erkenntniß mir das lange Ziel meines Strebens ganz aus den Augen gerückt hat, daß ich um alle

Ja, erwiederte der Jüngling, und ein Seufzer folgte dieſer Rede: Ja, die Nacht iſt ſchön! Aber der Tag war es auch, und das Schauſpiel des lebendigen Abends übertraf doch an Pracht und Fülle dieſe ungewiſſe Beleuchtung.

Ich begreife, erwiederte Ildephons, und bin weit entfernt, dir meine Anſicht aufdringen zu wollen; ſie iſt die eines Greiſes, der mit ſich und der Welt fertig iſt, während du noch mit tauſend unbefriedigten Wünſchen, wie mit eben ſo viel Armen, verlangend und fordernd, an ihr hängſt. Aber hat ſie dir denn gehalten, was ſie verſprach? Sind die Träume erfüllt worden, die dein jugendliches Herz, wie du mir ſelbſt ſagteſt, in deinem Vaterlande für eine thatenreiche und dem Wohl der Menſchheit gewidmete Zukunft entwarf? Sieh, Jüngling! du haſt mein Herz gewonnen, es neigt ſich in väterlicher Liebe zu dir, und die alte Jugendwärme, die ich in dieſer Einſamkeit längſt verloſchen glaubte, hat, im Umgang mit dir, ſich wieder angefacht. Dein Schickſal iſt mir werth geworden. Ich möchte dich ſo gern glücklich ſehen!

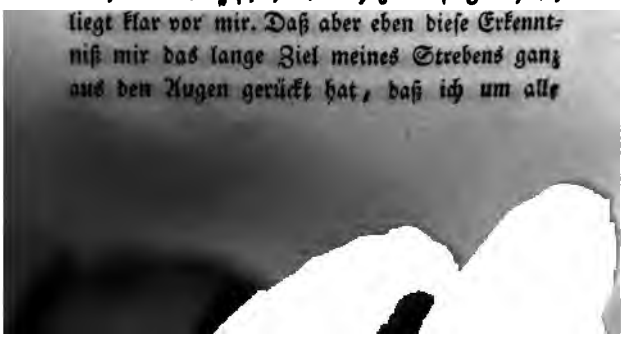
La Chartelliere ergriff des Einſiedlers Hand und drückte ſie innig, indem ein tiefer Seufzer ſeiner Bruſt entfloh.

Du biſt nicht glücklich?

Ach nein, ehrwürdiger Vater! Wie könnte ich auch! Ihr kennt mein Geſchick, es hat nicht aufgehört, mich zu verfolgen, ſeit ich den Boden dieſes Landes betreten; ja, noch mehr, was ich hier ſah und erfuhr, hat in unſeliger Rückwirkung mich auch noch um die freundlichen Erinnerungen aus meinen früheren Jahren gebracht, indem es mich zuerſt über Manches ungewiß machte, was mir einſt als recht erſchienen war.

Darüber, mein Sohn, haben wir ſchon oft geſprochen, und mich dünkt, es hätte mir gelungen, dich über dieſen wichtigſten Punct deiner Lebensanſichten zufrieden zu ſprechen.

Das dank' ich Euren ſanften, frommen Lehren, Eurer Herzenskenntniß, die, wie der Ort, den Ihr bewohnt, weit über das gewöhnliche Treiben des Menſchengeſchlechts erhoben iſt. Ja, ich ſehe nicht bloß den Krieg, den wir mit ſtolzem Muthe begonnen, und ſo Vieles, was mir einſt heilbringend erſchienen war, in ganz anderem Lichte; ich bin auch ruhig darüber geworden, und der Pfad, den ich zu verfolgen habe,



die Kräfte und Anſtrengungen betrogen bin, die ich dieſem Wahnbild opferte, und daß es mir mit allen jenen Anſtrengungen nicht gelungen hat, mich empor zu ſchwingen und irgend eine Stufe zu erreichen, von welcher aus meine beſſere Erkenntniß nützlich wirken und mir das ſchöne Bewußtſeyn ſegensreicher Thätigkeit verſchaffen könnte, das darf mich doch kränken? Was habe ich erreicht, ſeit den drey Jahren, die ich hier in ſtäter Lebensgefahr, in der angſtvollſten Sorge vor jedem Biſſen, jedem Trunk, den mir der bittere Haß der Spanier in Gift verwandeln könnte, zwiſchen Wunden und Kränkungen aller Art zugebracht habe? Was ich war, als ich Frankreich verließ, bin ich noch — während ſo viele meiner Kameraden entweder ein ſchneller Tod ihres Unglücks enthoben, oder das Glück an das ſchimmernde Ziel ihrer Wünſche geführt hat.

Zerſtörte Täuſchung! ſagte Ildephons, indem ſein Blick düſter und lange über die weite Meeresfläche hinſtarrte. Er ſchwieg einige Zeit, der Jüngling ebenfalls. In ſeiner Bruſt bewegten ſich ſo viele ſchmerzliche Gefühle, die der beruhigende Umgang mit dem Einſiedler für eine Weile beſchwichtigt hatte, und die dieſes Geſpräch mit allen ihren Stacheln wieder aufweckte.

Zerſtörte Täuſchung! Geknickte Eitelkeit! hob Ildephons nach einer Weile wieder an: Ja, das iſt's, das iſt dein Schickſal und das Schickſal aller deiner Brüder, die hier auf dieſem Sterne jemahls gelebt haben, noch leben, und leben werden! Du dauerſt mich. Heilen kann ich dich nicht, denn ich kann den raſchen Lauf deines jugendlichen Blutes nicht hemmen, die Schärfe dieſer Gefühle nicht abſtumpfen, die dir die Freude fröhlicher, aber auch den Schmerz ſtechender machen: und wenn ich's könnte, ich wollte es nicht; denn der Menſch ſoll der Vorſicht nicht vorgreifen. Aber wir haben geſtern im Virgil die Stelle geleſen: **Solamen miseris socios habuisse doloris.** Sie enthält eine tiefe, obgleich eine gewöhnliche Wahrheit. Unſere Trennungsſtunde naht, du wirſt mich nicht oft auf meiner Felſenſpitze mehr beſuchen. Er drückte bey dieſen Worten mit einem leiſen Seufzer des Jünglings Hand, und dieſer beugte ſich, innig bewegt, über dieſelbe, und preßte ſie an ſeine Lippen. Eine augenblickliche Stille feyerte die ernſte Rührung der beyden Freunde.

Du kennſt mich nicht, begann der Einſiedler mit feſtem Ton: Du würdeſt von mir ſcheiden, ohne zu wiſſen, wer der Mann war, dem du

ſo manche einſame Stunde verſchönt, und über den Abend ſeines Lebens einen warmen Sonnenblick zurückgeführt haſt. Das ſoll nicht ſeyn. Du ſollſt mich kennen lernen, du ſollſt mein ganzes Leben mit allen ſeinen Täuſchungen, Schwächen und zerſtörten Hoffnungen vor dir aufgerollt erblicken, und in das Herz eines Menſchen ſchauen, der, ohne das, was man in der Welt große Unglücksfälle oder harte Schickſale nennt, bloß durch eigene und fremde Schwächen, durch zerſtörte Täuſchung und gereizte Eitelkeit dahin gekommen iſt, in blühendem Mannesalter einer Welt, die ihm keinen Genuß mehr zu biethen hatte, zu entſagen und hier in der Einſamkeit des Monſerrat alle ſeine verlorenen Freuden zu beweinen. Der Mond ſteigt erſt zum Zenith herauf, der Sternenwagen zeigt noch auf mehrere Stunden vor Mitternacht, wir haben Zeit. Höre mich an.

Ich bin in Sevilla von angeſehenen, wohlhabenden Ältern geboren. Mein Vater trieb die Rechtswiſſenſchaft mit Erfolg. Was ſeine unbeſtechliche Ehrlichkeit ihm manchmahl in Vergleich mit ſeinen Kameraden ſchadete, das erſetzten ſein eiſerner Fleiß und ſeine ausgebreiteten Erfahrungen. Er hatte nie einen ungerechten Pro-

zeß übernommen, aber er hatte viele verwickelte Streitſachen muthig durchgefochten und manches lange unterdrückte Recht triumphirend in ſeine alten Anſprüche eingeſetzt. Dieß erwarb ihm allgemeines Zutrauen. Anſehn und Wohlſtand wohnten in unſerm Hauſe, und ich, der einzige Sohn ſolcher Ältern, wurde mit Sorgfalt und Zärtlichkeit erzogen. Meine Anlagen entwickelten ſich hoffnungsvoll, ich hatte meines Vaters ernſten Muth, mit meiner Mutter weicher Seele vereinigt, geerbt. Zur Rechtswiſſenſchaft, der mich mein Vater widmen wollte, damit ich auf dem Pfade fortſchritte, der ihn zu Reichthum und Einfluß geführt hatte, zeigte ich wenig Luſt; aber ſchon in früher Kindheit reizten mich die Klänge der Muſen und mit entzückter Seele lauſchte ich als Knabe den Geſängen alter und neuer Dichter, welche ich in den Schulen leſen hörte, oder ſelbſt las. Sie entzündeten ein Feuer in meiner Bruſt, das oft zu meiner Luſt und oft zu meiner Qual loderte. Doch nein! Laß mich nicht ungerecht ſeyn bey der Erinnerung an das ſchönſte und edelſte Geſchenk, das Gottes Güte in meine Bruſt gelegt hat! Nie, nie hat die himmliſche Gabe mir Unglück bereitet, rein und göttlich, wie ihr Urſprung, hat ſie nur dazu ge-

dient, mir die Freuden des Daſeyns läuternd, verklärend zu erhöhen, und ſeine Leiden mit gelaſſenerm Muthe zu ertragen. Was mir Qualen ſchuf, war meine oder fremde Schwäche und Thorheit.

Vielleicht iſt dir der Nahme des Don Luis de Verunna*) nicht unbekannt. Hier in dieſer Abgeſchiedenheit, und nachdem ſeit mehr als zwanzig Jahren die Welt nichts mehr von meinem Daſeyn weiß, der Sänger, deſſen Lieder ſein Vaterland erfreuten, längſt verſchollen, und ſein ehemahliges Wirken nur gleich dem Echo in Klängen, die einſt ſeine Luſt und ſeine Schmerzen ausdrückten, übrig iſt, darf ich es ja wohl ſagen, daß ich glaube, man habe jenſeits der Pyrenäen meinen Nahmen gekannt, und du wirſt vielleicht manche meiner Arbeiten geleſen haben, ohne je an die Möglichkeit zu glauben, daß du den längſt verloren gegangenen Sänger derſelben ſollteſt kennen lernen.

Entzückt fuhr La Chartelliere ſchon bey der erſten Nennung jenes Nahmens empor, drückte dem Einſiedler ſeine Freude über dieſe überra-

*) Es braucht wohl keiner Erinnerung, daß dieſer Nahme eben ſo erdichtet iſt, wie die ganze Erzählung.

ſchende Bekanntſchaft aus, und wollte ihm ſchildern, wie ſeine Geſänge ihn noch als Knabe begeiſtert und gerührt hätten; aber der Einſiedler winkte ihm ernſt, zu ſchweigen: Dieſe Sprache, junger Menſch, dieſe freudigen Ausdrücke ſind mir nicht neu. Ich habe ſie vielmahl vernommen, ſie waren oft der Ausbruch wahrer Empfindung, noch öfter der Kunſtgriff verführeriſcher Schmeicheley, oder wohl gar boshaften Neides. Daß ſie bey dir nur das Erſte ſeyn können, bin ich überzeugt; aber ich glaube dir auch ohnedieß, und ſo laß es gut ſeyn!

Meine Abneigung gegen meines Vaters Beruf war dieſem ſehr unangenehm. Es koſtete manchen bittern Streit, in welchem nur meiner Mutter Liebe mich unterſtützte; denn mein Vater hatte eine hohe Achtung für ſeine Wiſſenſchaft. Endlich gab er unſern vereinten Bitten, am meiſten der Unmöglichkeit nach, in meinem Kopfe, der voll Bilder und Phantaſien war, ſeine ſtrengen Rechtsbegriffe wurzeln zu machen. Aber, obgleich er uns in dieſem Puncte wich, beſtand er doch eben ſo ernſt darauf, daß ich mich zu irgend einem öffentlichen Amt geſchickt machen ſollte; denn bloß der Beſchäftigung mit den Muſen zu leben, wollte er mir durchaus nicht er-

dem Vaterland, der Freyheit, der Tugend geweiht ſchien.

Indeſſen hatte meine Perſönlichkeit eben dadurch Aufſehen erregt. Man war nur noch neugieriger, den jungen Dichter kennen zu lernen, der bey einem nicht ungefälligen Äußeren, bey Erziehung, Weltton und Phantaſie, ſo ganz unempfindlich für ſanfte Regungen ſchien, man zog mich in die Geſellſchaften der beſſeren Häuſer, junge Männer aus höheren Ständen ſchloſſen ſich freundſchaftlich an mich. Selbſt einer Lüge oder Schmeicheley unfähig, hielt ich, was man mir ſagte, für wahr, und man ſagte mir nichts als Gutes und Schönes. Ich ſah nicht ein, was man für Urſache dazu haben konnte, wenn man nicht wirklich von meinen Verdienſten überzeugt war, und ſo gab ich mich der holden Täuſchung hin und lebte vergnügte Tage.

Die Herzoginn von Florida kam um dieſe Zeit mit ihrem Gemahl, der zum Gouverneur von Andaluſien ernannt worden war, nach Sevilla. Der Herzog war ein Geſchäftsmann; ſtolz, ernſt, pünctlich, und, von wenig Worten, liebte und ſuchte er keine Geſellſchaft. Aber die Herzoginn, eine geborne Franzöſinn, hatte mehr Hang zur Geſelligkeit. Noch in reifen Jahren

ſchön, voll Lebhaftigkeit, voll Geiſteskultur, bekannt mit Allem, was ihre und meine Nation im Fache ſchöner Literatur aufzuweiſen hatten, kehrte ſie ſich nicht viel an die ſtrengere Sitte des Volkes, zu dem ſie jetzt gehörte, und eröffnete in ihrem Hauſe glänzende, gemiſchte Geſellſchaften, wo ſich Alles, dem Geburt oder Rang den Zutritt verſtatteten, und was auf Geiſtesbildung Anſpruch machte, verſammelte. Es ſtand nicht lange an, ſo wurde auch ich aufgefordert, mich bey der Herzoginn einführen zu laſſen. Sie hatte von mir gehört, ſie hatte einige meiner Gedichte geleſen, und ließ mir ſagen, ſie würde nicht glauben, einheimiſch in der Spaniſchen ſchönen Literatur zu ſeyn, wenn ihr die hoffnungsvollſte Blume derſelben unbekannt wäre.

Ich hatte ſo viel von der Schönheit und Artigkeit der Herzoginn, von den Cirkeln, die ſich bey ihr einfanden, von dem höchſt gebildeten Ton, der in ihrem Hauſe herrſchte, gehört, und dieſe Frau ließ mich, einen Jüngling, der an Geburt und Stand ſo weit unter ihr ſtand, der es kaum hätte wagen dürfen, ſeine Augen zu ihr zu erheben, mit ſo gütiger Aufforderung um meine Bekanntſchaft erſuchen! Ich war ganz trunken vor Freude, erzählte meinen Ältern mein

Glück, kleidete mich an dem zur Vorstellung bestimmten Tag zum ersten Mahle in meinem Leben mit großer Sorgfalt, ließ meines Vaters beste Equipage anspannen, die mir immer noch nicht elegant genug war, und fuhr mit strahlenden Blicken nebst dem jungen Grafen von Elquizar, der mich dort vorstellen sollte, in das Gartenhaus, das der Herzog bewohnte.

Es war ein milder, klarer Frühlingstag. Goldner Schein lag über der Gegend, eben so gestaltete sich die Welt um mich und in mir, und ich werde des Eindruckes, den mir dieser Abend machte, nie vergessen; denn er war auf gewisse Art entscheidend für mein ganzes Leben.

Wir traten in einen mit Geschmack angelegten Garten, in welchem buntfarbige Blumen auf Beeten und Gebüschen die süßesten Düfte verhauchten und die laue Luft mit Balsam erfüllten. Am Ende einer mit dem schönsten Grün bedeckten Wiese, unter dem Schatten einiger Palmen, die ihre langen Blätter majestätisch in den leisen Abendlüften bewegten, saß auf einer von auserlesenen Blumen umgebenen Rasenbank die Herzoginn, von einigen Frauen umringt. Die Schönheit der meisten unter ihnen, der geschmackvolle Anzug, die Lieblichkeit des Abends,

der Umgebungen, Alles trug bey, den zauberhaften Eindruck zu vermehren, deſſen mein aufgeregtes Gemüth nur zu empfänglich war. Der Sinn ſo mancher unſerer alten Romanzen von den mauriſchen Schönen und den chriſtlichen Rittern in ihren bezauberten Gärten von Generalif und Alhamra wachte in mir auf, und Manches, was früher ſpurlos an mir vorüber geglitten war, wurde mir auf einmahl hell und bedeutend.

Meine Eitelkeit wurde auf alle Art angeregt. Man behandelte mich mit Auszeichnung, man zeigte großes Vergnügen an meiner Unterhaltung, das Geſpräch kam bald auf meine Gedichte. Die Herzoginn hatte viele geleſen, ich mußte andere, die ihr noch nicht bekannt waren, declamiren. Ich ſaß den Frauen gegenüber, die Sonne war bereits geſunken, eine leichte Dämmerung überſchleyerte die Gegenſtände um uns, und verdeckte das zu Blendende ihrer Farben und Geſtalten, im nahen Roſengebüſch flötete die Nachtigall. Ich ſagte eines meiner, wie ich glaubte, beſten Gedichte, eine Elegie am Grabmahl der Scipionen her, deſſen Gegenſtand die Vergänglichkeit aller menſchlichen Größe war. Kein Laut unterbrach die aufmerkſame Stille, mein Auge ſchweifte von einer reizenden Geſtalt

zur andern, und blieb endlich auf einer haften, die ich bisher weniger beachtet hatte, weil sie sich durch nichts vor den andern auszeichnete. Aber jetzt fiel mir ein großes, dunkles Auge, das sich mit feuchtem Glanz, in welchem der letzte Tagesstrahl spielte, zum Himmel empor richtete, eine Haltung, die sonst stolz war, und nur jetzt, vom Gefühl ergriffen, in sich zusammengesunken schien, und edle, wahrhaft römische Formen des Gesichts, auf. Unwillkührlich verweilte mein Blick auf ihr, und bey einer Stelle, wo sich die Betrachtung von der Vergänglichkeit des Irdischen zur ewig bleibenden Schönheit der Tugend erhob, wendete sich jenes dunkle Auge langsam auf mich, blieb mit unbeschreiblichem Ausdruck einen Moment auf mir ruhen, und sank dann, wie das meine ihm begegnete, schnell zu Boden, indem eine flüchtige Purpurgluth die edlen Züge überflog.

Mir ward seltsam zu Muthe, meine Stimme stockte — ich hatte den nächsten Vers vergessen. Jetzt hob sich das schöne Auge von Neuem — und nun — war es um meine ganze Besinnung geschehen. Ich wußte so wenig mehr von dem Ausgang des Gedichts, als ob ich es in meinem Leben nicht gesehen hätte. Die Übrigen merkten

mein Stocken, man sah mich an. Dieß vermehrte meine Verlegenheit, ich errathete, ich strebte vergebens, mir den Schluß der Elegie zu vergegenwärtigen, mein Gedächtniß war in jenen beyden Blicken der dunkeln Augen untergegangen, und ich mußte mit Beschämung sagen, daß ich's nicht weiter wisse.

Man lachte mit leichten Scherzen über mich, Alles vereinigte sich in tändelnden Spöttereyen über meine Zerstreuung — nur jene Gestalt nicht. Sie schien, wie im Bewußtseyn ihrer Mitschuld, zu schweigen, und ein unendlich süßes Gefühl beschlich mich in diesem Augenblick, denn wir hatten etwas Gemeinschaftliches, wir hatten ein Geheimniß, das die Andern nicht verstanden.

Der Rest des Abends verging bey einer herrlichen Collation, die auf der weit umschauenden Terrasse des Pallastes aufgetragen wurde. Köstliche Früchte in schöngeformten silbernen Schalen, die ausgesuchtesten Weine in englischem Krystallglas perlend, sinnreicher Scherz und Fröhlichkeit, welche die Tafel umkreiseten, machten das Mahl zu einem Götterfest. Elquizar, der, wie ich längst geahnet hatte, der Herzoginn nicht ohne Glück den Hof machte, und jetzt an ihrer Seite saß, schwamm in Vergnügen; nur ich

konnte die allgemeine Luſt nicht ſo theilen, wie ich dieß an den Andern ſah, und vielleicht war ich doch der Glücklichſte von Allen. Eine neue, mir bisher unbekannte Empfindung hatte ſich in mir entzündet, und Alles um mich her und in mir gewann im Wiederſchein dieſes Lichtes eine andere Farbe.

Auch trug es etwas zur Störung meines Vergnügens bey, daß der Gegenſtand dieſes neuen Gefühls von mir entfernt ſaß, und es mir unmöglich wurde, mich mit ihr zu unterreden, ja, kaum ihre Stimme zu hören. Dennoch drang zuweilen ein Silberlaut zu mir herüber, und meine Seele war in meinen Augen und Ohren. Ich war zerſtreut, einſylbig, man bemerkte die Veränderung meiner Laune, Elquizar neckte mich damit, die Damen miſchten ſich in's Geſpräch, nur meine Unbekannte ſchwieg. Aber wenn ſie zuweilen das große, dunkle Auge unter dem Schatten langer Wimpern langſam zu mir aufhob, und, was ich ſagte, freundlich und aufmerkſam zu vernehmen ſchien, dann war es auch, als öffnete ſich mir der Himmel. Die Herzoginn entſchied endlich, daß man es mit Dichtern nicht ſo genau nehmen, und ſich immer beſcheiden müſſe, wenn ſie kleine Geiſtesabweſenheiten hät-

ten, und indeß wir ſie mit uns oder ihren Umgebungen beſchäftigt glaubten, mit ihren Gedanken in irgend einem andern Stern, oder einer Zauberwelt geweſen wären. Man gab ihr Beyfall, man fragte mich, an was ich denn eben gedacht, welche Götterbilder mir vorgeſchwebt hätten? Ich erröthete, ich wollte etwas ſagen, das weder ungeſchickt noch verrätheriſch ſeyn ſollte. In dem Augenblick fiel der Blick der Unbekannten auf mich, eine Purpurgluth überzog auch ihre Wangen, ich ſelbſt erröthete noch mehr. Ich glaubte mein Geheimniß entdeckt, ich verwirrte mich in meinen Reden, man lächelte, man ſcherzte über mich. Das war das zweyte Mahl an demſelben Abend, wo meine Neuheit mich in eine große Verwirrung brachte; aber doch lag eine Süßigkeit in dieſer Verwirrung und ein ſo beglückendes Gefühl in dem Gedanken, daß auch ſie meine Verlegenheit getheilt habe, daß ich ſehr vergnügt aus der Geſellſchaft ſchied, und Elquizar's Spöttereyen, womit er den Neuling im Umgang mit der vornehmen Welt bey'm Nachhauſegehen nicht ſchonte, geduldig anhörte.

Von ihm erfuhr ich, daß meine Unbekannte Gräfinn Claudia von Luna heiße, daß ſie Er-

binn eines bedeutenden Vermögens, eines berühmten Nahmens, seit mehreren Jahren Waise und völlige Herrinn ihrer Hand, aber auch im Rufe eines großen Stolzes oder natürlicher Kälte sey, die sie bey Schönheit und Reichthum ihr drey und zwanzigstes Jahr noch unvermählt hatten erreichen lassen. Übrigens wäre sie eine der gebildetsten Damen von Sevilla, und im Gesang und auf der Laute eine der ersten Künstlerinnen.

Ich wußte genug — genug für meine Liebe, viel zu viel für meine Hoffnungen. Sie waren ganz und gar niedergeschlagen. Wie konnte ich, freylich ein Edelmann, aber vom Mittelstand, ohne Glanz, ohne Ansehen, als das, was der Ruf meines Vaters und ein aufblühendes Talent mir gab, meine Augen zu der Tochter eines der ersten Granden erheben, zu der gefeyerten Schönheit, der bis jetzt so Viele, die ihrem Stand und Vermögen gleich waren, nicht genügt hatten?

Ich kam sehr unglücklich nach Hause. Welche plötzliche, welche umfassende Veränderungen waren seit wenigen Stunden in meinem Innersten vorgegangen? Ich hatte die süßeste Befriedigung meiner Eitelkeit genossen, ein unbekanntes, allmächtiges Gefühl kennen gelernt, mich auf den

Fittigen befriedigten Stolzes und ſüßer Hoffnung in den Himmel erhoben, und war nun herabgeſtürzt aus allen meinen Zauberwelten, von der rauhen Wirklichkeit geweckt, und zur Erkenntniß meines Nichts und der Unzulänglichkeit alles deſſen, was mir eine Stunde vorher glänzend geſchienen hatte, gebracht worden.

Mein jugendlicher Lebensmuth war gebrochen. Ich liebte, und liebte hoffnungslos. Aber, was den Jüngling niederſchlug, erhob den Dichter. Meine Leyer tönte neue, bisher nicht verſuchte Lieder, die Klagen ſchüchterner, unerwiederter Liebe, die Schwärmereyen zärtlicher Verzweiflung. Ganz Sevilla erſtaunte, den jungen Cato, wie man mich bisher im Scherz genannt hatte, von Liebe ſingen und aus ſeinen Liedern ein Gefühl wiederhallen zu hören, das ihm bis jetzt ganz fremd geblieben war.

Doch es war ſo, und meine dichteriſchen Arbeiten verloren nichts dadurch, vielmehr erhielten ſie weit allgemeineren und lebhafteren Beyfall. Die Tonkünſtler gaben ſich Mühe, die Texte, die nun durch tiefes, wahres Gefühl ſich unter ihr Gebieth reiheten, mit den ſchmelzendſten Melodien zu begleiten; einige von dieſen Liedern ſang ganz Sevilla bey Serenaden, und

mancher zärtliche und glücklichere Liebhaber hauchte in meinen Worten sein Gefühl vor dem Balkon seiner Schönen aus. Niemand aber kannte den Gegenstand meiner eben so treuen als unglücklichen Zärtlichkeit, ja es lag eine Art von Triumph für mich darin, daß Niemand ahnen konnte, welche Gottheit in diesen vielberühmten Gesängen gefeyert wurde. Aus dieser Ursache ließ ich bey manchen, die deutlicheren Bezug auf die Art hatten, wie ich Donna Claudia kennen gelernt, meinen Nahmen gar nicht nennen, und sie liefen in der Stadt umher, ohne daß man den Sänger kannte. Nur sie — sie hätte es wissen, oder doch vermuthen können! dachte ich oft in meinen trüben Stunden. Hatte sie jene Blicke nicht gesehen und zu verstehen geschienen? Hatte sie in jenen unvergeßlichen Momenten nicht meine Verwirrung getheilt? Und doch seit jenem Abend — es waren Wochen darüber hingegangen, und ich hatte sie bey mehreren Besuchen, die ich in der Herzoginn Pallast abstattete, nicht getroffen — seit jenem Abend voll Bedeutung und tiefster Anregung, keine Spur ihres Andenkens! Ich war vergessen — es war klar. Die Herrinn im Sonnenglanze ihrer Geburt, ihres Reichthums, ihrer Reize und Talente war über

den blöden Dichter zu weit erhaben. Der Eindruck, den ich auf sie gemacht zu haben mir in thörichter Verblendung einen Augenblick geschmeichelt hatte, war nichts, als das flüchtige Bild einer gesellschaftlichen frohen Stunde und einer vorübergehenden angenehmen Erscheinung.

So trug ich mein Leid im Stillen mit mir herum, wenig achtend auf die Auszeichnungen, die mir hier und dort wurden, und nur mit Unmuth den Zwang fühlend, den mir manche Einladung, und noch mehr manche Aufforderung auferlegte, dieß oder jenes bey Gelegenheiten, die mich so gar nicht ansprachen, zu dichten. Indessen war Vieles nicht zu vermeiden, wozu mich meine frühere, eitle Lust an derley Dingen verbindlich gemacht hatte, und so mußte ich einer Einladung in das Haus des Präsidenten folgen, bey dessen Tribunal ich angestellt war.

Diese Auszeichnung von einem so stolzen Mann, die keinem seiner jüngern Untergebenen widerfahren war, wurde mir von den Meisten beneidet, so wenig sie in der damahligen Stimmung meiner Seele nach meinem Wunsche war. Ich mußte mich sehr reich kleiden und aussehen, als ob ich über die Ehre entzückt wäre. Diese Heucheley, dieses Clientenaussehen, welches mir

dadurch aufgedrungen wurde, war mir sehr ärgerlich, und so trat ich mit mißmuthiger Miene und so spät als möglich in die hellerleuchteten Säle. Es war große Gesellschaft, an vielen Tischen wurde gespielt, der Präsident empfing mich huldreich, stellte mich seiner Frau vor und führte mich in einen andern Salon, wo die jüngere Welt um ein Clavier versammelt war, und eine Dame so eben zur meisterlich gespielten Laute ein Lied sang, das ich sogleich für eines der meinigen, deren geheimer Gegenstand Donna Claudia war, erkannte. Stelle dir aber meine Bestürzung, meine gänzliche Betäubung vor, als am Schlusse des Liedes, das bis auf einige Tacte zu Ende war, wie ich eintrat, die Sängerinn sich umwandte, und ich Donna Claudia selbst vor mir sah! Ihr konnte die Bestürzung, die ihr Anblick über mein ganzes Wesen verbreitete, nicht unbemerkt bleiben. Aber auch sie schien mir nicht unbefangen; doch grüßte sie mich artig, wie einen werthen Bekannten, und stellte mich einigen ihrer Freundinnen mit so viel sichtbarer Freude, so holder Auszeichnung vor, daß ich vor Seligkeit kaum wußte, wie mir geschah und was ich sagte. Es muß indessen nichts Thörichtes noch Unbedeutendes gewesen seyn, denn Gräfinn

Luna sowohl als der ganze Kreis von Mädchen und jungen Frauen begegnete mir mit sichtlicher Achtung, und man zog mich gleich mitten in's Interesse der Unterhaltung. Man fragte mich, ob ich auch musikalisch sey und ob ich die Lieder kenne, deren Donna Claudia so eben Eines gesungen? Ich fühlte, daß eine glühende Röthe meine Wangen überzog, und Claudia's Blick heftete sich mit wunderbarer Erwartung auf mich. Das Lied ist von mir, sagte ich endlich, nicht ohne Verwirrung; denn es enthielt Erinnerungen und Anspielungen auf jenen unvergeßlichen Abend, und, wenn Donna Claudia sie verstand, ein förmliches Geständniß meiner Liebe für sie. Ihr großes Auge flammte, und sank dann mit lieblicher Verwirrung zu Boden. Kurz, um dich nicht mit langem Irren durch die oft wiederhohlten und dir auch nicht unbekannten Gänge gewöhnlicher Liebesgeschichten, durch alle ihre Seligkeiten und Verzweiflungen durchzuführen, die schöne Gräfinn wußte von diesem Augenblicke an meine Liebe, die sie, wie sie mir selbst nachher in süßen Stunden bey traulichem Gespräch eingestand, am ersten Abende, wo wir uns kennen lernten, geahnet hatte; sie wußte sie, und zürnte nicht darüber. Vielmehr bekam ich nun Gelegenheit,

ſie öfter vor Leuten und zuweilen auch in geheim zu ſehen. Ich erfuhr, was mich in die Freuden der Himmel entzückte, daß ſie mir ſehr geneigt war, und daß nur die Furcht vor dem Gerede der Welt ſie abhielte, bey der Ungleichheit unſerer Verhältniſſe meine Huldigungen öffentlich anzunehmen. Geheimniß und Zurückhaltung war Alles, was ſie von mir für das Geſtändniß ihrer Liebe und für die Hoffnung verlangte, einſt auch durch heilige Bande mein zu werden, wenn es ihr gelänge, einen mütterlichen Oheim, der ſie erzogen, und dem ſie viel Dank ſchuldig war, nach und nach mit unſern Gefühlen und Wünſchen bekannt zu machen.

Wer war glücklicher als ich! Eine neue Welt ging mir auf, in ihr ſtrahlte die Liebe und Claudia's Bild wie die Sonne, alle Gegenſtände verſchönernd und verklärend. Ein friſches Leben ſchwellte meine Bruſt, der glückliche Sänger ſtrömte in feurigen Liedern, in wunderbaren und zärtlichen Romanzen die Gluth ſeines Innern aus, und Claudia ſah auf tauſenderley Weiſe ihre Reize gefeyert, hörte die Lieder, die ihre Schönheit prieſen, von ganz Sevilla, ja von ganz Spanien wiederhohlen. Zwar durfte dieß nicht ſo geſchehen, daß unſer Verſtändniß der

Welt kund geworden wäre; aber daß Don Luis de Verunna, der junge Dichter, den ganz Spanien liebte und achtete, für sie seufze, daß sie der Gegenstand seiner, wenn auch unerwiederten Liebe sey, das durfte man vermuthen, und so dauerte unser geheimes Verhältniß, mir zur Lust und ihr zum Triumph, einige Monathe ungestört fort.

Bey der Herzoginn, deren offenes, von Gelehrten, Künstlern und geistvollen schönen Frauen vielbesuchtes Haus die beste Gelegenheit dazu both, sahen wir uns oft und ohne Zwang. Hier las ich meine meisten Gedichte vor; diesen kleinen Kreis gebildeter Seelen wünschte und wählte ich zu meinen Richtern. Ich hätte die Herzoginn gern überredet, eine Art von Corte d'amor zu stiften und die Gaya Sciencia recht ordentlich, wie in den Zeiten der Provenzalen und Troubadours vor ihrem Richterstuhl verhandeln zu lassen. Mein Herz war so froh, meine Sinne so offen, und in dieser Freudigkeit gewahrte meine von Jugend, Eitelkeit und Liebe geblendete Seele nicht, wie schon überall Neid, Mißgunst, Klatschereyen sich gegen mich zu erheben anfingen. Hatte ich doch den Leuten nichts Übels gewollt, hatte ich doch willig jedes fremde Ver-

dienſt erkannt und oft beygetragen, eines geltend zu machen, das ſich für ſich allein nicht Platz machen konnte! Warum ſollte man mich haſſen? Warum ſollte, was mir Gutes wiederfuhr, nicht mir ſelbſt gelten?

Eine kleine Demüthigung erfuhr ich in dieſer Zeit, indem ich bald nach jener überraſchenden Einladung zu dem Präſidenten von ſeinem Secretär erſucht wurde, ein Schauſpiel für ſeine Kinder zu dichten, das an ſeinem Geburtstage aufgeführt werden ſollte. Darum alſo war mir jene Ehre geworden! Das war der Grund einer Auszeichnung, die mir den Neid ſo manches Collegen zuwege gebracht hatte! Man hatte mir geſchmeichelt, weil man Etwas von mir wollte. Gekränkte Eitelkeit! Zerſtörte Täuſchung! Es ſchlug mich in etwas nieder, es machte mir obendrein eine verdrießliche Mühe; doch ich konnte es nicht verſagen, und war zu glücklich, um mich davon verſtimmen zu laſſen. Das war der Anfang. Nach und nach zeigten ſich mehr dunkle Seiten meines Schickſals und der liebliche Sonnenſchein meines Glücks wurde durch manchen trüben Nebel entſtellt. Ich fühlte deutlich, wie Scheelſucht und Bosheit mir Hinderniſſe in den Weg legten, wie man mir

auflauerte, meine Handlungen mißdeutete, meine Arbeiten herunterzusetzen, mich selbst zu verlästern suchte. Sogar unter meinen Jugendfreunden erkalteten mir einige Herzen, die es nicht vermochten, neben dem mehr gesuchten Gefährten in unbeachteter Dämmerung hinzuschreiten, und der heftigste Tadel, oder wenigstens die geringste Meinung kam mir meist von Seite derjenigen, die ich, weil ich ihnen herzlich gut war, für die entschiedensten, ja partheyischsten Freunde meiner Muse gehalten hatte. Das war von ihrer Seite gekränkte Eitelkeit, auf der meinigen wurde eine liebliche Täuschung zerstört.

Aber es war mir noch viel Schmerzlicheres vorbehalten. Der Herzoginn Bruder, ein Marquis d'Abbeville, wurde seit einiger Zeit erwartet. Der Ruf verkündete ihn als einen jungen, höchst interessanten Mann, der mit allen Vorzügen der Geburt, der Schönheit und des Reichthums einen mehr als gewöhnlichen Grad von Kunstfertigkeit in der Musik und Mahlerey besitzen, und sich überhaupt vor allen jungen Cavalieren vortheilhaft auszeichnen sollte. Es war an einem der fröhlichen Abende bey der Herzoginn, wo eine nicht zahlreiche, aber gewählte Gesellschaft sich in ihrem Garten versammelt hatte.

Die Gräfinn von Luna war gegenwärtig, und ich Glücklicher saß neben ihr, hörte sie mit ihrer Silberstimme sprechen, und verstand allein manche Beziehung, die in ihren sinnvollen Worten lag und die auf unser geheimes Verhältniß zielte. Da entstand im Pallaste Bewegung, die Diener liefen hin und her, und plötzlich trat ein Mann in den Garten, auf den die Herzoginn mit dem Freudengeschrey: Mein Bruder! Mein geliebter Bruder! zueilte. Sie führte ihn sogleich zu uns. Es war ein schöner Mann von etwa dreyßig Jahren, mittelmäßig groß, stark, blühend. Aus dem feingeformten, lebendigen Gesichte strahlte ein Paar feuriger Augen, die wie Blitze von einem Gegenstand zum andern zuckten, jeden zu durchdringen und bey keinem zu verweilen schienen. Er wußte, daß er schön war und gefiel. Das sprach sich in der Sicherheit seines Benehmens und in dem Ton aus, den er gegen die Damen annahm. Sehr schnell kam die Rede auf seine Talente. Er sprach mit jener hinwerfenden Gleichgültigkeit davon, die das Genie characterisiren sollte. Man ging in den Saal, um ihn am Pianoforte Französische Lieder singen zu hören. Seine Stimme war schön, rührend sogar, sein Vortrag etwas geziert, die Melodien echt

französisch. Doch machte die Art, wie er sang, und vor Allem der Wohllaut seiner Kehle, daß man sie für Meisterstücke hielt. Die Musik war von ihm; das ließ er mehr errathen, als wissen. Er erfuhr, daß Donna Claudia sänge und die Laute spiele. Nun ruhete er nicht, bis er sie gehört hatte. Sie trug einige Italienische Canzonetten mit viel Lieblichkeit und Geschmack vor. Der Marquis schien bezaubert. Nun forderte die Herzoginn eines meiner Lieder. Mir war das sehr unangenehm, ich wußte nicht recht, warum, aber ich konnte es nicht hindern. Es war eine meiner gelungensten Romanzen, die Gräfinn sang sie meisterlich, der Marquis gerieth in Entzücken über ihren Vortrag; des Textes wurde nicht erwähnt, obwohl der Marquis Spanisch verstand, und man ihm gesagt hatte, wer der Dichter wäre. Meine Eitelkeit war gekränkt, doch ich betrachtete den Marquis als einen Gecken, wie sie damahls häufig über die Pyrenäen zu uns kamen, und rächte mich durch Nichtachtung wegen seiner Gleichgültigkeit.

Der ganze Abend und der Marquis sammt seinen Anmaßungen wurden indeß bald von mir vergessen. Wir begegneten uns nicht mehr, und ich weiß noch nicht, war es die Herzoginn, oder

Donna Claudia, welche zwey Männer, die nicht wohl neben einander ſtehen konnten, klug von einander zu halten verſtand. Ich war noch ſtets glücklich in Claudia's Liebe, und harrte ſtill der Zeit entgegen, wo es ihrer treuen Zärtlichkeit gelungen haben würde, die Einwilligung des Oheims zu ihrer Verbindung mit einem Manne zu erhalten, der ihr zwar keine ebenmäßige Geburt, aber einen geachteten Nahmen, einen unbeſcholtenen Character und ein bedeutendes Vermögen anzubiethen hatte. So ſchien mir die Schale unſeres Werthes nicht ſo ganz ungleich zu ſtehen, und ich ertrug immer unwilliger die Heimlichkeit, zu der ſie meine Leidenſchaft verdammte.

Der Marquis war vorher in Madrid geweſen. Wir hörten von dem blendenden Erfolg, den ſeine Erſcheinung überall hatte, daß der König und beſonders die Königinn ihn auszeichneten, und der Friedensfürſt ihn mit unruhigen Augen zu betrachten angefangen hatte. Hier hatte nicht bloß ſein muſicaliſches Talent Aufſehen gemacht, er war als Kunſtkenner in der Mahlerey, ja, als einer der glücklichſten Dilettanten aufgetreten. Er hatte die Ehre gehabt, die beyden Majeſtäten zu mahlen, und wer vom beſten Ton

und der höchſten Eleganz ſeyn wollte, mußte eine Zeichnung, ein Blättchen von der Hand des hohen Künſtlers beſitzen, oder gar von ihm in Miniatur gemahlt worden ſeyn.

Hier in Sevilla begann bald dasſelbe Spiel. Abbeville wurde der Mann des Tages. Alle Geſellſchaften ſtritten ſich um ihn, er hätte den Einladungen, die ihm gemacht wurden, nicht genügen können, und wenn ſeine Tage gleich jener Nacht, die Herkules das Daſeyn gab, um's dreyfache wären verlängert worden. Auch erſchien er jetzt oft bey ſeiner Schweſter, und war vorzüglich um Donna Claudia beſchäftigt.

Ich ſah das wohl, aber eine nähere Kenntniß des Marquis hatte mich bald überzeugt, daß all' ſein Thun Flitter und ihm nur daran gelegen war, Aufſehen zu erregen. Ja, ich war durch zufällige Umſtände dahinter gekommen, daß bey Weitem nicht Alles, was er für ſeine Arbeit ausgab, wirklich von ihm herrühre, und daß er im Grunde in jeder Hinſicht ein mittelmäßiges Geſchöpf war. So glaubte ich ihn nicht fürchten zu dürfen; denn ich war von Claudia's uneigennütziger Liebe zu mir überzeugt, und der Gedanke, daß ja nichts als das Bewußtſeyn der vollkommenen Übereinſtimmung unſerer Gemüther ſie

vermocht haben konnte, ſich bey der Verbindung mit mir über ſo Manches hinauszuſetzen, endlich die Achtung für ihren Character, dem ich mit jedem Zweifel ein unverzeihliches Unrecht zu thun glaubte, ſchlug jede eiferſüchtige Aufwallung nieder, und hieß mich über Vieles, was mir nach und nach auffiel, mit ſchonendem Schweigen hinweggehen. Du ſiehſt, lieber Freund, daß ich noch ſehr jung, ſehr unſchuldig, ſehr verliebt und ganz neu in der Welt war.

Allmählich indeß wurden dieſe Gelegenheiten häufiger, der Marquis wendete ſich auffallender an Claudien, ſie nahm ſeine Huldigungen mit ſichtbarem Wohlgefallen auf, es kam mir ſogar vor, als ob meine Gegenwart ſie drücke, als ob ſie manchmahl eine Veranlaſſung herbeyzuführen gewußt hätte, die mich von den Abenden bey der Herzoginn abhielt, und auch unſeren heimlichen Zuſammenkünften legte ſich bald dort, bald da ein Hinderniß in den Weg, ſo, daß ſie immer ſeltner Statt hatten.

Jetzt war es mir nicht mehr möglich, das Alles gelaſſen zu ertragen, und obwohl mein Stolz mich abhielt, Claudien Vorwürfe zu machen, hatten jene Bemerkungen doch Einfluß auf mein Benehmen gegen ſie, und ich erwartete,

daß ſie dieſe Veränderung bemerken ſollte. Aber ſie blieb ſich gleich, zärtlich, wenn ſie ſich unbemerkt wußte, vor der Welt freundlich und achtungsvoll, und während deſſen ſchienen der Marquis und ſie ſich immer näher zu kommen. Es liefen Romanzen, Sonette, Madrigale herum, die er, von ihren Reizen entzückt, für ſie gedichtet und in Muſik geſetzt hatte. Für ſie hatte er eine Reihe Anſichten aus den Pyrenäen gezeichnet, und ſie ſollten, mit ihrem Nahmen geſchmückt, nächſtens in London geſtochen werden. Man ſprach in Sevilla ziemlich laut von dieſem neuen Verhältniſſe, und ich hielt es nicht länger für anſtändig, dazu zu ſchweigen.

Offen und gerade ſtellte ich Claudien zur Rede. Sie ſchien erſtaunt über meine Vorwürfe, ſie wußte ſich über Alles zu rechtfertigen, von Allem mir voll genügende Urſache anzugeben. Ich mußte verſtummen — und wer, der geliebt hat, wird es mir verdenken, wenn ich ihr glaubte, wenn heiße Liebe und jugendliche Eitelkeit mich überredeten, für wahr zu halten, was ich, ohne zu verzweifeln, nicht verwerfen konnte? Ach, die ſüße Beruhigung währte nicht lange. Meine Zweifel erhoben ſich wieder, ſie wußte neue Gründe, ſie zu ſtillen. So ſchleppte ſich

unſer Verhältniß noch einen Monath hin, als eines Tages mein Vater, dem ich wohl nie ein Geheimniß aus meiner Liebe für die Gräfinn, aber wohl auf ihr Geheiß aus ihrer Neigung für mich gemacht hatte, mit jener Miene nach Hauſe kam, die ich an ihm kannte, wenn ihm etwas Unangenehmes widerfahren war, oder er uns dergleichen anzukündigen hatte. Er rief die Mutter bey Seite. Sie ſprachen lange und angelegen. Endlich wurde ich gerufen, und nach einigen einleitenden Redensarten wurde ich befragt, ob ich ſchon die Neuigkeit gehört habe, die eben heute bey dem Gouverneur als vollkommen gewiß bekannt gemacht wurde, nähmlich, die Vermählung zwiſchen dem Bruder der Herzoginn, Marquis von Abbeville und der Gräfinn von Luna.

Ich erſtarrte, und wußte einige Augenblicke nicht, wie mir geſchah. Mein Äußeres mußte die Zeichen völliger Ohnmacht an ſich tragen; denn ich fühlte, wie mein Vater ſeinen Arm um mich ſchlug, die Mutter einen Stuhl herbeyzog, und Beyde ſich bemühten, mich in's Bewußtſeyn zurückzurufen. Ich mußte eine Weile geſchehen laſſen, was ich zu hindern unfähig war; aber wie meine Beſinnung und Sprache wiederkamen, ſtand ich, noch ſchwankend, auf, drückte

meiner Ältern Hände zitternd an meine Bruſt, ſagte leiſe: Laſſen Sie mir Zeit! und verließ das Zimmer.

Nach einigen Stunden ward ich mir meiner ſelbſt wieder bewußt. Ich lag auf meinem Bette, es war gegen Abend, meine gute Mutter ſtand weinend an meiner Seite. Mein Gott, Luis! ſagte ſie: Welche Angſt haſt du mir gemacht! Sie erzählte mir, daß bald darauf, nachdem ich von ihr weggegangen, mein Bedienter ſie gerufen habe, weil ich in völliger Geiſtesabweſenheit, ohne ihn, oder irgend etwas um mich zu erkennen, auf meinem Bette gelegen, und nur zuweilen unzuſammenhängende Worte mit furchtbarem Tone hervorgeſtoſſen hätte. So hätte der Zuſtand eine Weile gewährt, dann ſey ich ſtill geworden und in eine Art von Betäubung verfallen, während der ſie mit höchſter Angſt mich beobachtet und mein Erwachen erwartet habe.

Ich fühlte mich unbeſchreiblich matt. Ich war mir bewußt; aber Gedanken und Gefühle gingen undeutlich und wie hinter einem trüben Schleyer im Hintergrunde meiner Seele vorüber. Noch jetzt iſt mir dieſer Zuſtand ſehr deutlich im Gedächtniſſe, er war der Vorbothe einer langen und ſchweren Krankheit, die zwiſchen gänzlicher

Erſchöpfung und Geiſtesabweſenheit wechſelte. Je heißer ich geliebt, je unbedingter ich vertraut hatte, je tiefer war mein Innerſtes zerriſſen. Ich litt viel. Meine Eitelkeit, meine Unbeſonnenheit hatten dieſe Züchtigung verdient; aber daß ich meinen theuern Ältern ſo viel Kummer machte, das quälte mich damahls und erfüllt mich jetzt noch mit Wehmuth, wenn ich mir die zärtliche Angſt, die ſorgliche Pflege denke, mit der ſie Beyde über mir wachten.

Endlich genas ich langſam. Meine thörichte Leidenſchaft für Claudien war in dem Bewußtſeyn ihrer Falſchheit und den Leiden meiner langen Krankheit untergegangen, und Alles, was ich jetzt mit unverblendetem, ja, mit durch Unmuth geſchärftem Blicke fand, wenn ich über unſer Verhältniß, ſeinen Anfang und Fortgang nachdachte, Alles, was ich von Andern über Donna Claudia und ihre Heirath hörte, zeigte mir deutlich, daß nie meine Art zu denken und zu fühlen, ſondern bloß mein Ruf als beliebter Dichter ihre Aufmerkſamkeit und dann den Vorſatz in ihr erregt hatte, meine Huldigungen anzunehmen und durch meine Liebe zu glänzen. Mit einem Worte, es war ihre Eitelkeit geweſen, die mich ihr wichtig, und den Jüngling, auf

den die Augen ſeiner Vaterſtadt ſahen, auch in den ihrigen liebenswürdig gemacht hatte. Es ſchmeichelte ihr, durch meine Geſänge gefeyert und als Gegenſtand der Liebe eines hoffnungsvollen Dichters ebenfalls genannt und gerühmt zu werden. Doch hatte ſie ſich klug ihre Freyheit zu bewahren und ſich vor jeder nachtheiligen Verpflichtung gegen mich zu hüthen gewußt. Jetzt erſchien der Marquis. Dieſer Verehrer war, wo nicht beſſer, doch noch glänzender, ihre Eitelkeit fand ihre Rechnung noch viel mehr dabey, und es war mir ein Beweis der Oberflächlichkeit ihres Weſens, daß ſie die Flitterkünſte dieſes Menſchen nicht für das, was ſie waren, erkannt, und ſich vom Scheine hatte hinreißen laſſen.

Der ſchöne Traum meiner erſten, reinen Liebe zu einem edlen, ſchönen Mädchen, das im Sonnenglanze der Tugend und Schönheit, wie ein Bild aus himmliſchen Höhen, verklärt vor mir geſtanden hatte, zerrann, meine Eitelkeit ſenkte den verbrannten Fittig, ich war tief, tief gedemüthigt, und theils dieß unangenehme Gefühl, theils körperliche Verſtimmung machten mir lange Zeit ſelbſt die Beſchäftigung mit den Muſen widrig.

Was mir das erste frohe Gefühl gab, war die Nachricht, daß Donna Claudia während meiner langen Krankheit ihre Vermählung vollzogen habe, und mit ihrem Gemahl nach Paris gegangen sey. So war ich doch sicher, ihr nicht mehr zu begegnen, und ich konnte nun mit freyem Muthe daran denken, dem Rath meines Arztes zu folgen, der mir auszugehen und mich zu zerstreuen befahl.

Ich that das Erste; vom Zweyten konnte keine Rede seyn. Mein Schmerz begleitete mich allenthalben, die Erinnerung an meine Verblendung verließ mich nicht, und würde sich im Geräusche der grossen Welt, wo Alles mir jene Auftritte zurückrufen mußte, nur geschärft haben. Ich blieb unter meinen Kameraden, ich besuchte ihre Gesellschaften, ihre Clubbs, in denen eben damahls die ersten Ideen von Freyheit, Menschenrecht und constitutioneller Verfassung sich zu regen anfingen, die uns, wie der Marquis, von Paris zugekommen waren. Alle helleren Köpfe, alle aufstrebenden Gemüther glühten davon auf. Ich hätte kein Dichter seyn, keine so erregbare Phantasie besitzen müssen, wenn nicht auch mich die Schönheit dieser Ideen gereizt hätte. Ich sah eine neugestaltete Zukunft vor mir, ei-

nen Zuſtand der bürgerlichen Geſellſchaft, eine Veredlung des Menſchengeſchlechts, die meiner jugendlichen Phantaſie mit eben dem Sonnenglanz, wie früher das Bild der Geliebten, vorſchwebte. Ich umfaßte auch dieß mit glühender Liebe und warmem Herzen. Ihm wollte ich, da jenes mir entſchwebt war, alle meine Kräfte weihen. Bald machte meine Begeiſterung ſich Raum in dem Schwarm meiner Kameraden, bald ſahen ihre Augen nur auf den Sänger, der mit hinreißender Wärme und dem Zauber der Muſen ſeine Gemählde von dem künftigen Zuſtand der Menſchheit entwarf, und mit unbeſorgter Kühnheit alle Berge ebnete, alle Klüfte ausfüllte, die ſich uns auf unſerem Wege zum glänzenden Ziele entgegen ſetzen konnten. Ich ſtand an der Spitze, ich hielt ihnen Reden, ich entwarf Conſtitutionen, Geſetze u. ſ. w. Bey Weitem der größte Theil unſerer Geſellſchaft beſtand aus Bürgerlichen, doch gab es auch einige jüngere Söhne großer Häuſer unter uns, die bey dem Umſturze der gegenwärtigen Einrichtungen nur gewinnen konnten. Ein ſolcher war Graf Elquizar, eben der, der mich bey der Herzoginn eingeführt hatte. Er war mir ſchon längſt in freundſchaftlicher Wärme geneigt geweſen, ein gleiches

Intereſſe hatte uns in jenes Haus gezogen, wir vertrauten einander unſere Wünſche. Nun vereinte uns wieder die gleiche Neigung, wir ſahen uns oft, wir theilten uns abermahls unſere Plane mit, und ſchwärmten in Ausſichten einer überſeligen Zukunft, die, unſerem Vaterlande zu verſchaffen, das Werk unſerer Anſtrengungen und Aufopferungen ſeyn ſollte. Willig wollten wir auf jedes angeſtammte Vorrecht Verzicht leiſten, willig uns Allen gleichſtellen und nur von Verdienſt und Fähigkeit die Vorzüge erwarten, die uns vor unſern Mitbürgern auszeichnen ſollten.

In jugendlicher Begeiſterung hatte ich über dieſen Gegenſtand eine Abhandlung, oder vielmehr eine emphatiſche Rede geſchrieben, die ich, ſo wie ſie fertig war, meinem Freunde Elquizar vorlas. Sie machte den lebhafteſten Eindruck auf ihn, er bath mich um die Erlaubniß, ſie abſchreiben zu dürfen, und als er damit zu Ende war, brachte er nach manchem Umſchweif die Bitte vor, ob ich ihm dieſen Aufſatz nicht ganz zum Eigenthum ſchenken, das heißt, ihm meine Autorrechte darüber abtreten und einwilligen wollte, daß er ſie für ſein Werk ausgäbe. Mir kam der Antrag etwas ſonderbar vor; aber ich

liebte Elquizar und es kam mir auf einen Aufſatz nicht an. So überließ ich ihm denſelben, und händigte ihm auch mein Concept ein, um mich aus der Möglichkeit zu ſetzen, einmahl vielleicht durch Verſehen dieſen kleinen Betrug zu verrathen.

Dieſer Aufſatz wurde unter uns vorgeleſen und mit Beyfall angehört. Elquizar theilte ihn noch einigen ſeiner Freunde mit, die mit dem Hof und den oberſten Gewalten in Verbindung ſtanden, und von denen er ſich bey unſern vorhabenden Reformen viel verſprach; endlich ſollte er ſogar, obgleich außer Landes, gedruckt werden.

Ich ließ die Sache gehen, wie Elquizar wollte. Meine Vaterrechte hatte ich ihm einmahl übertragen; ſo bekümmerte mich das Schickſal des Aufſatzes nicht mehr, beſonders, da eben um dieſe Zeit eine ganz andere und viel drückendere Sorge alle meine Seelenkräfte in Anſpruch nahm. Mein geliebter Vater erkrankte ſchwer, der Ausſpruch des Arztes gab uns wenig Hoffnung, Jahre und angeſtrengte Arbeiten hatten ſeine Kräfte herabgebracht, nach einem Krankenlager von zwey Monathen ſtarb er mit der Heiterkeit eines Gerechten, und der Standhaftigkeit eines Chriſten in meinen und meiner Mutter Armen, der mit dem verehrten Gemahl, dem

treuen Gefährten auf der langen Erdenpilgerfahrt, das Licht und die Freude ihres Lebens erloſch.

Wir beyden Verwaiſten blieben einander zum Troſt und Schmerz zurück, aber das Vorrecht der Jugend behauptete ſich bey mir in ſchnellerem Aufrichten aus der Tiefe des Kummers. Ich konnte meine Aufmerkſamkeit wieder auf Dinge außer mir richten, meinen Geſchäften nachgehen, und in dem Umgange meiner Freunde einige Zerſtreuung finden, während die Mutter ſchwermüthig blieb, und ihre Kränklichkeit mich auch für ihr Leben beſorgt machte.

Um dieſe Zeit ſtarb in Cordua ein gewiſſer Don Caraffa, der vor einigen Jahren eine nahe Anverwandte meiner Mutter geheirathet hatte. Er war ein angeſehener Kaufmann und ſchon hoch in Jahren geweſen, als er das achtzehnjährige Mädchen wählte, das ihm nebſt einer angenehmen Geſtalt nur ſeine Tugend und Häuslichkeit zur Morgengabe brachte. Meine Mutter hatte wegen dieſer Ungleichheit des Alters die Heirath nicht gern geſehen, und dem Vormund des Mädchens deßwegen ernſtlich geſchrieben; aber es fiel weit beſſer aus, als ſie dachte. Donna Maria's reines Gemüth ſchloß ſich in kindli-

cher Dankbarkeit an den väterlichen Gemahl, und lebte vergnügt an ſeiner Seite.

Ein unvorzuſehendes Unglück, der Sturz einiger Handelshäuſer in Amſterdam, mit denen er Geſchäfte hatte, riß ihn in den Untergang, und am Ende eines thätigen, ehrenvollen Lebens ſah der Greis ſich dem Mangel und dem Elend Preis gegeben. Er vermochte es nicht, dieſen Gedanken zu ertragen, er legte ſich hin, und acht Tage nach dem Empfang jener ſchrecklichen Nachricht war Donna Maria ihres Gemahls und ihres Vermögens beraubt.

Da entſtand bey meiner Mutter der Gedanke, dieſe Witwe zu ſich zu nehmen, deren Unglück ſie ihrem Herzen näher brachte, und deren Lage einer Unterſtützung ſo ſehr bedurfte. Zugleich ſollte ſie ihr in ihrer Einſamkeit Geſellſchafterinn und Pflegerinn ſeyn, da mich meine Geſchäfte den größten Theil des Tages außer dem Hauſe hielten. Sie ſprach mit mir darüber. Ich war mit Allem zufrieden, was meiner Mutter irgend eine Erleichterung verſchaffen konnte. Es wurde an Donna Maria geſchrieben, der dieſes Anerbiethen in ihrer gänzlichen Verlaſſenheit wie eine Bothſchaft vom Himmel kam, und ungefähr zwey

Monathe nach Don Caraffa's Tode bezog seine Witwe unser Haus.

Ich hatte sie früher ein Paar Mahl gesehen, aber nie recht betrachtet; so erregte sie auch jetzt nichts weiter, als mein inniges Mitleid, wie sie, ein Bild des tiefsten Grames, ganz farblos, mit verfallenen Zügen, aus denen nur die großen, dunkeln Augen wehmüthig blickten, in langes Trauergewand gehüllt, in unser Zimmer trat.

Die häuslichen Veränderungen waren bald gemacht, und Alles fügte sich leicht in ein angenehmes Geleise. Donna Maria nahm meiner Mutter nach und nach alle Haus- und Wirthschaftsgeschäfte ab, sie leistete ihr Gesellschaft, sie las ihr vor, sie machte Abends ein Spielchen mit ihr. Meine Mutter war bey ihr an die Stelle des greisen verstorbenen Gemahls getreten. Besuche wurden wenige angenommen, noch weniger erwiedert, der Geschmack beyder Frauen, die in ihrer stillen Trauer sich gern auf sich selbst beschränkten, traf trotz des Unterschiedes der Jahre hierin zusammen, und so ging die Haushaltung ihren stillen Gang fort.

Ich sah Donna Maria nur beym Essen, und wir blieben einander freundlich, aber fremd. Sie war nicht von vielen Worten, und mich beschäf-

tigten die Angelegenheiten jenſeits der Pyrenäen, die allmählich anfingen, eine ſehr häßliche Geſtalt zu bekommen, ſo ſehr, daß mir außer meinen Geſchäften nicht viel in der Welt bedeutend ſchien. Das ſchöne Ideal bürgerlicher Freyheit und eines erhöhten Zuſtandes der Menſchheit umſchleyerte ſich nach und nach mit immer trüberen Nebeln, die aus dem Sumpfe gährender Leidenſchaften und dem unreinen Treiben einer in Sittenverderbniß verſunkenen Nation emporſtiegen. Eine düſtere Ahnung, daß wir in unſern Anſichten geirrt hätten und eine erhebende Täuſchung auf's Grauſamſte zerſtört werden würde, bemächtigte ſich meiner Bruſt, und ſo wie dieſe Verſtimmung wuchs, war es mir endlich nicht mehr möglich, meine Freunde viel zu beſuchen. Ich fürchtete ihre Nachrichten, ihre Anſichten, ich bebte vor jeder Neuigkeit, die mein ſchönes Bild wieder eines ſeiner Reize berauben, vor irgend einer, die es wohl ganz in den Staub ſtürzen würde. Mir ward das Gerede, das Hin- und Herwenden ihrer Beobachtungen und Streitfragen, ſo manches unlautere Streben, das ſich offenbarte, verletzend. Ich konnte nicht mehr, wie vordem, mit freyer Bruſt und begeiſterter Seele zu ihnen ſprechen. So erſchien ich immer ſeltner

unter ihnen, besonders, da Elquizar seit einigen Monathen nach Madrid gegangen war, wo er eine Stelle am Hofe suchte — auf seines Vaters Geheiß, wie er sagte; mir schien es aber, als ob der Glanz des Thrones, trotz aller philosophischen Ansichten, doch ziemlich viel Reiz für dieses Gemüth habe, und so konnte ich zwar von ihm mit etwas leichterem Herzen, aber mit desto schwererem von der Idee scheiden, die ich früher mir von ihm entworfen hatte. Seine Eitelkeit hatte eine schöne Täuschung in mir zerstört.

Wenn ich mit meinen Geschäften fertig war, ging ich nun meist gleich nach Hause und arbeitete eine Weile auf meinem Zimmer an einer Art von Heldengedicht, das ich Pelayo nennen, und in welchem ich, unter dem Bild jenes Aufstrebens des unterdrückten Rechts gegen fremde Anmaßungen, wie er, aus den biscajischen Gebirgen mit seiner kleinen Schaar hervorbrechend, der erste Anstoß und die mächtige Ursache der Vertreibung der Mauren und der Befreyung seines Vaterlandes ward, meine Gedanken über die jetzige Lage der Dinge und meine Ansichten von der wahren eigentlichen Freyheit der Völker darstellen wollte. Ich hatte den Gedanken mit Liebe empfangen und genährt, und ein Paar

Gesänge, die bereits fertig waren, hatten, was nicht immer der Fall mit meinen Arbeiten war, mich selbst zufrieden gestellt.

Hatte ich mich müde und meinen Kopf heiß gearbeitet, dann ging ich zu meiner Mutter hinüber, und brachte den Rest des Abends damit zu, daß ich entweder mit ihr und Donna Maria Karten spielte, oder dieser, deren Augen ohnedieß vom Weinen gelitten hatten, die Mühe des Vorlesens gern abnahm. Allmählich brachte ich auch einige Veränderung in die Art der Lectüre. Statt Reisebeschreibungen, Zeitungen, oder irgend einem schalen Romane machte ich die Frauen mit den besten Producten unserer älteren und neueren Dichter bekannt, und hatte das Vergnügen zu sehen, wie meine Mutter durch die Klänge der Musen noch lebendig angeregt wurde, und aus Donna Maria's Zügen durch den Schleyer des Grames eine stille Freude glänzte. Manchmahl auch lohnten sympathetische Thränen den begeisterten Vorleser, wenn das Unglück und der Starkmuth des Standhaften Prinzen ihre zarten Herzen ansprach, oder die Andacht zum Kreuze noch aus dem Grabe heraus dem reuigen Sünder Vergebung erwirkte. Diese Lebensart fing an, mir sehr lieb zu

werden. Ich gewöhnte mich an dieſen ſtillen Gang meiner Stunden, an die häusliche Ruhe, und was ich vorher aus einer Art von Noth gewählt hatte, ward mir nach und nach lieb. Auch ſah ich wohl, wie froh ich meine gute Mutter durch dieſe kleinen Zerſtreuungen machte, wie ſie wieder heiterer, theilnehmender zu werden begann, und auch auf Donna Maria's Wangen ein zarter Anhauch jugendlicher Friſche zurückkehrte. Sie blieb zwar immer ſtill, aber ſie äußerte ſich nun öfter, und Alles, was ſie ſagte oder that, trug das Gepräge eines ſchönen, geordneten Gemüths und eines richtigen Verſtandes. Ich konnte mir keine beſſere Geſellſchaft wünſchen. Hier war ich ſicher, nicht mißverſtanden, nicht verletzt, nicht beneidet zu werden; hier konnte ich mich offen geben, wie ich war, und gewiß ſeyn, in eben dem Sinne aufgenommen zu werden.

Ich zog mich daher immer mehr von meinen Kameraden zurück, und als jetzt die Gräuel des zehnten Auguſts und die Mordſcenen des erſten und zweyten Septembers bekannt wurden, da ſtürzte mein Idol zuſammen, und ſchaudernd wandte ich mich von dem blutbefleckten Ungeheuer ab, das die verbrecheriſche Rotte ſtatt des

Götterbildes wahrer Freyheit auf Thron und Altar geſetzt hatte.

Aber dieſe Veränderung ging nicht vorbey, ohne einen tiefen, ſchmerzlichen Riß in meinem Innern zu hinterlaſſen. Ein zweytes himmliſches Bild hatte ſich als Trug und Täuſchung gezeigt. Alle alten Schmerzen wachten wieder auf. In einer ſeltſamen, an Tollheit gränzenden Verwirrung verwechſelte meine Phantaſie in den unruhigen Träumen jener Nächte Donna Claudia mit meinem Ideal einer höheren Menſchheit, die Begriffe, die Bilder floſſen untereinander, ſo, daß ich ſie oft beym Erwachen nicht zu ſondern vermochte. Fieberhitze und Erſchöpfung waren die Folgen ſolcher Träume, ich fühlte mich krank, und beſchloß, nach dem Rathe eines Arztes, den ich auf das Bitten meiner Mutter befragt hatte, eine Reiſe in unſere nördlichen Provinzen zu einem Bruder meines Vaters zu machen, der in Bilbao lebte, und zugleich an Ort und Stelle die Localnotizen zu meinem Heldengedichte zu ſammeln.

Noch denſelben Abend, wo ich am Morgen im Nachhauſegehen von meinem Arzte dieſen Plan entworfen hatte, theilte ich ihn meiner Mutter mit. Sie erſchrack zwar im erſten Au-

genblick, denn die Trennung von mir kam ihr schmerzlich vor; aber sie sah die Nothwendigkeit einer Zerstreuung für mich ein, dessen Übel sie hauptsächlich dem vielen Sitzen und Studieren zuschrieb. Donna Maria schwieg ganz, sie nähte emsig fort, es befremdete mich, sie, die bereits seit langer Zeit ein so bedeutender Theil unseres kleinen Haushalts und bey jeder Verhandlung um ihre Stimme gefragt worden war, bey dieser doch nicht unwichtigen Veränderung sich ganz gleichgültig verhalten zu sehen. Ich blickte sie daher scharf an, und wollte eben den Mund öffnen, um mich mit einer Frage um ihre Meinung an sie zu wenden, als ich zwey große Thränen aus ihren dunkeln Augenwimpern zittern und auf ihre Arbeit fallen sah. Wie zwey glühende Tropfen fielen sie in mein Herz, das Wort erstarb mir auf den Lippen, meine Blicke blieben starr an diesen umschatteten durch Thränen schimmernden Augen hängen, und ich glaubte zu bemerken, daß ihre Finger zitterten, wie sie die Nadel führte. Ein unbeschreiblich süßes Gefühl verbreitete sich durch mein Innerstes. Ich brach das Gespräch von der Reise ab, ich suchte durch allerley bedeutende oder muntere Gegenstände den Trübsinn dieser schönen Seele zu erheitern. Vergebens.

Sie blieb niedergeſchlagen und ſchweigend, ſie entfernte ſich bald darauf und kam nur erſt zum Abendeſſen wieder. Hier ſaß ſie mir gerade gegenüber, und hier bemerkte ich zum erſten Mahl, wie fein und edel ihre Züge waren, welcher ſeelenvolle Ausdruck in dem großen, halbbeſchatteten Auge lag, wenn ſie es zuweilen im Geſpräch zu mir erhob, und mit einem Blick voll Wehmuth wieder ſenkte.

Der Plan zur Reiſe war entworfen, meine Mutter ſprach einige Mahl davon, und dachte auch daran, Anſtalten zu treffen, indem ſie mein Weißzeug und meine Garderobe zu durchſuchen anfing. Aber nun überfiel mich jedes Mahl, wenn dieſes Vorhabens, oder meines Oheims in Bilbao, oder auch nur meines Heldengedichtes gedacht wurde, ein unangenehmes Gefühl, das mir wie eine böſe Ahnung vorkam. Es thaten ſich allerley Hinderniſſe hervor, ich ſollte eben nicht dazu kommen, und nach und nach ließen auch jene böſen Zufälle, die wilden Träume, die fieberiſche Erhitzung nach, die zuerſt die Veranlaſſung aller dieſer Bewegungen geweſen waren.

Eine ſtille Heiterkeit breitete ſich über mein ganzes Weſen aus, wie ich ſie ſeit der glücklichen Zeit vor meiner erſten Bekanntſchaft im Hauſe

der Herzoginn nicht mehr empfunden hatte. Die gräßlichen Auftritte in Frankreich hatten mir einen Abscheu vor aller Politik beygebracht, mein holdes Traumbild war in Blut und Graus versunken, ich hielt die entnervte Menschheit keiner solchen Veredlung fähig, weil sie keiner würdig war, ich gab alle Plane und Reformen als Chimären einer jugendlichen, unerfahrnen Phantasie auf, und bemühte mich ordentlich, so viel es anging, nichts mehr davon zu hören. Auch meinen Pelayo ließ ich in dieser Stimmung liegen, und meine Leyer ertönte wieder von sanften Gefühlen, von dem Glück der Freundschaft, den Reizen der Natur, und jenen frommen, strengen Gegenständen, die im Anfang meiner dichterischen Laufbahn mich begeistert hatten. Von der Reise war keine Rede mehr; aber ich erbath mir von meinem Chef Urlaub auf einige Monathe, um meine Gesundheit wieder herzustellen, und beredete meine Mutter, diese Zeit mit mir und Donna Maria auf dem Landgute eines meiner Freunde, das dieser nicht bewohnte und mir gern überließ, in den reizenden Gebirgen von Andalusien zuzubringen, wo die Sagen der Vorzeit, die Erinnerungen an die Tage der Mauren, jene Tage voll Liebe, Heldenruhm und Gesang noch,

wie mich dünkte, um dieſe Felſen, um dieſe von Palmen beſchatteten Auen ſchwebten.

O welche ſchöne Zeit lebte ich hier! Meine Dichtergabe blühte in einem nie gekannten Feuer auf, ich dichtete viel, und Beſſeres als ſonſt, und Donna Maria war die Hörerinn und ſinnige Richterinn meiner Geſänge. Tauſend zarte Fäden ſpannen ſich hier zwiſchen unſern Herzen hin und wieder. Wir nannten es Freundſchaft, Achtung, und es war die reinſte, innigſte Liebe, die meine gute Mutter mit Freuden wachſen ſah, und ihren frommen Segen darauf legte. Ein unbedeutender Zufall, eine von den tauſend Kleinigkeiten, die nur dem Liebenden wichtig ſind, ſchlug plötzlich den hellen Funken aus unſern Seelen. Wir fühlten und geſtanden uns unſere Liebe. Ich ſprach mit meiner Mutter, ſie war es gar wohl zufrieden, und ſo bath ich Donna Maria um ihre Hand, die ſie mir holderröthend verſprach, und unſer Hochzeitfeſt war auf die Zeit unſerer Rückkehr nach Sevilla beſtimmt.

Bey dieſen Worten hielt der Einſiedler inne. Sein glänzendes Auge erhob ſich zum Himmel, der helle Stern der Lyra ſpiegelte ſich in ſeinem klaren Dunkel, eine heilige, wehmüthige Erinnerung ſchien den alten Dichter zu durchbeben,

ſeine Hände falteten ſich, eine augenblickliche Stille feyerte die ernſte Rührung.

O, was iſt der Menſch und ſeine Freuden! begann der Eremit nach einer Pauſe: Und wie recht hat der engliſche Dichter, der tiefſinnige Sänger der Nächte, wenn er behauptet, daß der Raupe zerbrechlichſter Faden ein Seil ſey, im Vergleich mit den Banden, die den Menſchen an ſeine irdiſche Seligkeit knüpfen! In der Seligkeit meiner Liebe und meines künftigen Glückes hatte ich die Welt mit allen ihren Angelegenheiten aus den Augen verloren. Zwar bekam ich zuweilen Briefe von meinen Freunden, und lernte daraus, wie der Abſcheu vor Allem, was Demokrat hieß, ſeit den letzten Auftritten in Frankreich, zu einer unbeſchreiblichen Höhe geſtiegen ſey, und wie der Verdacht, zu dieſer Partey zu gehören, oder ihre Grundſätze zu lieben, bey Hofe, bey'm Adel und vorzüglich in den Augen der Geiſtlichkeit hinreichend ſey, den Ruf eines Menſchen zu beflecken, und ihn mitten auf allen ſeinen Bahnen zu Ruhm und Glück aufzuhalten. Ich hörte es, und fand es, wenn ſchon ein Bischen zu weit getrieben, doch natürlich; aber ich war fern davon, irgend eine Beziehung auf mein Schickſal zu ahnen, beſonders,

da ich in der letzten Zeit mich laut und öffentlich von dieſer Partey losgeſagt, alle meine Verbindungen mit meinen Bekannten in Frankreich abgebrochen, und ſomit mich von allen Seiten geſichert zu haben glaubte.

Es war gegen den Herbſt zu, in einer ſtürmiſchen Nacht, die nach einem ſchönen, ſtillen Abend, im Freyen mit meiner Braut genoſſen, ſich plötzlich umwölkt und mit Gewitterwolken verfinſtert hatte, als von einer ſeltſamen Unruhe das ganze Schloß lebendig ward. Ich hörte im Hofe gehen, und vielſtimmig aber leiſe ſprechen. Lichter bewegten ſich hin und wieder, endlich kam das Geräuſch näher, man war an meiner Thür. Ein ungeſtümes Pochen bewog mich, aus dem Bette zu ſpringen, und den unartigen Störer zur Ruhe zu weiſen. Die Thür ging auf. Ein Commiſſär des Gerichtshofes, welcher über die Staatsverbrecher erkennt, und den ich früher oft geſprochen hatte, von einigen Mann Wache begleitet, ſtand vor mir. Ich kann nicht ſagen, daß ich erſchrak; denn bey dem ruhigen Bewußtſeyn meiner Unſchuld war ein Irrthum in der Perſon mein erſter Gedanke. Ich ſtand im Begriff, mich deßhalb mit meiner Frage an ihn zu wenden; aber der düſtre Blick, den der

redliche Mann auf mich heftete, brachte mich zuerſt ein wenig außer Faſſung. Endlich ſetzte er den Hut, den eine Bewegung natürlicher Höflichkeit ihn bey meinem Anblick hatte abnehmen machen, wieder auf, und ſagte mit finſterem Tone: Don Luis de Verunna! Im Nahmen des Königs ſind Sie mein Gefangener!

Ich erſtarrte — aber ich begriff noch nichts. Ich wollte fragen. Ich hoffe, Sie ſind unſchuldig, fiel er mir ein, und dann wird ſich ein unſeliger Irrthum von ſelbſt aufklären. Bis dahin darf ich Ihnen auf keine Ihrer Fragen antworten. Jetzt haben Sie die Güte, ſich anzuziehen; ich werde indeß Ihre Schriften in Empfang nehmen. Wo iſt der Schlüſſel zum Secretär? Ich reichte ihm denſelben mechaniſch — ich wußte nicht, wie mir geſchah.

Der Commiſſär trat an den Schrank, mit Hülfe von ein Paar Unterbeamten war bald Alles geordnet und gepackt. Ich ſah ſchweigend zu, und in meinem Kopf bewegten ſich tauſend verworrene Vorſtellungen, was denn wohl Veranlaſſung zu dieſer unglaublichen Verhaftung gegeben haben konnte. Als der Commiſſär fertig war, wandte er ſich zu mir: Iſt es Ihnen gefällig? Aber ich ſtand noch im Nachtkleide. Ich

ſoll Ihnen folgen? rief ich, aus meiner Betäubung erwacht: Und jetzt? Und gleich? Gott! Meine Mutter! Maria! Ich ſank auf einen Stuhl. Ein unendlicher Schmerz erhob ſich in mir, ich dachte nur die beyden Theuren und die Wirkung, die dieſer ſchreckliche Zufall auf ſie haben mußte. Aber der Augenblick war dringend, meine Unſchuld gab mir Kraft, ich ſtand gefaßt auf, klingelte meinem Kammerdiener, zog mich ſchnell an, und fragte dann den Commiſſär, ob es mir erlaubt wäre, mich von meiner Familie zu beurlauben? Er ſtand einen Augenblick an, dann ſagte er mit milder Güte: Warum nicht? Nur muß ich bitten, daß es in meinem Beyſeyn geſchehe. Dawider konnte und wollte ich nichts einwenden. Heimlichkeiten hatte ich nicht zu vertrauen, und der biedere Mann war es werth, Zeuge der ſchmerzlichen Ergießungen unſchuldiger Herzen zu ſeyn.

Ich ſchrieb einen offenen Zettel an Marien, der ſie auf die beſtmöglichſte Art mit dem Vorfall bekannt machen, und mir die Erlaubniß erwirken ſollte, ſie zu dieſer ungewöhnlichen Stunde zu ſehen. Zehen Minuten darauf meldete man mir, ſie erwarte uns im Speiſeſaal. Der Commiſſär begleitete mich. Wie bleich, wie zitternd

ſie war, wie ſie mit der höchſten Anſtrengung ſich aufrecht zu halten ſtrebte, um das noch Schmerzlichere zu thun, und meine Mutter vorzubereiten, der ſie den Troſt des letzten Abſchiedes von ihrem Sohne zu entziehen ſich ein Gewiſſen gemacht hätte, das, Jüngling, und was ich empfand, welche Momente meiner in den Armen, unter den Segnungen einer geliebten, hochbetagten Mutter erwarteten — das ſage dir dein Herz! Ich kann es nicht!

Der Einſiedler hielt hier wieder und ſehr lange inne. Jetzt ſpiegelten ſich die Sterne in den Thränen, die ſeinen Augen bey dieſen Erinnerungen entquollen, und lange hernach erſt vermochte er zu reden.

Auf dem Wege von unſerem Landſitze bis nach Sevilla, und von da nach Madrid erfuhr ich durch den Commiſſär, der mich mit Mitleid und Achtung behandelte, ſo viel, daß ich wegen revolutionärer Geſinnungen angeklagt und verhaftet ſey. Ich und Revolutionär! So ſehr mich die Art der Anklage in dieſer trüben Zeit des gegenſeitigen Mißtrauens und der Parteyenerbitterung erſchreckte, ſo beruhigte mich doch das Bewußtſeyn meiner Unſchuld, und die Beweiſe meiner, ſeit dem Umſchwung der Dinge in Frank-

reich ganz geänderten Gesinnung, die, aus meinen Papieren vorzulegen, mir nicht schwer seyn sollte.

Es kam Alles ganz anders. Mein Empfang in Madrid war schon unglückweissagend, mein Gefängniß war streng, beynahe hart, und Wochen vergingen, ehe ich nur die Wohlthat eines Verhörs erlangte. Was ich aber hier hörte, erhellte auf einmahl wie ein Blitz die Nacht, die mein Schicksal umgab, zeigte mir das Hoffnungslose meiner Lage und drückte zugleich noch den schmerzlichen Stachel verrathener Freundschaft, mißbrauchten Vertrauens in mein ohnehin tief verwundetes Herz.

Erinnerst du dich noch, daß ich dir von einem Aufsatze sagte, den ich in jener Zeit jugendlicher Begeisterung für das Ideal der Menschenveredlung entworfen, und dem Grafen Elquizar, der sich meinen Freund nannte, und es wohl auch damahls war, auf seine Bitten abgetreten hatte? Ich hatte den Aufsatz längst vergessen, denn es waren mehr als drey Jahre darüber hingegangen. Wahrscheinlich dachte Elquizar seiner, und der Folgen, die er haben konnte, bey der Schuldlosigkeit seiner eigentlichen Tendenz auch nicht mehr. Aber Elquizar suchte, wie ich dir

ebenfalls erzählt habe, eine Bedienstung am Hofe. Er war von guter Familie, von tadellosen Sitten, nicht ohne Geschicklichkeit, und mangelte daher keines gerechten Anspruchs an die Stelle, bey der er zu seinem Unglück nur gar zu viele Mitwerber fand.

Elquizar's Erscheinung in den Schranken erschreckte die Nebenbuhler. Man suchte ihn zu verleumden. Es wollte nicht gelingen; denn in Rücksicht des äußeren Betragens war ihm mit Recht kein Vorwurf zu machen. Da spielte ein unseliges Ungefähr einem von ihnen jenen Aufsatz in die Hand, den Elquizar's Eitelkeit, nicht zufrieden, ihn seinen Freunden mitzutheilen, außer Landes hatte drucken lassen, um ihn schneller zu verbreiten. Sogleich wurde er dem Minister, der über die Vergebung jener Stelle zu entscheiden hatte, überreicht, und seiner Einsicht das Urtheil überlassen, ob ein Mensch, der solche Grundsätze hege, diese, oder überhaupt eine Bedienstung in dem Reiche zu erhalten fähig sey? Der Minister stutzte. Elquizar war ihm werth, er ließ ihn rufen und stellte ihn zur Rede, und hier — o, laß den milden Schleyer auf einer Handlung ruhen, den reifes Nachdenken, genauere Kenntniß des menschlichen Herzens, und

endlich zwanzig Jahre ſtiller Abgeſchiedenheit von dem Weltgeräuſche darüber gebreitet haben! Genug, der rechte Verfaſſer wurde bekannt. Mein Manuſcript, das noch in Elquizar's Händen war, zeugte wider mich. Der Graf kam mit einem Verweiſe und einer ernſten Warnung, ſich nie wieder in ſolche Verbindungen einzulaſſen, davon, und erhielt bald darauf die gewünſchte Stelle.

Es wäre mir nicht ſchwer geweſen, mich ſo gut als Elquizar von der Laſt eines längſt begangenen Fehlers zu reinigen, indem ich ſeit mehr als zwey Jahren allen Verbindungen democratiſcher Art, ſowohl in als außer meinem Vaterlande, entſagt hatte; aber ich — der Menſch, der mit ſeinem Wiſſen und Willen nie, auch nur einen Wurm gekränkt, der ſich von jeher befliſſen hatte, rechtlich und offen mit Jedermann zu handeln — ich hatte Feinde, und zwar ſehr hämiſche, ſehr bittere! Mein unglückliches Talent war Schuld daran. Es gab Leute, die ich nie beleidigt hatte, die ich kaum kannte, die es mir aber nicht verzeihen konnten, daß ich Etwas beſſer verſtand als ſie, und dieß Etwas gerade ein freyes, durch keinen Fleiß, kein Gold zu erwerbendes Geſchenk des Himmels war. Unter den

höheren Beamten des Senats ſelbſt, der über meine Sache zu ſprechen hatte, befand ſich ein unglücklicher Dichter, der früher manchen Verſuch gemacht hatte, die unſchuldigen Spiele meiner Muſe wo nicht zu verdunkeln, doch etwas Gleiches hervorzubringen. Es gelang ihm nicht. Er wurde ein würdiger Rechtsgelehrter, aber er blieb ein ſchlechter Dichter. Dieſer Menſch haßte mich, als ob meine Gedichte eben ſo viele Satyren auf ihn geweſen wären. Er fand bald Andere, die ſich ihm in gleicher feindſeligen Meinung beygeſellten, ohne auch nur einen Grund für ihren Neid und Haß anführen zu können. Man durchſtöberte meine Papiere, um Gegenſtände zur Anklage zu finden, und brachte endlich mein angefangenes Heldengedicht Pelayo hervor, in welchem man deutlich unter den Mauriſchen Fürſten das Königthum und den Adel, unter den unterdrückten Spaniern, die das fremde Joch abzuſchütteln ſuchten, das Volk, oder die ſogenannten Democraten, und endlich ſogar unter einigen Figuren von abergläubiſchen, zauberhaften Derwiſchen und niederträchtigen Fakirs, welche der Plan meines Heldengedichts mich gerade zu brauchen nöthigte, ein Bild unſerer Geiſtlichkeit ſehen wollte. So zielte man auf nichts

Geringeres, als mich vollends zu verderben, indem man mich der Inquiſition verdächtig machen, und wo möglich meine Sache in die Hände dieſes geiſtlichen Tribunals ſpielen wollte. Aber was dieſe böſen Menſchen zu meinem Unglück erſonnen hatten, wurde mir eben zur erſten Quelle des Troſtes, und endlich der Rettung.

Der würdige Biſchof, der damahls das Amt des Großinquiſitors bekleidete, hatte früher zwar nicht mich perſönlich, aber einige meiner Arbeiten gekannt. Die Liebe für's Gute, der Sinn für Religion und höheres Streben, der in den Meiſten derſelben lag — das darf ich wohl jetzt, ohne Furcht, mißverſtanden zu werden, ſagen — hatten das Herz des redlichen Prieſters dem unbekannten Jüngling geneigt gemacht. Er erſchrack, als man ihn von meinem vermeinten Verbrechen unterrichtete. Es war ihm unmöglich, an eine ſolche Herzensverderbtheit bey einem Menſchen zu glauben, der einſt ſo fromm zu fühlen geſchienen hatte. Er ließ ſich die Acten bringen, er las den Aufſatz, und endlich das Heldengedicht. Er erkannte in jenem die Irrthümer jugendlicher Schwärmerey, die dem welterfahrnen Manne oft vorgekommen wären, und er fand Zurechtweiſung und ſtrenge Warnung nöthig; in mei-

nem Pelayo aber konnte er nun einmahl das Gift nicht finden, welches meine Feinde herauszusuchen ſich beſtrebt hatten. Vielmehr gewann die dichteriſche Wärme, womit ich die Empfindungen und Klagen der unterdrückten, um ihre Kirchen, um ihren Gottesdienſt gebrachten Chriſten ſchilderte, und die Höhe, auf welcher das wahre Chriſtenthum in dem Gedichte erſchien, mir ſeine ganze Zuneigung wieder. Er erklärte beſtimmt, ein junger Menſch, der ſolche Grundſätze habe, könne unmöglich ein Religionsſpötter oder Feind des Vaterlandes ſeyn. Dieſer Ausſpruch ſchlug die Hoffnungen meiner Gegner nieder, und wirkte überhaupt günſtig auf den Gang der Unterſuchung. Den Einflüſterungen perſönlicher Gehäſſigkeit und neidiſcher Eitelkeit wurde der freye Spielraum genommen, der würdige Biſchof nahm ſich auch ferner des unterdrückten Sängers an, er ſprach mit dem Miniſter, endlich mit dem Könige ſelbſt. Man übergab die Acten andern Räthen, und meine Unſchuld wurde endlich nach zwey Jahren enger, ſchwerer Haft, welche nur das Mitleid des Inquiſitors und die Rückſicht auf meine ganz zerſtörte Geſundheit gegen das Ende etwas gemildert hatten, öffentlich anerkannt, mein Adel, mein Vermögen,

nach welchem die Raubgier ſchon ihre Hände ausgeſtreckt hatte, nur meine Stelle nicht, mir wiedergegeben, weil man es doch bedenklich fand, einem Menſchen, der wenigſtens einſt ſo gedacht hatte, wie jener Aufſatz bezeugte, ein öffentliches Amt zu geben.

Man kündigte mir meine Losſprechung an, die mir eben ſo unerwartet kam, als zwey Jahre zuvor meine Gefangennehmung. Aber wie ſchnell gewöhnt ſich des Menſchen Herz an's Gute! Der erſte Gebrauch, den ich von meiner wiedererlangten Freyheit machte, war, eine Staffette nach Sevilla abzuſenden, die meinen Geliebten die frohe Nachricht bringen, und die lange gedrückten Gemüther auf meine Ankunft vorbereiten ſollte. Doch erlaubte mein heißes Verlangen, nach ſo langer Zeit zu wiſſen, wie es meinen Lieben ginge, von denen man mir gefliſſentlich jede Nachricht vorenthalten, und mich in der grauſamſten Ungewißheit über ihr Schickſal gelaſſen hatte, dieſe brennende Ungeduld erlaubte mir nicht, weder die Rückkunft des Bothen zu erwarten, noch auf meine körperliche Schwäche Rückſicht zu nehmen. Sobald ich meinen Kerker verlaſſen durfte, beſtellte ich Poſtpferde, nahm einen jungen Menſchen, den ich während der

Zeit meiner Einkerkerung als eine gute, mitleidige Seele kennen gelernt hatte, zum Bedienten an, und folgte meinem Bothen.

Ich beobachtete nur aus Schonung für meine Lieben die einzige Vorſicht, daß ich mich auf den Stationen genau nach dieſem Bothen erkundigte, und ſo erfuhr, daß er richtig überall einen Tagmarſch vor mir voraus hatte. Das hielt ich für hinreichend, um der Überraſchung alles Gefährliche zu benehmen, und ſo langte ich endlich vor meinem Hauſe an. Ein unheimliches Gefühl ergriff mich, als ich alle Jalouſien feſtgeſchloſſen und das Thor geſperrt fand. Ich ſchellte. Eine unbekannte Geſtalt öffnete mir, eine Magd, die ich mich nie geſehen zu haben erinnerte. Wohnt nicht Donna Miguela de Verunna hier? fragte ich mit ſteigender Bangigkeit.

Seyd Ihr ſo fremd in Sevilla, antwortete die Perſon, daß Ihr nicht wiſſet, daß Donna Miguela bereits ſeit zwey Jahren begraben iſt?

Dieſe Worte waren genug, nach ſo viel Leiden, nach der Erſchöpfung einer überaus ſchnellen Reiſe mir das Bewußtſeyn und die Macht über mich ſelbſt zu rauben. Mein Bedienter und die Fremde brachten mich in ein Gemach neben dem Thorweg, und bemüheten ſich lange vergeb-

lich, mich in's Leben zurückzurufen. Ich erwachte endlich, und der Schmerz um meine gute, geliebte Mutter war das erste Gefühl, an dem ich meines Bewußtseyns inne wurde. Kaum hatte ich noch den Muth, nach Donna Maria zu fragen. Sie lebte, aber sie hatte sich in's Kloster der Clarisserinnen zurückgezogen, und man sagte mir, daß es vergeblich seyn würde, heute noch einen Versuch zu machen, um sie zu sprechen, weil so spät Niemand, am wenigsten ein Mann, in das Sprachzimmer gelassen würde. Also Nonne! rief ich: Und auch verloren! Auch auf ewig entrissen!

Die Magd wußte mir nichts zu sagen; aber ihr Gebiether trat in dem Augenblicke ein, mein guter, alter Stallmeister Diego. Er erkannte mich mit Mühe, weinend warf er sich mir zu Füßen, weinend küßte er meine Hände, und von ihm erfuhr ich die Geschichte meines ganzen Unglücks.

Schrecken und Schmerz hatten bey meiner Gefangennehmung verderblich auf die Gesundheit meiner hochbetagten Mutter gewirkt. Ein Schlagfluß rührte sie wenige Tage nach meiner Entfernung, und raubte ihr wohlthätig mit der Besinnung die Erinnerung an ihr Unglück. In

dieſem Zuſtande, zwiſchen Leben und Tod ſchwebend, brachte ſie noch ein Paar Wochen zu, während welcher Donna Maria, ihr gebrochenes Herz zu Stärke und Selbſtbeherrſchung aufrufend, der theuern Kranken alle Pflicht und Liebe einer Tochter erwies. Endlich löſete der Tod das ſchwache Band, das den Geiſt der Kranken noch an die irdiſche Hülle feſſelte, und ſobald die nöthigſten Geſchäfte in Ordnung gebracht, für mein Haus und mein zurückgelaſſenes Vermögen auf's Beſte geſorgt war, übergab Maria die Aufſicht über Alles dem treuen, alten Diener, ſie ſelbſt aber zog ſich in das Kloſter der Clariſſerinnen zurück, deſſen Abtiſſinn eine Jugendfreundinn von ihr war, feſt entſchloſſen, die Entſcheidung meines und ihres Geſchicks in dieſer heiligen Zufluchtsſtätte zu erwarten, und, wenn ſie ungünſtig ausfiele, ſie auch für dieß Leben nicht wieder zu verlaſſen.

So ſtand Alles eine Weile, Sennor! fuhr der treue Alte fort, und Donna Maria gab ſich alle erſinnliche Mühe, Nachrichten von Ihnen zu erhalten, oder Ihnen welche von uns zukommen zu machen. Sie trug mir dasſelbe auf, ja, ſie ſendete mich ſelbſt zwey Mahl nach Madrid. Es war vergeblich, und Alles, was ich von mei-

ner zweyten Reiſe vor einigen Monathen zurück-brachte, war die Todesbothſchaft, daß Ihre Sache dem Inquiſitionsgericht übergeben ſey. Nun entzog ſich Donna Maria jede Hoffnung, ſie machte eine Art Teſtament, ſchrieb mir meine Verhaltungsregeln vor, wenn man Beſchlag auf Ihr Vermögen legen ſollte, und bereitete ſich, den Schleyer zu nehmen.

Und es iſt geſchehen? rief ich troſtlos in halbem Wahnſinn, faßte den treuen Alten, und ſchüttelte ihn.

Noch bis jetzt nicht! antwortete er, ſich ehrerbiethig von mir losmachend: Es fehlen noch mehr als ſieben Monathe am Probejahr, und es iſt immer noch Zeit —

O, habe Dank, habe Dank, mein Freund! rief ich, und umarmte den Alten, indem die erſte Thräne erleichternd aus meinen Augen ſtürzte, und meine gepreßte Bruſt das erſte Mahl frey aufathmete. Diego bath mich, den Ungeſtüm meiner Regungen zu mäßigen, mich heut noch ruhig zu halten; morgen wolle er, ſobald das Kloſter geöffnet werde, Donna Maria meine Anweſenheit melden, und mich ſodann gleich zu ihr führen, weil das heut durchaus nicht mehr anginge.

Ich mußte mich zufrieden geben. Diego ließ indeß durch ſeine Frau und Magd mein ehemahliges Zimmer in Stand ſetzen, daß ich es für dieſe Nacht bewohnen konnte, und ich mußte ſein Gaſt bey einer kleinen Abendmahlzeit ſeyn. Ach großer Gott! Wie mir da zu Muthe war, als ich, wie ein Fremdling in dem ausgeſtorbenen, ganz leeren Hauſe meiner guten Ältern, dem Schauplatz ihrer Tugenden, meiner unſchuldigen Freuden, ſpäter meiner ſeligſten Stunden mich wieder fand! Diego's Geſellſchaft, der einzigen befreundeten Seele, war mir eine Art von Troſt; doch ſendete ich ihn bald weg, durchirrte mit dem Lichte in der Hand die leeren, wiederhallenden Gemächer, wallfahrtete zu jeder Stelle theurer Erinnerung, und ſchäme mich nicht, dir zu geſtehen, daß ich dieſe ganze Nacht in heißen Thränen zubrachte, die durch die frohe Ausſicht, meine geliebte Braut zu ſehen, nach dem, was ich von dem Zuſtande ihrer Geſundheit gehört hatte, nur wenig geſtillt wurden.

Endlich graute der Morgen. Diego brachte mir das Frühſtück, und ſchickte ſich an, in's Kloſter zu gehen. Jetzt ſchlug mein Herz das erſte Mahl mit freudigem Gefühl; denn nun nahte

die Stunde, und, wie kränklich, wie gebeugt die Geliebte auch seyn mochte, der Hauch der zärtlichsten Liebe sollte diese gesunkene Blume wieder beleben, und durch die Pflege der sorglichsten Treue wieder Kraft und Jugendfrische in dieß zerstörte Wesen strömen.

Ich schildere dir nicht, wie ich die Stunde bis zu Diego's Wiederkunft zubrachte. Meine Seele war nicht eigentlich bey mir. Ich fühlte mein Daseyn nur an meiner Sehnsucht. Endlich kam er, endlich betrat ich das Sprachzimmer, und, von der Äbtissinn geleitet, sank die Braut, nicht mehr des Himmels, sondern des beglückten Geliebten, in meine Arme. O, welches Wiedersehen!

Die Freude desselben, so gut Diego und die treue Freundschaft der Abtissinn die arme Leidende vorbereitet zu haben glaubten, wirkte doch nachtheilig auf Marien. Zwar erhohlte sie sich wieder, zwar willigte sie auf mein ungestümes Bitten, auf das Zureden der Abtissinn selbst, darein, ihren Entschluß aufzugeben, und die theuren Fäden, die sie einst an mich und die

Welt gebunden, wieder anzuknüpfen; aber ihre Blüthe, ihr Lebensmuth kamen nicht wieder.

Sie wurde meine Gattinn, sie folgte mir aus dem Kloster in die Welt. Nicht ganz ein volles Jahr sah ich sie an meiner Seite hinwelken. Alles, was die ängstliche Liebe, was die Wissenschaft der Ärzte erfinden und vorschreiben, und eine rücksichtslose Freygebigkeit herbeyschaffen konnte, Alles wurde angewandt. Mit inniger Liebe, mit unendlich zarter Dankbarkeit nahm Maria Alles dieß an, und vergalt meine Sorge mit einer wahrhaft kindlichen Hingebung; aber es schien, als ob diese durch so viele Schrecken und lange getragenen Gram aufgeriebenen Kräfte sich nicht mehr sammeln könnten, und die einmahl dem Himmel bestimmte Braut kein irdisches Eigenthum mehr seyn dürfte. Zehn Monathe, nachdem ich meine Freyheit wieder erhalten hatte, und im achten unserer Vermählung verschied sie sanft in meinen Armen. Der Engel kehrte zum Himmel zurück.

Ildephons schwieg, und der Jüngling störte durch keine vorlauten Worte die stille Todtenfeyer. Endlich begann der Einsiedler wieder.

Mein Lebenslauf war beſchloſſen. Die Welt war mir eine Wüſte, von Ungeheuern bewohnt, die, nur ſich und ihre unlauteren Zwecke kennend, ſich kein Bedenken machten, das Glück, die Ehre, das Leben ihrer Nebenmenſchen, ja ihrer Freunde ihren Abſichten zu opfern. Alles ekelte mich an, Alles war mir verhaßt, und eine heftige, oft unleidliche Sehnſucht nach Marien, nach meinen guten Ältern, dieſen einzigen Weſen, die mir auf dieſer Erde der Liebe und Achtung würdig ſchienen, hätte mich mehr als ein Mahl zu einem Verbrechen reizen können, das ich in ruhigen Stunden als eines der größten verabſcheute, wenn nicht eine tiefe Religioſität mich davor bewahrt, und Gott ſich in dieſer meiner irdiſchen Verlaſſenheit als gütiger Vater an mir bewieſen hätte.

An den Troſtgründen der Religion, an dem feſten Glauben an Gottes weiſe und heilige Weltregierung, richtete ſich mein gebeugter Geiſt auf. Die göttliche Gnade erleuchtete den Verzagenden, ich faßte wieder Muth und Lebensfähigkeit. Meine Anſichten von der Welt und dem Treiben der Menſchen blieben im Grunde dieſelben, nur verloren ſie die grellen Farben, womit

mein erſter Schmerz ſie begleitet hatte. Es waren nicht mehr Ungeheuer, die eine von Gott ſchön geſchaffene Welt zum Schauplatz ihrer Verbrechen, und dadurch zu einem Jammerthale machten; aber es waren ſchwache Geſchöpfe, in Wahn, Eitelkeit und Irrthümern befangen, ſich und Andere in troſtloſem Wirbel ewig wiederkehrender Thorheit umhertreibend. Ich haßte ſie nicht mehr, aber ſie ekelten mich an, und ich rettete mich hierher auf dieſe ſtillen Höhen, die ſchon früher dem dichtenden Jüngling oft in der Verklärung religiöſer Stille und Erhabenheit vorgeſchwebt hatten, und in denen der Mann endlich nach ſo manchen Stürmen und manchem inneren Kampf die langvermißte Ruhe fand.

Zwanzig Jahre lebe ich hier nur mit Gott und der Natur. Hier habe ich Frieden gefunden, hier haben meine Wunden ausgeblutet, hier iſt eine heilige Stille in mein Herz gekommen. Meine Anſichten haben ſich wieder gereinigt, und nur gewiſſe Puncte ſind wie feſte Säulen, oder, wenn ich ſo ſagen darf, wie dieſer Berg ſelbſt über der niedrigen Fläche weithin ſichtbar und unumſtößlich ſtehen geblieben. Dieſe ſind, daß Laſter und Verbrechen bey Weitem nicht ſo all-

gemein auf unſer Schickſal wirken, als Schwächen und Thorheiten, daß die Menſchen am meiſten durch Täuſchung und Eitelkeit leiden, und daß beſonders dieſe eine weit größere Feindinn unſeres Glückes und unſerer Tugend iſt, als man gemeinhin denkt, ja, daß ohne dieſe, die Menſchen vielleicht ihrem urſprünglichen Glücke nie entfremdet worden wären. Was iſt die Geſchichte der Schlange mit Even anders, als was ſich noch täglich wiederhohlt, und was beſonders in mein Leben ſo verderblich einwirkte, eine Regung der Eitelkeit, die über alles Höhere verblendet, und zu anerkanntem Unrecht hinreißt? So ward meine erſte Jugendliebe das Spiel einer eitlen Frau; ſo opferte mich der Freund ſeinen eitlen Abſichten; ſo brachte die Thorheit und Verkehrtheit einer eitlen Nation mich um das ſchönſte Ideal des Lebens; ſo ſuchte die gekränkte Eitelkeit meiner Neider den ohnehin Unglücklichen ganz zu verderben, und meine Mutter und eines Engels Herz fielen als Opfer dieſer Beſtrebungen.

Aber der himmliſche Wagen iſt unterdeß über unſerm Haupte dem Scheitelpuncte zugerollt. Mitternacht iſt nahe, und die Zeit ermahnt uns,

der Ruhe zu gedenken. Komm, La Chartelliere! Laß uns zur Hütte zurückkehren! Du bleibst für den Reſt der Nacht mein Gaſt, denn es iſt zu ſpät, um den Rückweg in's Kloſter zu ſuchen. Möchte morgen, wenn das Frühroth aus dieſen braunen Schatten hervorbrechen wird, auch aus der Erzählung meines düſteren Lebens ein freundlicher Strahl des Troſtes für dich hervorglänzen! Sie ſtanden auf, und gingen der Einſiedeley zu.

IV.

Horimirz.

Eine Böhmiſche Sage.

Die Sonne des erſten milden Frühlingstages ſank hinter die weſtlichen Berge, ihr goldner Schein wiederſtrahlte von den Thürmen und Zinnen der feſten Burg Neumietel, die trotzig auf ihrer Felſenſpitze über die weite Fläche hinausſah. Leichte Nebel wölkten ſich von der Ebene empor, aber aus den Thalſchluchten und waldigen Klüften hinter der Burg erhob ſich bereits die Dämmerung.

Da ſaß am Fuße des Felſen, wo der Weg ſich zu dem Sitze ſeiner Ahnen hinaufzog, unter einer friſchbelaubten Eiche ein Jüngling, tiefſinnig das Haupt an die Harfe gelehnt, die in ſeinen Armen ruhte. Der Abendwind hob ſein ſchweres Gelocke, und ſpielte um die blaſſen Wangen und den wehmüthig lächelnden Mund. Sein ſchönes, dunkles Auge ſtarrte unſicher vor ſich hin, die Hand rührte zuweilen an die bebenden Saiten, und ein Seufzer entwand ſich ſeiner

Die Sonne des erſten milden Frühlingstages ſank hinter die weſtlichen Berge, ihr goldner Schein wiederſtrahlte von den Thürmen und Zinnen der feſten Burg Neumietel, die trotzig auf ihrer Felſenſpitze über die weite Fläche hinausſah. Leichte Nebel wölkten ſich von der Ebene empor, aber aus den Thalſchluchten und waldigen Klüften hinter der Burg erhob ſich bereits die Dämmerung.

Da ſaß am Fuße des Felſen, wo der Weg ſich zu dem Sitze ſeiner Ahnen hinaufzog, unter einer friſchbelaubten Eiche ein Jüngling, tiefſinnig das Haupt an die Harfe gelehnt, die in ſeinen Armen ruhte. Der Abendwind hob ſein ſchweres Gelocke, und ſpielte um die blaſſen Wangen und den wehmüthig lächelnden Mund. Sein ſchönes, dunkles Auge ſtarrte unſicher vor ſich hin, die Hand rührte zuweilen an die bebenden Saiten, und ein Seufzer entwand ſich ſeiner

Bruſt. Die ruhige Schönheit des Abends, der Mond, der, hinter dem Waldgebirg verſteckt, ein magiſches Licht über die vom Tage noch halb erhellte Gegend goß, konnten ihn nicht erheitern. Der arme Horimirz wußte nichts davon. Seit vielen Monden hatte ein unglücklicher Zufall ihn des Augenlichts beraubt, er lebte einſam auf dem Schloſſe ſeines Vaters, der mit den jüngern Söhnen dem Vergnügen der Jagd, oder dem Ruhm blutiger Fehden und Raubzüge nachging.

Es war damahls eine düſtre Zeit für den unglücklichen Horimirz und für ſein Land. Der weiſe Herzog Wogen war geſtorben, der, wie ſeine Vorfahren, das damahls noch heidniſche Böhmen zu entwildern, ſeine Wälder zu lichten, Ackerbau und Fleiß zu verbreiten, und den unſtäten Nomaden und Krieger zu mildern Sitten zu gewöhnen geſucht hatte. Ihr Beſtreben war gelungen, die Wälder öffneten ſich, Dörfer entſtanden zwiſchen wohlgebauten Feldern, Ordnung, Thätigkeit, ſanftere Tugenden keimten aus der Scholle, die des Pflügers ehrenvoller Schweiß begoſſen hatte, hervor, und eine ſchönere Zeit fing an für Böhmen zu tagen.

Nach Wogens Tode hatten die Wladiken den

klugen und kräftigen Fürsten Krzesomysl zum Herzog erwählt; aber Krzesomysl war nicht bloß klug und kräftig, er war auch hart und habsüchtig. Ein Zufall entdeckte im Anfange seiner Regierung die Silberadern in dem Gebirge Przibram. Der Herzog sah bald den Vortheil ein, der ihm aus der Bebauung dieser Minen erwachsen konnte, und ließ mit oder wider Willen das Landvolk von Pflug und Tenne weg in die dunkeln Bergesklüfte treiben. Schachten wurden eröffnet, die Eingeweide der Felsen durchforscht, Schätze erbeutet, Krzesomysl ließ sich und seinen Söhnen feste Schlösser bauen; aber der Ackerbau lag nieder, die Dörfer standen verlassen, das Volk verwilderte. Einige Wladiken murrten, andere folgten, wie Horimirz's Vater, dem lockenden Beyspiel des Herzogs. Kummer und Unzufriedenheit schlichen durch das verödete Land, aber des Herzogs zahlreiche Mannen standen schlagfertig hinter den Mauern seiner festen Burgen, und Niemand wagte es, mit Ernst eine Abänderung zu fordern, die er den Bittenden so oft verweigert hatte.

Auch Horimirz war mit dem Unglück seines Landes wohlbekannt, und hatte in früherer Zeit, als er noch an seines Vaters Seite auf Jagden

und Fehden auszog, oft versucht, für die armen Eignen, die der stolze Wladike in seinen Minen zu arbeiten zwang, zu sprechen; aber der Sohn der früh verstossenen Gemahlinn konnte von dem Vater, dem die zweyte Frau und ihre Söhne näher am Herzen lagen, nicht viel erhalten. Vielmehr sann der Herr von Neumietelsky darauf, wo möglich diesen ungeliebten Erstgebornen von der Erbfolge auszuschließen, und alle Güter den jüngern Brüdern zuzuwenden.

Horimirz fühlte sich bald von Allen verlassen. Tagelang blieb er einsam in der Nacht, die ihn umgab, nur seine Harfe und sein Gesang leisteten ihm Gesellschaft. Zuweilen führte ihn ein Knecht seines Vaters den Felsenpfad hinab in eine stille Gegend des Thales; da saß er dann mit seiner Harfe, den Tönen der Natur um ihn her lauschend, und ihre wehmüthigen Wiederklänge bildeten sich in seiner Seele zu Gesängen aus, die er mit dem Saitenspiel begleitete.

So war mehr als ein Jahr verflossen. Der zweyte Frühling fing an, ungesehen von ihm, Wald und Feld mit frischem Grün zu schmücken. Er hatte sich lange nach einem Gang in's Freye gesehnt. Heute endlich fand sein Führer die Zeit dazu, und Horimirz genoß mit vollen Zügen

der wehmüthigen Luſt an dem Reiz der wiederauflebenden Natur, die nur ſeinem Gefühl und Gehöre zugänglich war. Aber er horchte vergebens auf die friedlichen Klänge des Landlebens, kein Pflug durchſchnitt das öde Feld, keine Heerdenglocken tönten, wohl aber hörte er in den Felſenſchluchten des Gebirges hinter ihm das Klopfen der Hammer und das Geräuſch der Brecheiſen. Eine tiefe Trauer breitete ſich über ſein Herz, das Leid des Vaterlandes und ſein eigenes verſchmolzen in ſeiner Seele, er lehnte ſich in düſtern Betrachtungen an ſeine Harfe.

Indeſſen war die Dämmerung vollends der Nacht gewichen, der volle Mond trat hinter dem Gemäuer des Schloſſes hervor, und goß ſein mildes Licht über die Gegend hin. Horimirz fühlte den hellern Glanz, und er vermuthete, was es ſeyn mochte; aber es war Niemand um ihn, den er fragen, von dem er Gewißheit hätte erhalten können. Da übermannte das Gefühl ſeiner Verlaſſenheit ſein Herz, er griff in die Saiten, und erhob den Geſang:

Es iſt Nacht um mich!
Ob die Sonne ſtrahlet,
Ob des Mondes Licht
Alles ſilbern mahlet,
Ach, ich weiß es nicht.

Es iſt Nacht um mich!
Wie die Frühlingsauen
In der Blüthe ſtehn,
Wie die Schatten thauen
Ich kann es nicht ſehn.

Es iſt Nacht um mich!
Alle Freuden ſtarben,
Und des Menſchen Bild,
Und die Pracht der Farben
Sind in Nacht verhüllt.

Es iſt Nacht um mich!
Kann allein nicht ſchreiten,
Und des Fremden Hand
Muß mich helfend leiten
Durch das wüſte Land.

O du öde Nacht!
Doch — ich wollt' es tragen,
Tragen meinen Schmerz,
Fänden meine Klagen
Nur ein liebend Herz!

Hört' ich in der Nacht
Freundesworte tönen,
Würde, was mich füllt,
Dieſes leiſe Sehnen
Endlich doch geſtillt!

Es iſt Nacht um mich!
Schweigt, Ihr düſtern Sorgen!
Wenn das Herz mir bricht,
Bricht mir an der Morgen,
Dann ſeh' ich das Licht!

Horimirz hatte geendet. In düstern Gedanken sank sein Haupt an die Harfe. Vor seiner Seele stand das Bild seiner guten verstorbenen Mutter, die ihn so treu geliebt, die er noch lange in ihrer Verbannung besucht und gepflegt hatte, die ihn jetzt in seinem Unglück nicht würde verlassen haben, und die vielleicht von den Abendwolken auf ihren Sohn mitleidig herabsah. Da rauschte es durch die Saiten der Harfe, sie klangen melodisch. Horimirz fuhr in die Höhe. Wer war um ihn, der sein Spiel berührt hatte?

Er fühlte um sich — es war Niemand da. Er stand auf, da seufzte es neben ihm. Wer ist da? rief er. Es seufzte noch einmahl. Spottest du eines Blinden? rief er erzürnt, und seine Hand griff nach dem Schwerte.

Horimirz! lispelte eine sanfte Stimme: Zürne nicht. Fürchte nichts! Es ist ein Wesen um dich, das dir sehr wohl will.

Wer bist du?

Es würde dir nichts nützen, wenn ich meinen Nahmen sagte, denn du kennst ihn nicht.

Ich kenne die Nahmen aller unsrer Vasallen und Nachbarn.

Ich gehöre nicht dazu, aber ich bin dir gut. Dein Unglück hat mich bewegt, ich will dir Ge-

ſellſchaft leiſten in deiner Einſamkeit, wenn du mich nicht von dir ſtößeſt.

Der Ton, mit dem dieſe Worte geſprochen wurden, drang in Horimirz's Bruſt. Seine gute Mutter fiel ihm ein, und der Gedanke, daß die Götter ſein Gebeth erhört und vielleicht der Schatten ſeiner geliebten Mutter um ihn ſey, regte ihn mit Schauer und Freude auf.

O meine Mutter! rief er: Biſt du es, die ſich ihres Kindes erbarmt?

Das bin ich nicht, erwiederte die Stimme: Aber ſo lieb, wie deine Mutter, hab' ich dich wohl. Eine weiche Hand berührte leiſe die ſeinige bey dieſen Worten, und er fühlte einen warmen Hauch an ſeiner Wange.

Um aller Götter Willen! Wer biſt du?

Eine Bewohnerinn dieſer Gebirge, ein Geſchöpf, das ein höchſtes Weſen verehrt, wie du, das lange Zeuge deiner ſtillen Tugenden und deines Unglücks war, und das nichts mehr wünſcht, als es dir tragen und lindern zu helfen. Die Unbekannte hatte bey dieſen Worten Horimirz's Hand gefaßt, und merklich zwiſchen der ihrigen gedrückt.

O, daß ich dich nicht ſehen kann! rief Horimirz ſchmerzlich.

Das darfst du nicht, das darf kein Menſch, darum allein kann ich ungehindert bey dir ſeyn. Komm! Laß uns ſitzen! Sie zog ihn ſanft neben ſich nieder, er fühlte die ſchlanke, jugendliche Geſtalt an ſeiner Seite, ein lebendiges Geſpräch erhob ſich, die Unbekannte wußte um alle Verhältniſſe Horimirz's, ſie ſprach von Allem mit tiefem Sinn und zartem Gefühl. Alles, was ſie ſprach, fand antwortende Klänge in des Jünglings Herzen, und der Silberton ihrer Stimme verſchaffte ihren Worten noch willigeren Eingang.

So glücklich war der Jüngling ſeit Langem nicht geweſen. Was er am ſchmerzlichſten entbehrt hatte, war ihm nun geworden, ein freundlicher Umgang, ein Weſen, das Antheil an ſeinem Schickſale nahm.

Aber der Mond ſtieg immer höher, die Nachtluft wehte kälter. Man wird dich abhohlen, ſagte die Unbekannte, und erhob ſich von Horimirz's Seite: Lebe wohl für heute! Morgen ſprechen wir uns wieder.

Du willſt mich ſchon verlaſſen?

Ich muß. Glaube mir, Horimirz, daß nur das mich von dir treiben kann! Leb' wohl! Sie fuhr wieder leiſe über ſeine Hand hin, und der

warme Hauch ſtreifte wieder an ſeine Wangen. Dann war er allein. Er hatte kein Weggehn, kein Rauſchen im Graſe gehört, aber alſogleich vernahm er die Stimme des Knechts, der ſich ihm näherte, um ihn nach Hauſe zu führen. Der Diener nahm die Harfe, und both den andern Arm ſeinem jungen Herrn. So ſtiegen ſie ſchweigend den Felſenpfad hinauf; aber in Horimirz's Seele drängten ſich Gedanken, Zweifel, Wünſche. Er war ſo glücklich, und doch ſo verwirrt, und konnte den nächſten Abend kaum erwarten, wo er die Unbekannte wieder zu ſprechen hoffte.

Der Morgen erwachte hell und freudig. Horimirz ſah das nicht, aber es ging deßhalb doch auch hell und freudig in ſeiner Seele auf; denn er gedachte des geſtrigen Beſuches, und alles deſſen, was ſie mit ihm geſprochen und was ſie ihm verheißen hatte. Er zählte die Stunden bis zum Abend, und ſchlich, als Niemand kam, ihn in die Friſche des Morgens zu führen, allein um die Mauern des Schloſſes hin, wo ein freundlicher Buſch, das wußte er, ein ſtilles Plätzchen beſchattete, das die Ausſicht in ein ſchmales, begrüntes Thal gewährte.

Er ging vorſichtig und langſam, dennoch glitt ſein Fuß in der Nacht, die ihn umgab.

Da faßte eine linde Berührung ſeinen Arm: Armer Horimirz! So allein? So verlaſſen?

Es war die Stimme der Unbekannten. Eine heftige Röthe übergoß des Jünglings Geſicht: Ach, du biſt's? Du kommſt mich zu leiten?

Sie drückte ſeine Hand, ein Seufzer traf ſein Ohr. Ich möchte dich nie verlaſſen dürfen, ſagte ſie mit himmliſch mildem Tone.

Wer biſt du, bey allen Göttern! die du mir ſo liebevoll naheſt?

Ein Weſen, das dich liebt, das die Beſtimmung ſeines Daſeyns darin findet, dein Schickſal zu erheitern. Das genüge dir vor der Hand. Aber wo wollteſt du hin?

Horimirz bezeichnete ihr den Ort. Sie leitete ihn hin, und ſetzte ſich dort an ſeine Seite. Ein ſüßes Geſpräch beflügelte die Stunden. Horimirz durfte alle ſeine Leiden klagen, über ſein Unglück, das Unglück des Vaterlandes ſprechen. Die Unbekannte fühlte jeden Schmerz mit ihm; aber ſie wußte auch für Vieles weiſen Rath, und, wo kein Rath möglich war, erhob ſie durch große Geſinnungen und fromme Ergebung in den Willen eines leitenden höchſten Weſens den geſunkenen Muth ihres Freundes.

Die Strahlen der Sonne wurden wärmer

und wärmer. Horimirz fühlte ihren Einfluß, ſie fingen an ihn zu drücken. Da bog die Freundinn das Gezweig der Laube nieder zum ſchattigen Dach, ſchützte den Jüngling vor dem Mittagsſtrahl, und empfing mit Freuden den Dank ſeiner ſich ergießenden Seele. Aber plötzlich ſtand ſie auf. Unſere guten Stunden gehen zu Ende, ſagte ſie: Man vermißt dich im Schloſſe; ich will dich zurückleiten bis gegen das Thor. Sie faßte ſeine Hand. — Da tönten Schritte von dem Wall her. Leb wohl! rief ſie flüchtig: Wo immer du außer den Ringmauern der Burg einſam ſeyn wirſt, werd' ich an deiner Seite erſcheinen. Sie entwich, und in wenig Secunden nahete der Knecht, der ſeines Herrn Sohn ſchon lange vermißt und geſucht hatte.

Dieß ſchöne Leben dauerte fort. Die Unbekannte beſuchte den Freund, ſo oft er ſich allein außer den Mauern des Schloſſes zeigte. In den Umkreis der Wälle trat ſie nie. Niemand durfte ſie ſehen, Niemand ihren Umgang mit Horimirz ahnen. Das war die erſte Bedingung, unter welcher ſie ihm die Fortdauer ihrer Freundſchaft verhieß. Willig konnte er ſie ihr zuſagen; denn ſein Vater und ſeine Brüder kümmerten ſich wenig um ſeine Neigung und ſeine Unter-

haltung. Aber bald wurde, obgleich Niemand die Urſache errieth, die Einwirkung des geheimnißvollen Umgangs auf Horimirz und ſein Betragen merklich. Sein Geiſt erhob ſich aus der Niedergeſchlagenheit, in die er ſeit Langem verſunken war. Jugendliche Heiterkeit und ein freundliches Lächeln verſchönerten wieder ſeine regelmäßigen Züge, er wurde mittheilender, er ſprach wieder huldreich mit irgend einem armen Unterthan, der ihn auf ſeinen einſamen Plätzen im Wald oder Thal ehrerbiethig im Vorübergehn begrüßte, er hörte ſeine Klagen, er verſprach zu helfen, und er that es. Wenn er dann bey dem nächſten Beſuche der ungeſehenen Freundinn die Noth der Armen erzählte, wenn er ſich mit ihr berieth, wie ihnen zu helfen ſey, da gab ſie ihm entweder klugen Rath, der nie des Erfolges mangelte, oder ſie brachte ihm kleine Büſche von zweigicht gewachſenem Silber, oder Klumpen dieſes edlen Metalls, die der Jüngling ſtaunend befühlte, und ſetzte ihn dadurch in den Stand, dem Zuge ſeines Herzens zu folgen.

Dieſe heitere Stimmung gab ihm auch den Muth, öfter ſanft, aber ernſt mit ſeinem Vater zum Beſten der armen Unterthanen zu ſprechen, und der rauhe Wladike vermochte nur ſel-

ten der muthigen Beredsamkeit seines Sohnes zu widerstehen. Manchem Unfuge wurde abgeholfen, mancher Druck erleichtert, Horimirz wurde der Schutzgeist der Gegend, und dieß Bewußtseyn, verbunden mit der Liebe seiner Freundinn, verschönerte sein Leben, und ließ ihn die Entbehrung so mancher andern Freude weniger fühlen.

So glücklich sich aber auch der Jüngling manchmahl pries, so gab es doch einsame Augenblicke, wo der Wunsch, etwas Näheres über das wahre Verhältniß seiner Geliebten zu wissen, die Furcht vor leicht möglicher Trennung bey diesen losen, räthselhaften Banden, ein geheimes Grauen vor manchem unbegreiflichen Ereigniß, und endlich der Schmerz über die Unmöglichkeit, die geliebte Gestalt zu erblicken, ihn tief betrübten, und ihn in all' die Schwermuth zurückstürzten, aus der ihn die Liebe erst gezogen hatte.

An einem Morgen, nach einer in Trübsinn und Zweifel durchwachten Nacht, ließ er sich von einem seiner Leute zu der Eiche im Thale führen, wo die Unbekannte ihm zuerst genahet, wo er das erste Mahl den sanften Einfluß eines liebenden Wesens gefühlt hatte. Er saß in düstern Gedanken, und empfand lebhafter, als seit Langem,

das Hülfloſe, Traurige ſeiner Lage; da ſtand die Freundinn plötzlich neben ihm, ihre eine Hand legte ſie auf ſein lockiges Haupt, mit der andern ergriff ſie ſeine Rechte und ſagte: Horimirz! Warum ſo niedergeſchlagen?

Er fuhr empor. — Ach, biſt du da? rief er: Ich war ſo einſam, ich fühlte mich ſo verlaſſen.

War das die ganze Urſache deiner Schwermuth, Horimirz?

Eine leichte Röthe überflog ſein Geſicht. Nein! ſagte er nach einigem Beſinnen.

Du biſt ſeit einiger Zeit niedergeſchlagener, als ſonſt. Mein Umgang vermag dich nicht, wie früher geſchah, ganz zu befriedigen. Horimirz! Wenn ich denken ſollte, daß du mich nicht mehr — daß du mich nur weniger liebteſt? —

O, Ihr Götter! Wie kannſt du das glauben?

Es würde mich ſehr unglücklich machen, weit unglücklicher, als du denkſt, weit unglücklicher, als du vielleicht würdeſt, wenn ich dich verlaſſen müßte.

O, nur das nicht, das nicht, Ihr Götter! Sonſt nehmet lieber mein Leben gleich!

Faſſe dich, Horimirz! Ich werde dich nie, nie verlaſſen, ſo lange ich in dieſem ſterblichen Leibe walle; ob ich dir aber immer und überall

werde begegnen können, ob unser Bündniß dauern soll, das wird von dir abhängen. — Höre mich an!

Sie nahm Platz an seiner Seite und begann: Ihr sterblichen Menschen, die Ihr auf der Oberfläche der Erde in Freude und Leid Euer Wesen treibt, seyd nicht, wie Ihr glaubt, die alleinigen Bewohner dieses Sternes. Auch sind die fratzenhaften Gottheiten nichts, die du nebst deinen Landsleuten anbetheſt. Es ist ein Einziges, höchstes, allmächtiges, allgütiges Wesen, das die Welt erschaffen hat, und sie mit allen ihren Geschöpfen erhält und beherrscht; aber zwischen diesem Unendlichen, Vollkommenen, und Euch sehr endlichen, sehr unvollkommenen Kindern des Staubes sind zahllose Abstufungen reinerer und minder reiner Geister. Viele derselben bewohnen mit Euch diesen Ball, sie schaffen in Luft und Wasser, Erde und Feuer, das Wachsen und Gedeihen der Thiere und Pflanzen, den blumigen Frühling, den fruchtbaren Herbst; sie leiten Donner und Blitz, sie wachen über die Bildung der Steine und Metalle im Innersten der Berge. Gerne theilen diese, so wie alle Ordnungen der Geister, mit dem Menschen, was die Natur gemeinsam für Alle hervorbringt; aber was jetzt

des Herzogs und deines Vaters Bergknappen im innersten Heiligthume der Berge für Frevel treiben, fassest du nicht, und ich werde es dir enthüllen, wenn es einst Zeit ist.

Diese Geister alle sind viel höherer, reinerer Natur, als die Menschen, sie sind unsterblich, sie sehen in die Zukunft, die Gegenwart liegt überall offen vor ihrem Blicke, und die Vergangenheit ist aus ihrem Gedächtnisse nicht verlöscht; aber sie missen manche Freude, die Ihr genießt. In alter Zeit war es anders. Da lebten diese Wesen vertraulich mit dem besseren Menschengeschlecht, sie verbanden sich in Liebe mit ihnen, und wurden dadurch der Seligkeit der Freundschaft, des Glückes wechselseitiger Leistungen theilhaft, die uns in unser'm reinen, unbedürftigen Seyn ewig unbekannt bleibt. Dafür gaben wir den Menschen höhere Weisheit, wahre Erkenntniß ihres Verhältnisses zu dem einigen Gott, tugendhaften Willen. Aber die Menschheit sank, die Elementargeister zogen sich zurück; jetzt ist keine Verbindung unter uns mehr möglich, als wenn das reine Wesen sich entschließt, auf manche Vorzüge der Geisterwelt Verzicht zu leisten, mit der dichten Körperhülle das Loos des sterblichen Freundes zu theilen, und sich den Schmerzen,

ja dem Tode der irdiſchen Natur zu unterwerfen. Und ſelbſt dann darf es ſich nicht in ſeiner wahren Geſtalt zeigen; denn Ihr ertrügt dieſen Anblick nicht. Darum ſind dieſe Bündniſſe äußerſt ſelten, und Eure Geſchichte nennt nur wenig auserwählte Sterbliche, denen der Umgang mit uns geſtattet war.

Mich hat dein ſtilles Wirken, dein reiner Wille längſt gerührt, wenn ich in hellen Mondnächten über den Felſen hinſchwebte, an dem du ſaßeſt, und deinen Geſang und die Töne deiner Harfe vernahm. Wie oft haben dieſe Klänge mich aus den geheimen Gängen des Gebirges auf die Oberwelt heraufgezogen! Wie oft habe ich dich mit liebendem Gefühle beobachtet! Aber ich konnte dir nicht ſichtbar werden, und wußte nicht, wie ich mich dir nähern ſollte, als ein unglücklicher Zufall deine Augen dem Lichte ſchloß. Nun durfte ich es wagen, mich dir zu entdecken, ich durfte mit dir umgehn, dir ſagen, daß ich dich liebe, daß ich um deinetwillen dem Loos der Menſchlichkeit mich unterwarf, daß ich zwar ſterben, aber auch dann mich nicht ganz von dir trennen, und wenn du mir einſt folgeſt, in reineren Regionen dieſes ſchöne Bündniß fortſetzen werde.

Du weißt nun, wer ich bin, was mich zu dir geleitet hat, und willst du mich mit einem Nahmen bezeichnen, wie Ihr Menschenkinder zu thun pflegt, so nenne mich Argina. Kannst du mich lieben, obwohl dir bekannt ist, daß ich nicht zum Geschlecht der Kinder Adams gehöre, so sag' es mir morgen, wenn wir uns hier wiederfinden; graut dir aber vor der geisterhaften Freundinn, so erwarte ich ebenfalls morgen — nicht deine Erklärung, aber dein Nichterscheinen an diesem Platze. Und nun leb' wohl! Sie stand auf, indem ein Seufzer ihrer Brust entfloh.

Horimirz, der bisher betäubt von all' den Wundern, die sich seinem Geist enthüllten, an ihrer Seite gesessen hatte, stürzte bey ihren letzten Worten zu ihren Füßen, und schlang in heftiger Rührung seine Arme um ihre Knie. Er konnte nicht sprechen, aber seine Thränen, seine Erschütterung waren die liebste Antwort für Argina. Sie beugte sich nieder zu ihm, sie richtete ihn auf, er sank zum ersten Mahl an ihre Brust, er fühlte ein menschliches Leben ihm entgegenschlagen, die geheimnißvolle Bürgerinn der Geisterwelt war für ihn nur ein liebendes, geliebtes Mädchen.

Als die Herzen ruhiger geworden, als sie

beyde im Stande waren, noch etwas anderes, als ihr Glück zu fühlen, und Horimirz ſein Entzücken, ſeinen Dank geſtammelt hatte, da begann Argina von Neuem: Ich habe dir noch Mehreres zu ſagen, mein Geliebter! Unſer Umgang iſt von manchen Schranken eingeengt, und von mancher Gefahr bedroht. Du kannſt dich nicht weiter, als eine helfende Hand dich leitet, von der Burg entfernen, und ich darf mich von keinem Sterblichen bey dir finden laſſen. Das ſcheucht mich ſo oft aus deiner Nähe. Aber ich habe auch dafür ein Mittel erdacht. Wenn du heute den Pfad zu deinem Schloſſe hinanſteigſt, findeſt du an der Pforte ein ſchneeweißes Roß angebunden. Das nimm von mir als ein Geſchenk! Es iſt von ſeltnen Eigenſchaften, und ganz für dich geſchaffen. Es läßt Niemand aufſitzen, als dich, es verſteht deine Worte, es kennt jeden Weg, den du ihm bezeichneſt, es iſt ſchneller, als der Wind, und ſicherer, als ein Fels. Schemik iſt ſein Nahme. Ihm kannſt du dich vertrauen, es trägt dich zu mir, wenn wir uns hier nicht ſprechen können, es trägt dich auch auf die Jagd, in die Schlacht, wenn du es verlangſt.

Ein lebhaftes Roth überflog des Jünglings

Wangen. Ach, ein Pferd, ein Pferd, und freye Bewegung über die Flächen hin, und Jagd und Schlachten! Ein Sturm von freudigen Gefühlen und wehmüthigen Erinnerungen drängte ſich in ſeiner Seele. Er ſank an Argina's Bruſt, die Wehmuth gewann die Oberhand, Thränen glitten aus ſeinen Augen. — Ach, wie hülflos bin ich! rief er: Was ſoll mir Jagd und Schlacht?

Sie drückte ihn ſanft an ſich. Horimirz! ſagte ſie: Die helle, deutliche Ausſicht in die Zukunft und Gegenwart iſt mir zwar, ſeit dieſe irdiſche Hülle mich bekleidet, verſchleyert und getrübt; doch dämmert mir noch zuweilen ein Strahl jenes Lichtes. Es wird nicht immer Alles ſo bleiben, wie es jetzt iſt; du ſchwebſt vor mir in Schlachten, im Siege, mit hellen Augen umherblickend, und ich harre deiner auf lichten Wolken. — Horimirz! Nimm den treuen Schemik an! Es wird dir einſt von groſſem Nutzen ſeyn.

Argina entfernte ſich, als der Begleiter des Jünglings erſchien, der ihm von einem wunderſchönen und prächtig gezäumten Schimmel erzählte, den man mit Staunen an dem Ring der Schloßpforte angehängt gefunden habe, und der Niemand aufſitzen laſſe, obwohl es ſchon die

zwey Junker und Mehrere des Hofgesindes versucht hätten. Horimirz eilte, das Pferd zu erreichen. Er ließ es sich vorführen. Es war zahm, wie ein Lamm, es ließ sich von ihm streicheln, er schwang sich auf seinen Rücken, es trug ihn willig und stolz. Alles stand verwundert. Von nun an bedurfte Horimirz keines Begleiters mehr, er bestieg sein schlankes Roß, er flüsterte ihm zu, wohin er wolle, und das kluge Thier trug ihn sicher und schnell an den bestimmten Ort. Dort hieß er es seiner warten, und der Gaul weidete im Grase, oder stand geduldig an der angewiesenen Stelle, bis der Jüngling wiederkam, ihn kosend rief, und sich auf seinen Rücken schwang.

Nun beschieden sich die Liebenden an einsame, stille Plätze im Waldgebirg, und oft trug ihn Schemik zu der hochgewölbten und prächtig geschmückten Felskluft, in welcher Argina wohnte. Hier waren sie vor Spähern am sichersten, hier sah ihn Argina am liebsten, und hier flossen seine schönsten Stunden hin.

Der Sommer war indeß vergangen, im fallenden Blättergesäusel mit Nebel und rauhen Lüften nahete der Herbst, die Freuden der Jagd begannen, und Horimirz hörte oft mit schwerem

Herzen Vater und Brüder ſich auf ihre Roſſe ſchwingen, und die Jagdhörner ſchmettern. Er dachte der Luſt des Waidwerks, die er auch einſt genoſſen, und die ihm nun, obwohl er ſein kluges Pferd beſaß, doch verwehrt war.

Zwar riefen ihm die Brüder, ihnen auf ſeinem Schemik zu folgen. Er begleitete ſie bis zum Eingange des Waldes; aber als ſich die Jagdgenoſſen zerſtreuten, jeder ſein Geſchoß zurecht legte, und Horimirz wohl fühlte, wie wenig er zu ſolcher Zeitkürzung taugte, da lenkte er mit einem Seufzer den treuen Schemik um, und ritt langſam, während die luſtigen Töne der Jagd ſich in der Ferne verloren, ſeinem Schloſſe zu. Unter der bekannten Eiche ſtieg er ab, hieß Schemik am Bachesufer weiden, und warf ſich in's Gras, den düſtern Gedanken nachzuhängen. Da hörte er Argina's Stimme, die ihn freundlich rief. Sie ſetzte ſich an ſeiner Seite. Auch ſie ſchien des Freundes trübe Stimmung zu theilen, ſie ſprach wenig, und manchmahl entſchlüpfte ein Seufzer ihren Lippen. Horimirz bemerkte es, er forſchte beſorgt nach ihrem Kummer. — Du biſt nicht glücklich, ſagte ſie. »Wie könnte ich es ſeyn? — « Und noch Manches ſteht dir bevor, das dein Herz verwunden wird. — Horimirz erſchrak.

Droht unſerer Liebe Gefahr? rief er. »Nein, Horimirz, wenn du mir treu bleibſt, nicht; aber ich ſehe verworrene Bilder, ein ſcheues Roß, einen ſterbenden Reiter, und den Troß beſtürzter Knechte um die Leiche des Gebiethers verſammelt. Droht deinem Vater, einem deiner Brüder Gefahr — ich weiß es nicht; aber ich weiß, daß entſcheidende Augenblicke für dich eintreten.«

Horimirz wurde ſehr niedergeſchlagen durch dieſe Rede. So wenig ſein Vater und ſeine Brüder es um ihn verdient hatten, hing er doch mit warmer Neigung an ihnen. Argina ſprach ihm freundlich beruhigend zu, ſie ſelbſt aber ſchien beklommen, der Ton ihrer Stimme verrieth den Kummer, den ſie vergebens zu verhehlen ſtrebte. Horimirz fand die natürlichſte Erklärung in ihrer Theilnahme an dem Schmerz, der ihm bevorſtand, als ſie plötzlich aufſtand, ihre Arme ängſtlich und bange um ihn ſchlang, einen leiſen Kuß über ſeine Stirn hauchte, und ſich mit einem tief heraufgeſeufzten Lebewohl von ihm losriß.

Verwirrt, betrübt blieb er zurück. Da tönten Schritte durch's Thal her, Stimmen wurden vernehmlich, er erkannte einige Knechte ſeines Vaters. Argina's Verkündigung fiel ihm laſtend

auf's Herz, er ſtand auf, und ſchritt den Kommenden entgegen.

Da eilte ſchnell der Anführer der Schaar, der treue Brzetislaw, voraus, und grüßte den Sohn ſeines Herrn, und bereitete ihn auf eine unglückliche Mähr. Sein Vater hatte heute ein wildes Pferd geritten, und es nur mit Mühe gebändigt. Ein Vogel, der, von den Hunden aufgeſcheucht, mit lautem Flügelſchlag aus einem Buſch emporflatterte, machte den Gaul ſcheu, er riß aus durch Dickicht und Moor, der Wladike vermochte nicht mehr, ſich zu halten, er ſank herab, ſein Schwert fiel aus der loſen Scheide, und in einer unglücklichen Wendung ſtürzte er in dasſelbe. Die nacheilenden Knechte fanden ihn ſterbend, er verſchied in Brzetislaw's Armen, ohne ein Wort ſprechen zu können.

Horimirz hörte die Kunde mit tiefem Schmerz, er verlangte, zu der Leiche geführt zu werden. Kniend drückte er ihre kalte Hand an die Lippen, und blieb lange in ſtummer Trauer darauf liegen. Dann erhob er ſich, und traf Anſtalt, die Reſte des Vaters mit aller Feyerlichkeit, die ſeinem Range und dem kindlichen Gefühle des Sohnes entſprach, zu beerdigen.

Kaum war dieß geſchehen, kaum die erſten

Tage der Trauer vorüber, so erhuben sich Zwiespalt und Streit um die Güter des Vaters. Die Sitten des Landes sprachen sie dem ältesten, des Vaters oft geäußerter Wille den jüngern Söhnen zu. Sein schneller Tod hatte ihn gehindert, diesem Wunsche gesetzliche Kraft zu geben. Nun setzten die Stiefmutter und ihre Söhne Alles in Bewegung, um an dieß Ziel zu gelangen, sie stützten sich auf Horimirz Unfähigkeit, seine weitgedehnten Besitzungen zu schirmen, sie suchten die Gunst der benachbarten Wladiken und des Herzogs. Horimirz wandte keine dieser Künste an, und erwartete von dem Rechte und der schützenden Vorsicht, was seine Feinde ihm streitig machten.

Argina sah in dieser Zeit ihren Freund selten, und wenn sie sich trafen, war sie still, mancher Seufzer entfloh ihrer Brust, und Horimirz, der von so mancher Seite gekränkt war, litt nun auch durch den Trübsinn der Geliebten. Oft hatte er sie schon befragt; sie läugnete, und blieb in sich gekehrt.

Einst, an einem trüben Herbstabende, als sie Beyde lange schweigend nebeneinander gesessen hatten, glaubte Horimirz sie weinen zu hören. Dieser Ton wendete ihm das Herz in der Brust.

Was iſt das? rief er ängſtlich: Du weinſt, Argina? Um Gottes Willen, was haſt du?

Horimirz! ſagte ſie nach einer Pauſe: Es iſt nöthig, daß ich über Wichtiges mit dir ſpreche. Höre mich an! Du ſtehſt jetzt an einem entſcheidenden Puncte deines Lebens. Es handelt ſich um dein väterliches Erbe, um deinen Wirkungskreis in der Welt. Deine Tugenden bedürfen und verdienten einen weitgeſteckten, und deine Feinde ſtreben darnach, dich auf immer zu Einſamkeit und Beſchränkung zu verdammen. Der einzige Grund, aus dem ſie das thun können, iſt dein unglücklicher Zuſtand, obwohl ich überzeugt bin, daß du auch ohne das Licht der Augen im Stande biſt, deine Beſitzthümer weiſe zu verwalten, und wenn es nöthig iſt, tapfer zu ſchirmen; aber deine Feinde flüchten hinter dieſen Vorwand. Wären deine Augen geöffnet, ſo könnte keine Gewalt dir deine Güter beſtreiten, und — ihre Stimme ſtockte — es ſteht nunmehr in meiner Macht, dieſen Vorwand zu beſeitigen. Ich kann —

Mich ſehend machen? rief der Jüngling, und das Übermaß der Freude erſtickte ſeine Stimme.

Argina ſchwieg. Nach einer Pauſe ſagte ſie mit wankender Stimme: Ja, mein Freund!

Meine Bitten haben den König der Geister, unter den wir Alle uns beugen, gerührt. Er hat es in meine Hand gegeben, deine Augen zu öffnen, und ich erwarte deinen Ausspruch.

O Gott! rief Horimirz: Ich werde sehen! Ich werde dich sehen!

Mich nicht! antwortete Argina kaum hörbar: Ich darf dir ja nicht sichtbar werden, das weißt du, und nur dein Unglück konnte mich dir nahe bringen; aber du wirst sehen, Horimirz! fuhr sie lebhafter fort, die schöne Welt, den Frühling, die Sonne in ihrem Glanz, das Antlitz der Menschen, du wirst wandeln können, wohin du willst, dein Pferd tummeln, in die Schlacht, zu Siegen ziehn —

Und du?

Ich — werde in der Tiefe der Felsen dein Glück wissen, und mich dessen recht innig freuen.

Und wir werden uns nicht mehr treffen? Du wirst mir nicht mehr in einsamen Stunden begegnen? Deine sanfte Hand wird mich nicht mehr leiten?

Du wirst meiner nicht mehr bedürfen, du wirst glücklich seyn!

Nein, nein! rief Horimirz und umschlang die Geliebte mit ängstlicher Heftigkeit: O, ich

laſſe dich nicht! Um dieſen Preis verlange ich weder die Güter meines Vaters, noch die Gabe des Lichts. O laß mich mit dir ziehen, in ewiger Nacht bey dir in deiner Felſenhöhle wohnen! Laß mich nichts anderes beſitzen, als was du mir reichſt, aber laß mich bey dir ſeyn, und ich bin ſelig!

Argina umſchlang den Freund in ſtillſchweigender Rührung. Sie empfand den unendlichen Werth des Opfers, das er ihr brachte, und ihr Herz gelobte ihm heilige Vergeltung.

Und hätte es ſo großen Reiz für dich, mich zu ſehen? ſagte ſie nach einer Weile, als ihre ſüß bewegten Gemüther wieder ruhiger geworden waren.

O Argina! erwiederte Horimirz: Wenn ich dich nur ein Mahl, auf einen Augenblick nur ſehen könnte, um dein Bild in mich aufzufaſſen, und in meiner tiefen Nacht als ein ſüßes Kleinod zu bewahren!

Vielleicht iſt auch das möglich, antwortete die Freundinn: Es ſind ja nicht dieſe beyden Sterne nur allein, durch welche die im irdiſchen Leibe gefangene Seele die Eindrücke der ſichtbaren Gegenſtände außer ihr erhalten kann. Es war einſt ganz anders, und es liegen Kräfte in

Euch Sterblichen, die Ihr ſelbſt nicht kennt. Horimirz! Mein Freund! fuhr ſie fort, indem ſie ihren Einen Arm um ſeine Schulter ſchlug, und mit der andern Hand zu wiederhohlten Mahlen leicht über ſeine Augen hinſtrich: Fühlſt du etwas?

Was machſt du, Argina? flüſterte Horimirz, und ſeine Augenlieder ſchloſſen ſich. Ein ſanftes Niederwallen, wie des ſüßeſten Schlummers, floß durch ſeine Glieder. Argina legte ihre Hand auf ſeine Bruſt, und er entſchlief in ihrem Arme. Aber in demſelben Moment ſah er hell die Geſtalt eines wunderſchönen Mädchens neben ſich, an deren Bruſt er lag, und die mit liebevollen Augen zärtlich auf ihn niederſah. Ihre hellbraunen Seidenlocken floſſen unter einem ſilberduftigen Schleyer auf ihre Schultern, ein hellſchimmerndes Silbergewand umwallte den zarten, ſchlanken Leib, unter dem Buſen mit einem himmelblauen Gürtel gefaßt. Argina! Biſt du es? rief Horimirz. — Du ſiehſt mich? antwortete die Geſtalt: Nun, ſo iſt dein und mein Wunſch erfüllt. Ja, ich bin's, Horimirz, das Weſen, das dich mehr liebt, als ſich ſelbſt, das keinen andern Zweck ſeines Daſeyns kennt, als dein Glück! Sie beugte ſich nieder zu ihm, ihre Lip-

pen ſtreiften die ſeinen. Er war in Seligkeit aufgelöst, ihm war die Geſtalt der Geliebten ſichtbar geworden, er ſprach mit ihr, er trank ihre Züge begierig in ſich. Eine Weile dauerte dieſes Glück. Da ertönten plötzlich Hifthörner. Argina nahm die Hand von Horimirz's Buſen, er ſchlug die Augen auf, ihn umgab ſeine alte Nacht; aber er lag noch an Argina's Bruſt. Schnell ſagte ſie: Man kommt! Dein Bruder kehrt von der Jagd zurück, ich muß dich verlaſſen. Sie drückte einen flüchtigen Kuß auf ſeine Lippen, und war fort.

Ganz ſelig blieb er in ſeiner tiefen Finſterniß zurück. Es wohnte jetzt ein Lichtſtrahl in ſeiner Bruſt, der ſie mit himmliſchem Glanze erhellte. Argina's Bild ſtand vor ihm, ihr leiſer Kuß weilte noch auf ſeinen Lippen, und kein anderer ſtörender, oder zerſtreuender Eindruck ſchwächte den Schimmer der himmliſchen Erſcheinung. Treu und feſt hielt ſein Gemüth ſie in ſich, und wie zweifelhaft oder traurig Andern ſein Loos ſchien, er fühlte ſich glücklich, denn das holdeſte Weſen hing mit der zärtlichſten Neigung an ihm, und dieß Weſen war ſo überirdiſch lieblich!

Unterdeſſen hatten ſeine Stiefmutter und ihre Söhne Schritte über Schritte gemacht, um an

ihr Ziel zu gelangen. Sie hatten die mächtigſten Wladiken, ſie hatten den Herzog ſelbſt für ihre Sache zu gewinnen geſucht. Aber auch Brzetislaw war für den geliebten Sohn ſeines Herrn nicht unthätig geweſen. Horimirz's heiliges Recht, ſeine Tugend, die Liebe des Volks, die Achtung ſeiner Freunde waren mächtige Fürſprecher, und Krzeſomyſl fürchtete weniger Widerſtand von einem blinden Vaſallen, als von dem bekannten rauhen Sinn ſeiner tapfern Brüder, die dem Vater nachgeartet waren. An dem Morgen, den die Stiefmutter erſehen hatte, um ihre Söhne dem verſammelten Volke, ihren Lehensleuten, und den benachbarten Wladiken vorzuſtellen, wo ſie zwiſchen ihnen in prächtigen Kleidern auf dem Altan des Schloſſes erſchien, und der verſammelten Menge den oft ausgeſprochenen Willen ihres verſtorbenen Eheherrn in Rückſicht der Erbfolge, und die ritterlichen Thaten der Söhne in's Gedächtniß rief, mit Kunſt und einnehmender Freundlichkeit ſprach, ihre Kämmerlinge ſich anſchickten, Geld unter die ſtaunenden Haufen auszuwerfen, und ſie nun erwartete, den Beyfallsruf des Volkes emporſteigen zu hören, da lief ein dumpfes Gemurmel durch die Menge hin: Wo iſt denn der Älteſte? Wo iſt Horimirz, un-

ſer Vater, unſer Beſchützer? — Betroffen ſtellte ihnen die Witwe vor, daß der blinde Jüngling nicht im Stande ſeyn würde, ſein Erbe zu ſchirmen und zu vertheidigen. In dem Augenblick trat Brzetislaw, mit Horimirz an der Hand, auf den Altan. Ein lautes Freudengeſchrey ſtieg empor. Brzetislaw ſtellte ihnen ihren rechtmäßigen Gebiether vor, und ein Ritter, in die Farbe des Herzogs gekleidet, trat vor, und erklärte, daß er ſo eben gekommen ſey, dem Horimirz im Nahmen des Herzogs die Belehnung mit den Gütern ſeines Vaters zu verkündigen, und ihn aufzufordern, ſo bald als möglich ſie aus des Herzogs Hand zu empfangen. Erbleichend traten die Witwe und ihre Söhne zurück. Alles rief laut und mit einmüthiger Freude Horimirz zum Herrn aus, er mußte ſich herab führen laſſen, die Krieger ſetzten ihn auf einen Schild, Alles drängte ſich um ihn, ſeine Güte, ſeine Schönheit, ſelbſt ſein Unglück machten ihn allen Herzen theuer. Mit tiefer Rührung verhieß er ihnen Allen Vater zu ſeyn, und ſein Liebſtes, ja, ſein Leben für ſie zu geben. Die Wladiken traten hinzu, ihn als ihren Bruder zu begrüßen, die Lehensmänner leiſteten ihm den Eid. Er aber, nachdem die Ceremonie vorüber war, wandte ſich an ſeine

Stiefmutter, beugte ſich ehrerbiethig vor ihr, und bath ſie, als die Witwe ſeines Vaters, dieß Schloß, ſo lange ſie lebte, als ihr Eigenthum, und ihn als einen gehorſamen Sohn zu betrachten, der es ſich zur Ehre rechnen würde, ihr die Liebe zu vergelten, die ſie ſeinem Vater erwieſen. Dann rief er ſeine Brüder, faßte ihre Hände, redete ihnen freundlich zu, und brachte es endlich dahin, daß ſie, beſiegt von ſeinem Edelmuth, mit freundlicher Liebe das Anerbiethen annahmen, brüderlich mit ihm auf dem Schloſſe des Vaters zu leben.

Die Unterthanen, die Nachbarn hatten nicht zu viel von Horimirz erwartet. Sein kluges und gütiges Benehmen entſprach jedem ihrer Wünſche. Das unruhige Pochen, das gierige Graben in den dumpfen Höhlen ſeiner Berge verſtummte, das bleiche Volk der Knappen verließ ſeinen dunkeln Aufenthalt, es bevölkerte die Dörfer wieder, es baute die freye, nährende Erde, Fleiß, Ordnung und Frömmigkeit kehrten in die ländlichen Hütten zurück, und Horimirz, obwohl er den Segen, den er verbreitete, nicht ſehen konnte, genoß doch in Argina's Liebe, in Brzetislaw's Treue, in der Dankbarkeit ſeiner Unterthanen ein ſüßes Glück. Ja, er bezwang

ſelbſt die Herzen ſeiner Widerſacher, daß Stiefmutter und Brüder ihm hold wurden, und die letzteren unter Brzetislaw's Anführung die Fehden Horimirz's mit ſo viel ritterlichem Muthe ausfochten, als kämpften ſie für ihr eigenes Wohl.

Aber dieß Glück fand bald Neider und Feinde. Herzog Krzeſomyſl ſah mit grimmigem Unmuth, wie ſehr ihn ſeine vermeinte Klugheit getäuſcht, und wie ſchlecht er ſich ſelbſt gerathen, als er einen, wie er glaubte, Schwachen und Hülfloſen mit den reichen Beſitzungen von Neumietel belehnt hatte. Horimirz's Maßregeln entſprachen dem Wunſche der größern und beſſern Menge des Volkes eben ſo ſehr, als ſie einen, obgleich ſtillen, doch öffentlichen, Tadel der ſeinigen enthielten. Er haßte daher den muthigen Neumietelsky, der ſeinen Planen entgegen arbeitete, und im Grimm darüber verdoppelte er die Arbeiten in ſeinem Gebirge, und zwang noch mehr Ackerleute, den Pflug zu verlaſſen. Der Mangel nahm immer mehr überhand, das Volk jammerte. Horimirz beredete ſich mit ſeinen Brüdern und Freunden, er wußte ſie dahin zu ſtimmen, daß ſie beſchloſſen, dem Herzoge einmüthig Vorſtellungen zu machen. Die Geſandtſchaft

brach auf, Horimirz an ihrer Spitze. Er trat vor den Herzog, und sprach furchtlos und mit eindringender Beredsamkeit. Die Zahl, die Macht der mit ihm erschienenen Wladiken flößten Krzesomysl Scheu ein; er versprach, ihre Vorschläge zu erwägen und Abhülfe zu thun. Aber kaum hatten sie sich entfernt, so überrechnete er, um wie viel geringer seine Einkünfte, um wie viel schwächer seine Macht seyn würde, und die Bergarbeiten wurden nicht eingestellt, ja, vielmehr wuchs der Trotz und Übermuth der Knappen ungescheut.

Sie hatten bald erfahren, welche Gesandtschaft bey dem Herzog, und wer ihr Führer und Sprecher gewesen, und sie sannen auf Rache an dem muthigen Wladiken, der sich ihrem Treiben und Gewinn widersetzte.

Horimirz saß mit Argina im Thale hinter der Burg. Ein milder Abend senkte nach einem schönen Frühlingstage sich nieder auf die Gegend. Horimirz fühlte das Leben der wiedererwachenden Natur. Der Gesang der Vögel, das Rauschen einer nahen Quelle, das Summen der Bienen und Käfer um ihn regten sein Herz in frohen Gefühlen auf. Aber Argina war einsylbig, in sich gekehrt, sie lehnte das Haupt an seine Brust, und er glaubte sie weinen zu hören.

Was iſt das? rief er: Argina weint?

O laß mich weinen! rief ſie: Laß mich dich halten! Laß mich mein einziges, höchſtes Glück zum letzten Mahle genießen!

Zum letzten Mahle? fragte Horimirz, und ſein Blut erſtarrte: — Was willſt du damit ſagen?

Ich weiß nichts Beſtimmtes, ich ſehe nichts deutlich, antwortete ſie mit bebendem Laute, nichts, als daß wir getrennt werden ſollen. Ob durch Tod, durch Zufall, durch Bosheit, iſt mir unbekannt; aber meine Ahnungen ſagen mir, daß ich dich verlaſſen muß, und bald, und für dieſe Welt auf immer!

Nein, nein! rief der Jüngling: Das kannſt du nicht! Was ſollte ich Unglücklicher beginnen ohne dich?

Das unendliche Weſen, lieber Horimirz, das dich und mich erſchuf, das uns zuſammen geführt hat, wird für dich ſorgen, wenn ich es nicht mehr kann. Nur ich allein bin zu beklagen, die ihres Lebens Gehalt und Zweck mit dir verliert. Sie ſchloß ihn feſter an ihre Bruſt, ihre Seelen ergoſſen ſich in Betheuerungen der innigſten Liebe, der bangen Ahnung, womit Argina Horimirz's Seele erfüllt hatte.

Ein wilder Lärmen ſchreckte ſie auf. Argina

fuhr aus den Armen ihres Freundes empor. Was iſt das? rief ſie: Ein zahlreicher Haufe bewaffneter Männer dringt durch den Wald gegen das Schloß vor. Einige nehmen den Weg hierher. O rette dich, rette dich!

In dem Augenblicke tönten bekannte Stimmen hinter ihnen. Es war der treue Brzetislaw, der mit einigen Reiſigen den Berg herabeilte. Aber jetzt ziſchte ein Pfeil, und Argina ſtürzte mit einem Schrey an Horimirz's Bruſt.

Rettet Euch! Folgt mir, gnädiger Herr! rief Brzetislaw, der jetzt an Horimirz's Seite ſtand.

Rette dich! lispelte Argina leiſe.

Was iſt geſchehen? Was wollt Ihr? zürnte Horimirz.

Herr! Die Bergleute von Przibram und Eule haben ſich aufgemacht, die Klage, die Ihr bey'm Herzog angebracht, zu rächen. Sie kommen mit Hauen, Brecheiſen und Hammern bewaffnet, mit Köcher und Bogen verſehen, Eure Burg zu ſtürmen. Hier dringt ſchon ein Haufen von ihnen heran, der Euch geſehen hat; die Andern ziehen den Berg hinauf. Hier iſt Euer Roß. Rettet Euch, ſo ſchnell Ihr könnt!

Argina! rief Horimirz außer ſich, ohne auf

das zu achten, was um ihn vorging: Du bluteſt! Gerechter Gott! Ich fühle den warmen Strom über meine Hände fließen.

Ich ſterbe, Horimirz! lispelte ſie: Ich weiß es, es iſt mein Tod. Ein Pfeil, den jene Wilden auf dich abſenden wollten, traf meine Bruſt. Ich bin glücklich, daß ſie dir zum Schilde ward. Aber nun, da ich von dir ſcheiden muß, nun darf ich auch —

Bey dieſen Worten unterbrach ſie das Getöſe des Gefechts. Brzetislaw hatte ſich mit den wenigen Reiſigen, die ihm von der Burg herabgefolgt waren, der eindringenden Schaar der Bergleute entgegengeworfen, die Horimirz von Weitem geſehen, und mit dem Pfeile zu tödten vermeint hatten. Es gelang ihm, ſie zum Weichen zu bringen; aber der Kampf wurde hart. Während deſſen hatte Horimirz, der nichts dachte, nichts fühlte, als die ſterbende Geliebte, ſie ſchonend auf den thauigen Raſen gelegt. Er kniete neben ſie hin, er ſtrebte, ſo gut er's vermochte, mit ſeinen Händen, mit ihren Gewändern die Wunde zu ſchließen, und das Blut, mit dem ihr Leben entſtrömte, aufzuhalten.

Vergebliches Bemühen! ſagte Argina, mit immer ſchwächerer Stimme: Du hältſt dieſen

warmen Strom und mein entfliehendes Leben nicht auf. Es iſt der Wille des Schickſals. Ich ſterbe, aber ich ſterbe für dich. Unfähig zu antworten, unfähig, ſeinen Schmerz zu faſſen, ſank Horimirz in ſtarrem Entſetzen über die Sterbende hin.

Ich laſſe dich nun allein in einer Welt zurück, ſagte ſie, ihn ſanft aufrichtend, in der dein Unglück nur durch meine Liebe und Treue erträglich ward, ja, in der es durch einen gewaltigen Willen, den ich nicht zu beugen vermochte, zur Bedingung unſers Beyſammenſeyns wurde. Jetzt ſcheide ich, dieſe Beſchränkung hört auf, du ſollſt die treue Freundinn nicht ſo bitter vermiſſen, und deine Selbſtſtändigkeit ſoll dir Erſatz für meine treue Liebe werden.

Sie erhoben ſich mühſam, ſie hauchte ſanft über ſeine Augenlieder, ſie bethete leiſe, aber inbrünſtig, und, von Licht geblendet, und betäubt von Allem, was ſich in den Raum weniger Minuten drängte, ſtürzte der Jüngling von Neuem nieder.

Indeſſen war Brzetislaw mit ſeinen Gefährten von der Verfolgung der feindlichen Schaar zurückgekehrt. Sie fanden ihren Gebiether ohnmächtig auf dem zerriſſenen Buſen des ſterbenden

Mädchens liegen. Mit Mühe gelang es ihnen, ihn zu ſich zu bringen, und jenes entfliehende Leben noch eine Weile aufzuhalten.

Er ſchlug die Augen auf. Ich ſehe! rief er: O Argina! Seine Arme wendeten ſich zu ihr. Die Krieger hoben die Sterbende auf einen Wink, den ſie ihnen gab, empor, ſie legten ſie in Horimirz's Arme, er hing mit ſeinen erſten Blicken an den letzten der ſterbenden Geliebten. Mit ſchwacher Stimme ſagte ſie: Horimirz! Höre meine letzte Bitte! Laß mich nicht in deine Grabgewölbe beyſetzen! Bringe meine Leiche in die Felſenhöhle, in der wir oft ſo glücklich waren! Leb' wohl! Leb' wohl! Blick und Stimme brachen, ſie lächelte ihn noch einmahl an, und verſchied.

Staunend, mitleidsvoll und entſetzt ſtanden die Krieger vor ihrem Gebiether, dem Ein Augenblick die Geliebte geraubt, und das Licht wieder gegeben hatte. Aber es blieb ihnen nicht viel Zeit zur Überlegung. Die Bergleute hatten die Burg erſtürmt, die Flammen des Schloſſes leuchteten ſchrecklich von der Höhe herab, die reichen Kornſpeicher, die Horimirz's Klugheit geſammelt hatte, gingen in heller Lohe auf, Brand und Verwüſtung wuchs, Geheul der Bewohner, wü-

ſtes Geſchrey der ſiegenden Feinde hallten von der Höhe herab, die Reiſigen riſſen ihren Herrn mit Gewalt von der Leiche weg, hoben ihn auf ſein Pferd, und ſprengten mit ihm davon.

Die Nacht kam und verging, der Morgen brach an, die Flammen der Burg Neumietel ſanken in Aſche zuſammen, die hohlen Mauern ſtanden grauenhaft und geſchwärzt aus dem Schutte empor, der wilde Haufen, der dieſe Verwüſtung angerichtet, war fortgezogen, Alles war ſtill und öde. Aber weit, weit davon lag der unglückliche Horimirz, von ſeinen wenigen Getreuen umgeben, auf fremdem Gebiethe, und verbarg ſich vor dem Tage, der ihm zum erſten Mahl ſeit ſo langer Zeit entgegen leuchtete, und verwünſchte die Sonne, nach deren Anblick er ſich ſo oft geſehnt hatte. Ein Reiſiger ſprengte daher. Es war ſein Bruder. Unfähig, mit ſeiner kleinen Mannſchaft die Burg gegen ſolche Übermacht zu halten, hatte er zuerſt bey'm Anrücken der Feinde den treuen Brzetislaw in's Thal geſendet, um Horimirz zu warnen, und zu retten; dann hatte er nach einiger Vertheidigung, die nur ſo lange währte, um indeſſen ſeine Mutter, die beſten Schätze, und die wenigen Bewohner des Schloſſes durch den unterirdiſchen

Gang zu retten, die leeren Mauern den Wüthenden überlaſſen. Ihn aber hatten Landleute auf die Spur ſeines Bruders geleitet; er war innig erfreut, ihn gerettet zu finden, und bath ihn, nun mit ihm zurückzukehren.

Horimirz ſaß bleich, ſtumm am Boden, und hörte den ganzen Bericht mit dumpfer Gleichgültigkeit an. Der Bruder erſchrak, er ſprang vom Pferde, kniete neben ihm nieder, und umarmte ihn zärtlich. Dieſe freundliche Sorge löste den ſtarren Krampf von Horimirz's Herzen, er umſchlang den Bruder feſt, und ſagte endlich: Bruder! Weißt du, daß ich ſehe? Der Jüngling ſprang freudig empor. Frohlocke nicht! antwortete Horimirz: Ich habe meine Augen mit dem Glück meines Lebens erkauft! Er winkte. Man brachte ihm ſein Pferd. Ohne zu klagen, ohne zu ſprechen, ritt er mit den Übrigen ſeiner Burg zu. Bey dem Anblick ihrer Trümmer verhüllte er ſein Geſicht auf einen Augenblick; dann ſagte er tiefſeufzend zu Schemik: Zur Herrinn! Und das Pferd wendete ſich, und trabte durch's Gebüſch dem Thale zu. Die Andern folgten wundernd. Noch lag die ſchöne Leiche, wohin Horimirz ſie gelegt hatte, ſelbſt im Tode reizend, auf Gras und Blumen hingegoſſen da. Dieſer An-

blick riß die erſten Thränen aus Horimirz's Augen, er ſprang ab, und warf ſich neben ihr nieder. Er ließ ſeinem Schmerze freyen Lauf; die Übrigen ſtanden in feyernder Stille umher.

Horimirz befahl nun, wie es die Entſchlafene gefordert hatte, ihre theuern Reſte nach der Felſengrotte zu bringen. Hier ließ er ſie auf reiche, koſtbare Decken legen, und brachte die Stunden, die er der Wiederaufbauung ſeiner Burg und der Sorge für ſeine Unterthanen abmüßigen konnte, bey ihr zu. Keine Entſtellung, keine Verweſung nahete der ſchönen Hülle. Horimirz weidete mit wehmüthiger Luſt den neuerwachten Sinn daran. Dieſe Grotte war ſein liebſter, faſt ſein einziger Aufenthalt, und der Anblick der Geliebten, die für ihn geſtorben, ſein Schmerz und ſeine Seligkeit zugleich.

Endlich aber, nach einigen Tagen, ſchien es, als ob dieſe ſchönen Glieder weniger körperlich, weniger fühlbar würden. Mit Staunen beobachtete Horimirz das Wunder. Der zarte Leib, von überirdiſchem Urſprung, und nur für die Zeit ihrer Liebe, ihres Umgangs mit dem ſterblichen Jüngling, verdichtet, löste ſich in ſeine urſprüngliche Lichtmaterie auf; alle Tage fand ihn der trauernde Freund klarer, leichter, nebelartiger,

und endlich verſchwand er in lichtem Duft, und mit ihm jeder irdiſche Reſt der Geliebten.

Tief trauernd, als ob er ſie erſt heute wieder verloren hätte, kehrte Horimirz in die Burg zurück, verſchloß ſich in ſeine innerſten Gemächer, und wollte von keinem Troſt, keiner Zerſtreuung wiſſen. Die Klagen ſeines Volkes ſchlugen zuerſt an ſein Herz, und weckten ihn aus dem dumpfen Traum. Übermüthig durch den ungeſtraften Frevel, waren die Bergleute weiter geſchritten, hatten Dörfer verödet, Saaten zerſtört, und der Herzog, ihrer Arbeit und ſeines Gewinnes froh, ſah müßig dem Frevel zu. Da entbrannte Horimirz's Zorn, und er machte ſich mit ſeinen Brüdern und ſeinen Mannen auf, die Noth des Landvolks, die eigene erlittene Schmach, und den Tod der Geliebten an den Übermüthigen zu rächen.

Unvorbereitet, wie ein Strahl des Himmels, überfiel ſie die Strafe. Sie ſetzten ſich vergeblich zur Wehre, ihre Häuſer wurden verbrannt, ſie ſelbſt, wo ſie ſich kämpfend zeigten, fielen unter den rächenden Schwertern ihrer Gegner. Was aber die Rache des Einzelnen in Segen für das Land wandelte, war, daß Horimirz alle Schachten zerſtörte, alle Gruben aufließ, die Schleu-

ßen der gehemmten Bergwasser zog, daß verheerende Fluthen die Minen anfüllten, und so in der kurzen Zeit weniger Stunden die Arbeit vergangener Jahre zerstört und auf lange künftige vereitelt wurde. Überall zeigte Schemik ihm den Weg, als verstände er seines Herrn Willen, und wäre ihm gern behülflich.

Siegreich und zufrieden zog Horimirz mit seinen Schaaren nach Neumietel zurück. Aber die Bergleute eilten zum Herzog, und klagten den Wladiken der verübten Rache an. Krzesomysl wüthete, doch wagte er nicht, öffentlich eine That zu rügen, über die die Meisten im Lande sich heimlich freueten; aber er ließ Horimirz zu sich auf den Wischerad bescheiden.

Die Brüder und Brzetislaw warnten Horimirz, nicht zu gehen: der Herzog sinne auf böse Tücke, in Neumietel könne er furchtlos und sicher bleiben, denn mit offener Gewalt würde der Herzog sich nicht an ihn wagen. Aber Horimirz, seinem klugen Schemik vertrauend, und seiner guten Sache sich bewußt, ließ sich nicht von sorglichem Rathe halten, und ritt gen Prag. Mit äußerlicher Freundlichkeit empfing ihn der Herzog und erwähnte des Vorgefallenen nicht; aber so wie er durch eine List das kleine Gefolge von ihm

entfernt hatte, ließ er ihn binden, und in ein tiefes Verließ werfen. Dann versammelte er seine Räthe, saß selbst zu Gericht, hieß die Bergleute ihre Klagen vorbringen, und, ohne auf Horimirz's Vertheidigung zu hören, wurde sein Urtheil gesprochen und er zum Tode verdammt.

Man kündigte es ihm an. Nicht die Liebe zum Leben, aber der Unmuth über diese empörende Ungerechtigkeit fachte in ihm das Verlangen an, sich diesem unbilligen Spruche zu entziehen. Ihm war nur mehr kurze Zeit zum Leben vergönnt; denn der Ruf seiner Gefangennehmung hatte sich verbreitet, seine Brüder, die mächtigsten Wladiken, das ganze Land gerieth in Bewegung, und der Herzog mußte fürchten, daß ihm sein Gefangener mit Gewalt entrissen würde. Darum sollte der Spruch noch an diesem Tage vollzogen werden. Horimirz unterwarf sich mit scheinbarer Ergebung, und forderte nur als letzte Gunst die Freude, sein treues Roß noch einmahl besteigen zu dürfen. Der Herzog lächelte über diese seltsame Bitte, und Schemik wurde vorgeführt. Traurig betrat das edle Roß den Hofraum des Schlosses, als ahne es seines Herrn Geschick. Horimirz näherte sich dem Pferde, streichelte es, flüsterte ihm in's Ohr, wor-

über der Herzog und ſein Hofgeſinde ſpöttelnd lachten, und ſchwang ſich auf ſeinen Rücken. Der Gaul, als wäre ein neuer Geiſt in ihn gefahren, hob den Kopf ſtolz in die Höhe, und hieb mit den Vorderfüßen ungeduldig in das Pflaſter des Hofes. Sein Herr tummelte es ein Paar Mahl im Kreiſe umher, und Alles bewunderte den ſtolzen Wuchs des edlen Thieres. Plötzlich bäumte es ſich, und war mit einem Satze auf der andern Seite des Pallaſtes, wo in einer niedrigen Mauer das Thor mit feſt eingefugten Flügeln ſtand, das vom Schloß den hohen Berg hinab an die Moldau führte.

Auf einen einzigen begütigenden Laut ſeines Herrn ſtand das Pferd wie eine Mauer, Horimirz klatſchte ihm liebkoſend den ſchlanken Hals, lenkte es wieder in die Mitte, tummelte es noch ein Paar Mahl, ſprach dann wieder leiſe mit ihm, der Schimmel wandte den Kopf, und zum unausſprechlichen Entſetzen aller Anweſenden ſagte er: Nun, Herr, halte dich feſt! richtete ſich in die Höhe, und ſprang mit einem Satz über die Mauer, über die Moldau, und ſtand am andern Ufer, daß der Herzog und ſein Gefolge ihm beſtürzt und angſtvoll nachſtaunten. Hierauf ſahen ſie, wie Horimirz ſein zitterndes Pferd ſtrei-

chelte; abstieg, ihm den Zaum abnahm, und es sich am Ufer ergehen ließ.

Furcht und böses Gewissen lähmten des Herzogs Zorn. Er wagte es nicht, den Wladiken von Neumietel noch einmahl anzutasten, dem die Kräfte der Zauberwelt zu Gebothe zu stehen schienen, und von dessen wunderbarer Heilung und geheimen Umgang mit einer Gottheit der Berge das Gerücht schon lange geflüstert hatte. Ruhig sah er daher zu, daß Horimirz, als Schemik sich erhohlt hatte, auf ihn zutrabte, und ihn gleichsam zum Aufsteigen einlud, sich auf seinen Rücken schwang, und langsam den Weg nach seiner Burg einschlug.

Von nun an blieb Horimirz unangefochten. Die Bergleute hatten seinen gewaltigen Arm, der Herzog seine geheime Macht und die Kraft seines muthigen Sinnes fürchten gelernt. Die zerstörten Schachten sicherten auf längere Zeit dem Lande Frieden und stillen Genuß des rechtmäßig Erworbenen. Alles erhohlte sich, Alles blühte ringsum auf; nur Horimirz genoß des Segens nicht, den er verbreitet hatte. Die schöne Natur, die wieder glänzend vor seinen geöffneten Blicken lag, rührte ihn nicht. Er war glücklicher gewesen, als eine treue Hand ihn in

ewiger Finſterniß leitete, und noch ein letztes, theures Band löste ſich von ſeinem wunden Herzen. Der treue Schemik ſtarb an den Folgen jenes überkühnen Sprunges. Horimirz verließ den lieben Gefährten ſo mancher dunkeln und ſtürmiſchen Tage nicht in ſeinen letzten Stunden, er ſchlug ſogar eine Einladung des Herzogs aus, der, um den gefürchteten Wladiken zu gewinnen, ihn zu einem groſſen Feſte an ſeinen Hof lud. Mit höflicher Entſchuldigung ſandte er ſeine Brüder hin, und blieb bey ſeinem ſterbenden Thiere. Als es todt war, ließ er es nach derſelben Felſengrotte bringen, aus der es, wie ihm Argina geſagt, entſprungen war. In wenig Tagen war, wie bey Argina's Leiche, der zarte, nicht irdiſche Stoff in feinen Duft gelöſ't, und Alles verſchwunden.

Horimirz wurde nicht wieder froh. Täglich ſtieg er den Schloßberg herab, und ſaß unter der Eiche, wo ihm Argina zuerſt begegnet, oder in dem Thal, wo ſie in ſeinen Armen verſchieden war. Seine Harfe war wieder ſeine einzige, liebſte Geſellſchaft. Blaß und ſtumm, wie ehemahls, lehnte er ſein Haupt an ſie, der Wind hob ſein ſchweres Gelocke, und ſpielte um die blaſſen Wangen, um den wehmüthig lächelnden

Mund, die Hand rührte die bebenden Saiten, und ein leiſer Geſang enttönte ſeinen Lippen:

Schimmernd liegt die weite Fläche,
Und der Mittag thront in ſtolzer Pracht,
Hier der Silberglanz der Bäche,
Dort der Tannenwälder tiefe Nacht,
Grüne Dämm'rung in den Schatten,
Farbenſpiel auf Frühlingsmatten,
Leichtes Leben, friſche Luft
Rings in jedes Weſens Bruſt.

Tauſend Blüthen ſeh' ich prangen,
Tauſend Blumen wiegen ſich am Bach,
Und mit liebendem Verlangen
Schlüpft der Vogel hier dem Vogel nach.
Bienen, Käfer ſeh' ich gaukeln,
Mücken ſich auf Strahlen ſchaukeln,
In der ſonnenhellen Fluth
Scherzt der Fiſch mit frohem Muth.

Alles ſchwelgt im Meer der Freuden,
Alles ſonnet ſich im warmen Strahl,
Keines kennet meine Leiden,
Keines ahnet meine tiefe Qual!
Wo ſich jedes Herz ergetzet,
Wird nur meines ſchwer verletzet,
Und der Quell der Luſt, das Licht,
Meinen Geiſt erfreut es nicht!

Einſt, von Finſterniß umfloſſen,
Abgetrennt von jeder Erdenluſt,
Ward die Welt in mir erſchloſſen,
Blüht' ein ſchönes Glück mir in der Bruſt.

Auf den nachtumflorten Wegen
Kam mir treue Lieb' entgegen,
Führte mich mit ſanfter Hand,
Schlang um mich ein Freudenband.

Durch das Dunkel hört' ich's nahen,
Und die holde Stimme drang zu mir;
Seh'n nicht konnt' ich's, doch umfahen,
Ach, und ſelig ruht' es ſich bey ihr!
So von ihrem Arm umſchlungen,
Seel' an Seel' in Eins verklungen,
Fehlte mir des Tages Licht,
Fühlt' ich ſein Entbehren nicht!

Jetzt iſt Licht dem Aug' gegeben,
Aber meine Freuden ſind nicht mehr,
Öde ſtarrt das wüſte Leben,
Und die Welt liegt hell und kalt umher.
O wer gibt mir jene Freuden,
Jene zartgeſtillten Leiden,
Meiner Liebe ſtilles Glück,
Meine Dunkelheit zurück?

So ſang Horimirz in trüben Gedanken zur Harfe. Keine Freude erheiterte mehr ſeinen Geiſt, das Leben hatte keinen Reiz mehr für ihn. In einer Fehde, die er für ſeinen Bruder ritterlich ausfocht, traf ein Pfeil ſeine Bruſt. Er ſtürzte, mit dem Blutſtrom entfloß ſein Leben; aber vor ſeinen brechenden Augen erſchien Argina auf lichten Wolken, und der Tod vereinigte die getrennten Liebenden wieder.

Inhalt.

	Seite.
I. Der ſchwarze Fritz	1
II. Die goldene Schale	99
III. Der Einſiedler auf dem Monſerat . .	179
IV. Horimirz. Eine böhmiſche Sage . .	273

Stanford University Libraries
3 6105 015 206 043

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004